I 83

Lister. Comm. pro Bg.

Auf den Rest des Jahres 1832. d. 20 Juni zum 5.
Sibl. Jück von 2 fl. 24 xr
empfangen.

H. V.

L 100

cat.

B 2190

Kleinere prosaische

Schriften

vermischten Inhalts

von

Carl Philipp Conz.

HISTORISCHER VEREIN BAMBERG L 100

Zweytes Bändchen.

Tübingen,
bey Heinrich Laupp.
1822.

Vorbericht.

Ich habe bey der Erscheinung dieses zweyten Bändchens meiner vermischten Schriften dem Publikum ebenfalls wie beym vorigen nur wenig zu sagen. Ohne streng eine chronologische Ordnung zu verfolgen, ließ ich mich auch hier in der Wahl der aufzunehmenden Materien hauptsächlich durch eine gewisse Vorliebe, die freilich sehr täuschen kann, und dann durch die Beabsichtigung der Mannichfaltigkeit und Abwechslung, wohl noch mehr als beym ersten Bändchen bestimmen.

In dem angehängten Inhaltsverzeichniß ist angegeben, wo die verschiedne Aufsätze zuerst gedruckt waren und welche ganz neu sind. Veränderung haben die schon gedruckten alle mehr oder weniger erfahren. Ganz umgearbeitet wurde, und beynah als neu darf betrachtet werden die letzte literarische Abhandlung über Renner und seinen Verfasser. In einem nachfolgenden Bändchen werde ich eine kleine Anthologie aus dieser anziehenden alten Schrift als Zugabe zum gegenwärtigen Aufsatze, und auch

zu der Abhandlung über die älteren Vorstellungen von Schicksal u. s. w. noch eine zweyte einrücken, wohl auch neben mehreren historischen und andern Miscellen noch ungedruckte Fragmente über die Homerischen Gedichte liefern. Hier in diesem kurzen Vorberichte sey es mir gestattet, ein paar kleine Zusätze zu meinem Denkmal Nikod. Frischlins, womit das erste Bändchen sich eröffnet, nachzutragen.

Sogleich, was das Geburtsort Frischlins betrifft, S. 3. wo ich der gewöhnlichen Angabe folgte, muß ich eine Berichtigung mittheilen. Frischlin ist nicht zu Balingen, sondern zu Erzingen (1547) geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Im folgenden Jahre *) trieb den wackeren karakterfesten

---

*) In diese Zwischenzeit scheint auch seine Berufung nach Nebstetten auf der Alp gefallen zu seyn, der Sattler (Beschreib. des Herzogth. Würtemberg II. Thl. S 128) erwähnt, wo es ihm aber, weil nur dritthalb Elemente dort herrscheten, wie er scherzhaft sich ausdrückte, so wenig gefiel, daß er die Stelle entweder gar nicht annahm, oder sogleich wieder — man findet keine bestimmte Angabe darüber — verlies, und nach Erzingen zurückging. Das Geschichtchen, das Sattler hier noch erzählt — der Pfarrer Frischlin habe nach einer Verordnung der Gemeinde in Erzingen, der zufolge jeder Einwohner die Schafe eine gewisse Zeit hüten mußte, ebenfalls auch dieser Bürgerpflicht sich unterziehen sollen, weil der Schultheiß ihn schlechterdings nicht davon lossagen wollte,

Mann das Interim vom Dienste, weil er sich der Einführung der Messe widersetzte. Er zog jetzt mit seiner Gattinn und dem Säuglinge Nikodem in die nahe Amtsstadt Balingen. Daher die Ursache, daß manche Balingen als die Geburtsstadt Nikodems annehmen.

Hier geschah es, daß der dort angestellte Schullehrer Edelmann im Jahre 1551 verreisen mußte. Er bat den privatisirenden Pfarrer in seiner Abwesenheit seine Dienste an Schule und Kirche für ihn zu übernehmen. So eben war ein neuer Meßpriester von Haigerloch angerückt. Als nun Frischlin nach geendigter Predigt zur Messe singen sollte, stimmte er mit seinen Schülern das Luther'sche Kraftlied: „Erhalt uns Herr bey deinem Wort und steur' des Pabsts und Türken Mord" in einem so nachdrücklichen Tone an, daß der Meßpriester von Schrecken und Aerger zugleich ganz übertäubt unverrichteter Dinge mit dem Meßgewande da-

---

dafür habe er sich gerächt und als die Reihe ihn gerade an einem Feyertag (Joh. d. T.) traf, die Schafe auf des Schultheißen Acker getrieben, und nachdem sie dort weidlich sich gesättiget, sie am nämlichen Morgen zurückgeführt und sein Hirtenamt in der Kirche rüstig versehen — dieses drolligte im Ganzen nicht unwahrscheinliche, jener Zeit angemessene Geschichtchen lasse ich jedoch an seinen Ort gestellt.

von und wieder Haigerloch zu rennete *). Da nun kein anderer an die Stelle des so hinweggeschreckten sich wieder einfinden wollte, hob sich das Interim von selbst auf, und Frischlin wurde noch in demselben Jahre zum Diakonus in Balingen verordnet. Im Jahre 1562 — 66 war er Pfarrer zu Tailfingen, in der Balinger Dioecese. Ob er am letzten Orte gestorben, oder weiter befördert worden, ist mir wenigstens nicht bekannt.

So viel von dem rüstigentschlossenen durchs Leben vielgeübten Vater Frischlins. Man sieht, sein Karakter erbte zum Theil über auf den Sohn, und die, wenn schon im engeren Kreise, doch gleichfalls mannichfach versuchenden Schicksale des Mannes, die den Muth und die Begeisterung des aufstrebenden Jünglinges früh mögen geweckt haben, dürften nicht ohne geheimen Einfluß auf seine späteren eigenen gewesen seyn.

Zu S. 11. „Ihm ward" u. s. w. bemerke ich hier noch, daß Frischlin in diesem Jahre mit der Universität wegen der wieder eingerissenen Pest selbst nach

---

*) S. ebens. Sattler am angef. Orte. Weiter unten aber, wo es heißt, Frischlin wurde noch in demselben Jahre wieder zum Diak. in Balingen verordnet (er war es ja noch nicht) wie auch oben, die Angaben von Mehstetten und Erzingen betreffend, ist S. zu berichtigen.

Eßlingen ging, wo er im Barfüßer Kloster eine Elegie an die Wand schrieb. Sie ist abgedruckt in opp. poet. Nicod. Frischlini p. eleg. Argent. 1601, wo sie die 7te El. des XXI. B. ist. Die Präsesstelle bey den Disputirübungen trug Apian Frischlin erst 1572 auf, als in welchem Jahre jener Dekanus war. Frischlin war damals 25 Jahr alt, die Zahl 27 ist ein Druckfehler. S. 16 und 19. ist statt Wendlins Mendlins zu lesen.

Noch wollte ich am Schluße des neu überarbeiteten Denkm. N. F. einer Nachricht Erwähnung thun, die von der Wiederauffindung des Grabmales, ja selbst des Sarges, worin Frischlin lag, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich als Sage zuerst, später als öffentliche Nachricht in dem neuen lit. Anz. Nr. 31. und im Morgenbl. März 1811 an beyden Orten, wo ich nicht irre durch Hrn. Hofr. Höck in Gaildorf, aus den Papieren eines glaubhaften Mannes, des verstorbenen Modisten und ersten Schullehrers Kuhn in Urach verbreitet hat.

Ich hole hier nach, was ich der Güte eines nahen Verwandten des verstorbenen Kuhn, Herrn Schullehrer Scheuing in Urach hierüber danke, und zwar mit dessen eigenen Worten:

„Als am 25sten Nov. 1755 in Urach für einen auf der Jagd erschossenen Schmidknecht ein Grab bereitet wurde, stieß man auf einen eichenen Sarg, den der Todtengräber mit seinem Grabscheite öffnete.

In diesem Sarge lag Frischlin, noch ganz unversehrt, und mit unversehrter Kleidung völlig so, wie er auf der Rückseite des Titelblattes seiner von Ulrich Bolinger 1599 zu Straßburg in Oktav herausgegebenen Hebraeis abgebildet ist. Sein Mantel war von schwarzem Taffet, mit einer goldenen Lahnborde eingefaßt, die Unterkleidung strohgelb, zerschnitten, und mit scharlachrother Unterlage; der Hut von Sammet, mit schwarzen seidenen Fränzchen schmal eingefaßt, und mit einer goldenen Schnur umwunden. An der Brust hieng von beyden Seiten ein rothes Band herunter. Die linke Hand hielt eine beschriebene Papierrolle. Hundert und fünf und sechzig Jahre hatte also den müden Wanderer, der nur drey und vierzig Jahre hindurch auf der Oberwelt, von einem Orte zum andern, umhergeirrt war, Muttererde in ihrem schützenden Schooße erhalten. Aber er zerfiel mit der Papierrolle in Staub, in dem Augenblicke, da er berührt wurde."

Mehreres hätte ich hier in diesem Vorberichte nicht zu sagen.

Tübingen im August 1822.

Inhalt.

Seite

I. Panthea. Aus Xenophons Kyropädie zusammengestellt . 1
(Zuerst gedruckt in der Jakobischen Iris.)
Jahrgang 1811 S. 85 — 113.

II. Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Heinrich 17
(S. Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1821.)
Darmstadt bey Heyer u. Leske.

III. Erneuerung des Andenkens an Huß 46
(Vorher gedruckt in der Cäcilia herausg. von D.
J. F. Bahnmaier.)
Jahrg. 1818 Monat Okt. u. Dec.

IV. Andenken Gottfried Ploucquets, Prof. der Logik und
Metaphysik in Tübingen 115
(Vorher einzeln gedruckt in 4to., Tübing. bey Heerbrandt 1790.)

V. Ueber das Feyerliche, in Briefen 142
(Aus dem Mauchartschen allgem. Repertorium für empir. Psychologie B. I. 1792 S. 261.)

VI. Etwas über die älteren Vorstellungen von Schicksal, Nothwendigkeit und Strafgerechtigkeit mit Beziehung auf einen Aufsatz in den Horen VII. St. vom Jahrgang 1795 167
(Aus den Stäudlinschen Beyträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre IV. B. S. 51 — 82.)

Seite

VII. Etwas über das Wunderbare u. den Hang zu demselben 198
(Aus dem Mauchartschen Repertorium VI. B. (1801) 311 — 320, mit beträchtlichen Zusätzen.)

VIII. Historische Miscellen. Erste Abtheilung . . . 213
(Zum Theil aus dem Morgenblatt.)

IX. Historische Miscellen. Zweyte Abtheilung . . . 256
(Ungedruckt.)

X. Analekten 273
(Zum Theil in der eleganten Zeitung gedruckt, zum Theil neu.)

XI. Asteriken 284
(Eben so.)

XII. Ueber das Msc. Renner auf der kön. Stiftsbibliothek zu Tübingen, so wie über den Verf. des Renners und das Werk selbst 290
(Zuerst in den Beyträgen für Philos. Geschm. und Lit. herausg. v. C. P. Conz 1786. 1. H. S. 82 — 131 gedruckt, hier aber ganz umgearbeitet.)

I.

Panthea.

(Aus Xenophons Kyropädie, meist mit den Worten des Verfassers zusammengestellt.)

In einem Treffen der Perser gegen die Assyrer wurde **Panthea**, die Gattin des Susischen Fürsten Abradatas *), gefangen und als eine der köstlichsten Beuten dem Kyros zugetheilt. Ihr Gemahl selber war, als das Assyrische Heer von dem Persischen überwunden ward, nicht in dem *Lager*, sondern auf eine Gesandtschaft zum Könige der Baktrianer gereist. Der Assyrer hatte ihn dahin abgesendet, um diesen zum Kriegsbündnisse zu gewinnen; denn sie waren Gastfreunde, der Assyrische König und der Baktryanische. Kyros beschied sogleich den Meder Araspes, seinen Jugendgespielen, denselben, dem er auch, als er von Astyages hinweg nach Persien ging **), seine Medische Stola mit viel andern Geschenken zum Zeichen seiner Freundschaft unter heißen Thränen als Andenken überreicht hatte. Diesem nun übertrug er, die Frau und das Zelt, worin sie war, zu bewachen, so lange bis er selbst würde Besitz davon nehmen. Araspes fragte ihn: Hast du auch die Frau gesehen, Kyros, die du mir zu bewachen gebietest? Kyros antwortete: Nein beim Zeus noch nicht! Aber ich, sagte er, im Augenblicke, als wir sie für dich aussonderten; und, denke dir! als wir ein-

*) S. Xenophons Kyropädie VI. 3, 35.

**) S. Kyr. I. 4, 26.

traten in ihr Zelt, kannten wir sie das erste Mal nicht sogleich (denn sie saß auf dem Boden und alle ihre Dienerinnen um sie her; auch war sie gerade ganz gleich gekleidet mit diesen *); als wir aber, um zu erfahren, welche die Gebieterinn wäre, unsre Augen auf alle umherwarfen, so sahen wir gar bald sie unter allen den andern hervorleuchten, ob sie schon saß und verschleiert war und auf die Erde niederschaute. Als wir sie jetzt aufstehen hießen, standen alle um sie her mit ihr zugleich auf, und jetzt überstrahlte sie die andern, und wir sahen nun, wie sie hervorragte, theils an Würde, theils an Adel und Anstand, ob sie schon in niedrigem Gewande vor uns stand. Deutlich sah man auch ihre Thränen herabträufeln, theils am Schleier, theils an den Füßen. Da sagte der ältere von uns: Getrost, Frau! Wir hören zwar wohl, du habest auch einen feinen und wackeren Mann; jetzo daher erkiesen wir dich für einen Mann, der, zweifle nur nicht! dem deinen weder an Gestalt noch Verstand noch Ansehen nachstehet. Vielmehr, wie wir glauben, wenn je wohl ein anderer, so ist Kyros würdig der Bewunderung. Er ists, dem du von nun an sollest gehören.

Als die Frau dieses gehört hatte, zerriß sie von oben herab ihren Schleier und weinete laut auf, und mit ihr schrieen auch auf die Sclavinnen. Indem offenbarete sich der meiste Theil ihres Antlitzes und es offenbareten sich ihr Hals und ihre Arme. Und glaube nur gewiß, Kyros, mir und allen andern, die sie sahen, dauchte es, als ob nie von sterblichen Weibern in Asien so eine geboren, oder sonst dort gefunden worden sey; aber mit Einem Wort, setzte er hinzu, betrachte sie nur selber genau!

Kyros erwiederte: Beym Zeus, um so weniger, wenn sie so ist, wie du sagst. Warum? fragte der junge Mann: Darum, antwortete Kyros: wenn ich jetzo, da ich gehört

*) Beydes Zeichen der Trauer.

habe, daß sie schön ist, mich überreden lasse hinzugehen, um sie zu sehen, da ich nicht viel Muße habe, weil ich dann fürchten muß, ich möchte mich überreden lassen, auch öfter hinzugehen, sie zu beschauen. Die Folge dürfte seyn, daß ich dann vernachläßigte, was ich jetzt thun muß, und hinsäße nur sie beschauend. Und der junge Mann lachte auf und sprach: Glaubest du denn, Kyros, Schönheit eines Menschen sey schon im Stande wider Willen einen zu nöthigen gegen das Beste zu handeln? Denn wäre ihr nämlich, fuhr er fort, dieses so angeartet, so nöthigte sie wohl alle gleicherweise. Siehest *du, setzte er hinzu,* das Feuer, wie es alle gleicherweise brennt? denn es ist ihm so angeartet. Schöne Menschen aber liebt man theils, theils nicht; der eine die, der andre andere; denn es ist etwas freywilliges, und jeder liebt, welchen er will. So z. B. liebt kein Bruder *seine* Schwester, ein anderer aber dieselbe; noch ein Vater seine Tochter, ein anderer aber dieselbe; denn Scheu sowohl als Gesetz reichen zu, Liebe zu verhindern. Wenn aber einmal ein Gesetz gegeben würde: Wer nicht ißt, soll nicht hungern, und wer nicht trinkt, nicht dürsten; des Winters soll man nicht frieren, noch des Sommers Wärme fühlen, so könnte kein Gesetz wohl bewirken, daß die Menschen hierinn gehorchten; denn es ist ihre Art so, daß sie gemeistert werden von solchem. Das Lieben aber ist etwas freywilliges. Jeder liebt daher, was nach seinem Sinne ist, wie z. B. Kleider und Schuhe. Wie kommt es nun, sagte Kyros, wenn das Lieben eine freywillige Sache ist, daß es nicht auch in unsrer Macht steht, der Liebe sich zu entschlagen, wenn man will? Habe ich doch, setzte er hinzu, manche sogar weinen sehen vor Traurigkeit aus Liebe und wie Sclaven dienen ihren Geliebten, da sie doch, bevor sie liebten, Sclaverey für

etwas gar schlimmes hielten, und viel wegschenken für das *), dessen Nichtbesitz für sie besser gewesen wäre, und Gelübde thun, wie von was immer für einer andern Krankheit, befreyet zu werden von der Liebe, ohne daß sie doch konnten davon befreyet werden, sondern gefesselt blieben von einem noch stärkeren Zwang, als wären sie in Eisen gefesselt; denn sie geben sich selbst ihren Geliebten viel und leichtsinnig zu eigenem Dienste hin, und wagen es nicht zu entlaufen aus solchem Elende, worinn sie sind, sondern hüten sogar noch die Geliebten, daß sie nicht wohin entlaufen.

Und der junge Mann erwiederte darauf: Wohl! sie thun also. Solche Menschen sind eben Heillose. Deßwegen, glaube ich, wünschen sie auch immer als Elende zu sterben; und da es so viel tausend Mittel giebt, los zu werden das Leben, werden sie es doch nicht los. Eben diese sind es auch, die sich nicht scheuen zu stehlen und fremdes Gutes sich nicht enthalten; aber, wenn sie etwas geplündert oder gestohlen haben, siehest du nicht, daß du zuerst dann, als ob Stehlen keine Sache sey, zu der man gezwungen werden könne, zur Rechenschaft ziehest den Dieb und Räuber, und mit nichten ihm verzeihst, sondern ihn bestrafest? So ist es auch, setzte er hinzu, bey den Schönen der Fall. Auch sie zwingen nicht, sie zu lieben, noch nöthigen sie die Menschen, zu trachten nach dem, wonach man nicht soll. Aber die heillosen Menschen, glaube ich, können sich in keinem Gelüste mäßigen, und dann klagen sie den Eros an. Die Edeln und Guten aber, ob sie schon auch trachten nach Gold und schönen Pferden und schönen Weibern, können sich doch leicht dessen allen enthalten, so daß sie widerrechtlich es nicht berühren. So auch ich, obschon ich diese gesehen und sie

---

*) Nach der Lesart ὧν ἦν für ὧν οὐ.

ungemein schön gefunden habe, bin ich doch bei dir und reite aus und verrichte alle meine übrige Dienstpflicht.

Ja wohl, sagte Kyros, mag es immer! Vielleicht bist du früher von ihr weggegangen, als die Liebe ihrer Natur nach Zeit braucht sich zu bemächtigen eines Menschen. Denn auch des Feuers Art ist es, daß nicht, wer es anrührt, sogleich verbrannt wird; auch das Holz lodert nicht sogleich auf; doch rühre ich von freyen Stücken weder gerne Feuer, noch schaue ich schöne Knaben an. Auch dir rathe ich es nicht, sagte er, mein Araspes, auf den Schönen das Gesicht verweilen zu lassen; denn das Feuer *brennt nur* die, so es anrühren; schöne Knaben aber *berühren* auch die, so sie von Ferne ansehen, unvermerkt so, daß sie entzündet werden vom Gotte der Liebe. Fürchte nichts, sagte er, o Kyros! Auch selbst wenn ich nie aufhören sollte, sie anzusehen, werde ich mich doch *nicht* so ergreifen lassen, daß ich etwas thäte, was sich nicht geziemet zu thun. Trefflich gesprochen, erwiederte er, so beschütze sie nun, wie ich dir es auftrage, und sorge für sie! Denn vielleicht dürfte zu gelegener Zeit uns gar viel Nutzen schaffen diese Frau. Nach solchen Gesprächen schieden sie jetzt von einander. Der junge Mann aber, wie er zu gleicher Zeit sah die ungemein schöne Frau, zu gleicher Zeit wahrnahm ihre edle treffliche Natur, zu gleicher Zeit sorgend für sie und glaubend, er verbinde *sie* sich, gewahr wurde, daß sie nicht undankbar war, sondern hinwiederum durch ihre Dienerschaft Sorge trug um *ihn*, daß, wenn er zu ihr hinging, es ihm an nichts, was er nöthig hatte, gebrach, und wenn er auch nicht wohl war, ihm nichts abging — wurde durch alles dieses befangen von Liebe gegen sie, und wohl erfuhr er hier nichts ungewöhnliches.

* * *

Einige Zeit hernach *) wollte Kyros jemanden nach Lydien senden um zu erforschen, was der Assyrer machte. Für dieses Geschäft schien ihm Araspes dienlich, der die schöne Frau in seiner Obhut hatte. Was ihn besonders dazu vermochte, war folgende Begebenheit. Araspes, von Liebe gegen die Frau bezwungen, hatte ihr unehrbare Anträge gemacht. Mit Standhaftigkeit wies sie dieselben ab, und blieb ihrem Manne, ob er schon abwesend war, treu; denn sie liebte ihn sehr. Dennoch verklagte sie den Araspes bey Kyros nicht, weil sie sich scheute, Freunde mit einander zu entzweyen. Als aber Araspes, darauf gestellt, sie müsse seinem Willen sich fügen, der Frau drohte, wenn sie nicht willig seine Wünsche befriedigte, würde sie gegen ihren Willen dies thun müssen, so verheimlichte sie es jetzt, von dem Gedanken an Gewalt geschreckt, nimmer mehr, sondern sandte den Verschnittenen zu Kyros mit dem Auftrage, ihm alles ohne Rückhalt zu sagen. Als er es hörte, so lachte er auf über den Mann, der sich rühmen konnte, der Liebe nicht zu unterliegen, und sendete Artabazas mit dem Verschnittenen an Araspes ab, mit dem Befehl: Gewalt dürfe er der Frau nimmer anthun; könnte er sie aber in Gutem zu seinem Willen bereden, so wolle er ihn nicht hindern. Als Artabazas jetzt zu Araspes kam, schalt er ihn, ihm vorstellend, wie die Frau ein anvertrautes Heiligthum sey, das er, der Frevler, der Treubrüchige, der Wüstling zu verletzen die Rohheit habe; so daß Araspes in Thränen zerfloß vor Traurigkeit, niedergebeugt aber dastand vor Schaam und vergehen wollte vor Furcht, auch von Kyros noch möchte ihm Unholdes begegnen.

Als Kyros nun dieses erfuhr, beschied er ihn und sprach mit ihm Mann gegen Mann. Ich sehe, begann

---

*) S. Xenophoens Kyr. VI. K. 1.

er, o Araspes, wie du nicht nur Furcht hast vor mir, sondern auch befangen bist von gewaltiger Schaam. Entschlage dich denn dessen! Denn ich habe nicht nur von Göttern gehört, daß sie der Liebe unterlagen, sondern ich weiß auch von Menschen, und dazu von solchen, die sich sehr vernünftig dünkten, was sie von der Liebe alles erlitten. Ja ich selbst habe an mir erfahren, daß ich in Gesellschaft von schönen Knaben mich nicht bezwingen konnte, gleichgültig gegen sie zu bleiben. Auch bin ich es ja, der dich in diese Verlegenheit gebracht; denn ich habe dich mit hineinverwickelt in diesen unerkämpfbaren Kampf.

Araspes antwortete jetzt: Bist du doch, o Kyros, auch hierinn gleich wie im Anderen sanftmüthig und zum Verzeihen geneigt gegen menschliche Verirrungen. Mich aber, fuhr er fort, schlagen auch die andern Menschen nieder vor Schmerz; denn so wie das Gerücht meines Schicksals erschollen ist, freuen sich meine Feinde über mich; meine Freunde aber kommen zu mir und rathen mir, mich zu entfernen, um nicht etwa gestraft zu werden von dir, als hätte ich groß Uebel gethan. Kyros erwiederte: Halte dich nur fest überzeugt, daß bey solcher Gesinnung du im Stande bist mir kräftig zu dienen, und unsern Verbündeten großen Nutzen zu schaffen. O wenn es doch möglich wäre, sagte Araspes, daß ich dir bey guter Gelegenheit könnte nützlich werden. — Nun denn, sagte er: Wenn du, dich anstellend als flöhest du vor mir, wolltest zu den Feinden gehen, so denke ich wohl, du würdest glaubhaft erfunden werden von den Feinden. Beym Zeus, sagte er, selbst unter den Freunden, bin ich's gewiß, würde man aussagen, ich sey vor dir geflohen. So könntest du nun zurückkommen zu uns, antwortete Kyros, von allem im feindlichen Heere unterrichtet. Ja ich denke, an ihren Gesprächen und Berathschlagungen würden sie dich Theil

nehmen lassen, so sehr trauten sie dir! Nicht das Geringste würde dir verborgen seyn von dem, was wir wissen wollten. — Nun so will ich jetzt sogleich auf der Stelle abreisen, sagte er; denn dies besonders, glaube mir, wird eines der vorzüglichsten Mittel seyn, die Leute glauben zu machen, als sey ich aus Furcht einer Ahndung von dir geflohen. K. Wirst du aber auch verlassen können die schöne Panthea? A. Wohl kann ich es; denn ich habe offenbar zwey Seelen. So eben habe ich mit dem trügerischen Sophisten, dem Eros, dies ausphilosophirt; denn nimmer, als nur Eine, ist sie zugleich gut und schlimm, noch liebt sie zugleich gute und häßliche Handlungen, und will zu gleicher Zeit das Nämliche thun und nicht thun. Vielmehr ist es offenbar, daß es zwey Seelen giebt; und wenn die gute siegt, so geschieht das Gute; wenn die böse, so wird das Schlimme gehandhabt. Jetzt aber, nachdem sie dich zum Streitgehülfen bekommen, obsieget die gute, und dies gar ungemein. Kyros antwortete: Wenn du nun glaubst, gehen zu müssen, so richte es so an, daß sie dir auch um so mehr trauen. Erzähle ihnen von unsrer Lage; aber erzähle so, daß, was du ihnen sagst, ihnen meist hinderlich werden muß in ihren Anschlägen. Hinderlich aber dürfte ihnen darinn seyn, wenn du ihnen sagtest, daß wir Zurüstungen machen, irgendwo in ihr Land einzufallen. Denn dies hörend werden sie vielleicht weniger ihre ganze Macht zusammenbringen, weil jeder Einzelne auch für das Seine zu Haus besorgt seyn muß. Und bleibe bey ihnen, fuhr er fort, so lang als möglich! Denn was sie vornehmen, wenn sie uns am nächsten gerückt sind, das zu wissen wird uns dann am meisten Noth thun. Rathschlage auch mit ihnen über die Art der Stellung ihres Heers, wie es dir scheine, daß sie am besten dürfte getroffen werden; denn wenn du hernach sie wieder verläßt, und sie wissen,

daß du ihre Stellung kennst, so müssen sie nothwendig sie so genommen haben; denn sie verändern werden sie nicht wollen, und wenn sie auch anders sie nehmen, so wird die neue Anordnung sie bald verwirren. So ging also Araspes hinweg, nahm einige seiner treusten Diener zu sich, sagte einigen, was er dem Geschäfte förderlich glaubte, und reiste ab.

Panthea aber, sobald sie von der Abreise des Araspes gehört hatte, sandte zu Kyros und ließ ihm sagen: Laß es dich nicht kränken, o Kyros, daß Araspes zu den Feinden gegangen ist; denn wenn du mir erlaubst, daß ich *nach meinem Manne* sende, so verspreche ich dir: Ein *viel* treuerer Freund denn Araspes wird dir nahen; auch weiß *ich* gewiß, mit einer Heeresmacht, wie groß er sie nur immer aufbringen kann, wird er vor dir erscheinen; denn zwar der Vater des jetzigen Königes war sein Freund, *aber* der gegenwärtige hat schon einmal mich und meinen Mann von einander zu trennen versucht. Da er ihn nun für einen Beleidiger seiner Ehre halten muß, so bin ich überzeugt, daß er mit Vergnügen auf die Seite eines Mannes, wie du bist, sich wenden wird. Sobald Kyros dies hörte, entbot er ihr, zu ihrem Manne zu senden, und sie that es.

Als Abradatas die Wahrzeichen seiner Frau *) erkannt und auch die übrigen Umstände erfahren hatte, so *reiste* er mit Vergnügen zu Kyros ab, in einem Gefolge von tausend Rossen. Da er zu den Feldwachen der Perser gelangte, sandte er zu Kyros, und ließ ihm sagen, wer er sey. Kyros gebot sogleich, ihn zu seiner Frau zu führen. Als die Gattin und Abradatas einander sahen,

---

*) Symbole, wie das griechische Wort sagt; Zeichen, an denen man nach alter Sitte für Verkehr durch fremde Personen übereingekommen war. Der Siegelring wurde unter andern vorzüglich dafür gebraucht.

umarmten sie sich, wie es zu erwarten war, da sie so unverhofft sich wieder erblickten. Sofort erzählte ihm Panthea von der hohen Achtung und Mäßigung und zarten mitleidigen Schonung, womit Kyros sie hätte behandelt. Abradatas antwortete darauf: Womit nun, o Panthea, kann ich meinen Dank dem Kyros in meinem und deinem Namen erstatten? Womit anders, sagte sie, als wenn du dich bestrebst, gegen ihn zu seyn, wie er gegen dich.

Hierauf ging Abradatas zu Kyros, und als er ihn sah, ergriff er seine Rechte und sprach: Für das, was du Gutes an uns gethan hast, Kyros, habe ich dir nichts größeres zu sagen, als daß ich mich dir übergebe zum Freunde und Diener und Kriegsgenossen; und wohin ich immer gerichtet sehe dein Streben, werde ich mich bemühen, dein Anhelfer zu seyn, aufs Beste als ich nur kann. Kyros erwiederte: Ich nehme es an, und entlasse dich für jetzt, daß du diesen Mittag mit deinem Weibe speisest; hernach aber mußt du auch in meinem Zelte mein Gast seyn mit deinen und meinen Freunden.

Als hierauf Abradatas merkte, Kyros sey damit beschäftigt, Sichelwagen und gepanzerte Pferde und Reiter sich anzuschaffen, so nahm er sogleich Bedacht, gegen hundert Wagen aus seinem reisigen Zeuge, den seinigen ähnlich, ihm auszurüsten. Sein eigener Wagen aber hatte vier Deichseln, und acht Pferde waren daran geschirrt. Panthea aber, seine Frau, schaffte ihm aus ihren Kleinodien einen goldenen Panzer und goldenen Helm, eben so auch Armspangen; die Pferde aber rüstete sie aus mit ehernem Geschirr. Als nun das Heer des Kyros gerüstet war und der Zug gegen Kroesos begann, als die Opfer waren vollbracht, wollte Panthea ihren Gemahl mit ihren Geschenken, die sie insgeheim hatte verfertigen lassen, überraschen. So eben war er im Begriff, den

linnenen Panzer, den er nach Landessitte trug, sich um zu thun; da brachte sie ihm den goldenen Helm und die goldenen Armbande entgegen. Räumig schlossen den Fugen der Arme die Spangen sich an. Dazu gab sie ihm ein purpurfarbenes bis an die Füße gleich einer Stola hinabwallendes Unterkleid und einen hyacinthfarbigen Helmbusch. Sie hatte bey allem geheim das Maaß genommen von dem Kriegsschmuck ihres Mannes. Als er die Geschenke sah, bewunderte er sie, und gegen Panthea gewandt fragte er: Nicht wahr, o meine Gattinn, deinen eigenen Schmuck richtetest du zu Grund, um mich *so auszurüsten?* Nimmermehr, sagte Panthea, und wär' er auch der köstlichste gewesen; denn du sollst mir, wenn nun auch in Anderer Augen du erscheinst, was in den meinen, der größte Schmuck seyn. Indem sie dies sagte, kleidete sie ihn an, und arbeitete, ihre Thränen zu verbergen; aber sie konnte sie nicht zurückhalten, sie träuften ihr über die Wangen. Als aber nun Abradatas, zuvor schon ein Mann herrliches Ansehens, umkleidet war mit seiner Rüstung, stand er da schön und edelgestaltet wie keiner, um so mehr, da die eigene Natur ihn hob. Sofort nahm er aus den Händen des Wagendieners die Leinen, in der Stellung, als wollte er eben aufsteigen auf den Wagen. Nun hieß Panthea alle Anwesenden sich entfernen und sagte: Nun denn, mein Abradatas, wenn je schon eine andere Frau ihren Gatten höher geachtet hat denn ihr Leben, so glaube ich, du bist es gewiß, daß auch ich eine bin von diesen. Was bedarf es daher umständlicher Einzelnes berührender Versicherungen? Denn die Werke, die ich erzeigt, sprechen, denke ich, redender als alles, was ich jetzo gesagt. Dennoch aber, so gesinnet, wie du weißst, schwöre ich dir bey meiner und deiner Liebe: Wahrhaftig ja! ich wollte mit dir, der du ein edler Mann bist, gemeinschaftlich mit Erde mich

eher bedecken lassen, als geschändet leben mit einem Geschändeten. So sehr habe ich nicht nur dich des Trefflichsten, sondern auch mich selber stets würdig geachtet. Dem Kyros aber, glaube ich, sind wir beyde großen Dank schuldig, daß er mich, die Gefangene und ihm als Beute Erlesene, weder als Sclavinn wollte behandeln, noch als Freye unter unehrbarem Namen. Vielmehr, so wie er mich empfing, brachte er mich dir, wie eines leiblichen Bruders Frau. Dafür nun, daß Araspes von ihm abtrünnig ward, der die Huth über mich hatte, gelobte ich ihm, wenn er mir erlaubte, dir Botschaft zu geben, du würdest ihm nahen als ein weit treuerer Mann und weit edlerer. So sagte sie: Abradatas aber stand voll tiefer Bewunderung über ihre Rede, rührete ihr Haupt an, und aufblickend zum Himmel betete er: Nun denn, o Zeus, allerhöchster, verleih mir würdig mich zu erzeigen als Pantheas Gatten, würdig auch als Kyros Freund, der uns so hoch geehrt hat. Dies gesagt, stieg er bey dem Eingange des Wagensitzes hinauf in den Wagen. Als er hinaufgestiegen und der Wagendiener jetzt zugeschlossen hatte den Wagen, und Panthea ihren Abradatas nun nicht anders mehr konnte umarmen, so küssete sie statt seiner den Sitz des Wagens. Indessen ging der Wagen schon voran, sie aber folgete ihm, unbemerkt, bis Abradatas sich umwendete, und, sie erblickend, sagte: Muth gefaßt, Panthea! und lebe wohl und scheide nun! Jetzt huben die Verschnittenen und ihre Dienerinnen sie in ihr Gefährt, und führten sie hinweg; darauf legten sie sie nieder und verhülleten sie im Gezelt. Die Umstehenden aber, eine so herrliche Schau Abradatas auch gewährte und sein Wagen, konnten doch nicht eher ihn anschauen, bevor Panthea war hinweggegangen.

* * *

Die Unglückliche, sie hatte das letzte Mal ihren Gatten gesehen, Kroesos Heere waren geschlagen, Sardis erobert. Kroesos selbst hatte sich dem Kyros ergeben. Jetzt, als die Schätze des Königs ausgeliefert wurden dem Sieger, und dieser sie unter seine treue Genossen vertheilte zur Obhut, vermißte er einen derselben; es war Abradatas. So fort *) rief er einige der umstehenden Diener und fragte: Saget mir! hat einer von euch Abradatas gesehen? Denn es wundert mich, setzte er hinzu, daß, der so oft ehmals zu mir kam, jetzt nirgend sich zeigt. Da antwortete einer der Diener: Die Ursache ist, o Gebieter! Er lebt nicht mehr, sondern ist im Treffen umgekommen, als er mit seinem Wagen einrannte unter die Aegyptier; denn die andern, außer seinen Gehülfen, wichen zurück, sagt man, als sie das Gedränge sahen der Aegyptier. Und jetzt, fuhr er fort, hat seine Frau, geht das Gerücht, den Todten aufgehoben, in ihren eigenen Wagen, in dem sie fuhr, gelegt, und ihn irgendwo hieher an den Strom Paktolus geführt; und seine Verschnittenen und Diener graben auf einem Hügel wo, heißt es, ein Grabmal für den Dahingeschiedenen. Von seiner Frau aber, sagen sie, wie sie auf der Erde sitzt, mit allem, was sie zur Hand hatte, schmückend den Mann, sein Haupt auf ihre Kniee gelegt. Als Kyros dies hatte vernommen, schlug er vor aller Augen sich an die Hüfte **), schwang sich ungesäumt auf sein Roß, nahm tausend Reiter mit sich und sprengte fort zum Schauplatze der Trauer. Gadatas aber und Gobrias befehligte er, was immer von anständigem Schmucke sie könnten beyschaffen für den lieben und theuren gestorbenen Mann,

*) S. Kyropäd. VII. B. K. 3.

**) Zeichen des Schmerzes bey verschiedenen Völkern. S. Jerem. 31, 19. Ezech. 21, 12. Homers Il. 10, 162. Odyß. 11, 198.

sollten sie nehmen und flugs ihm nachfolgen; und wer Heerden in seinem Gefolge hatte, Rinder sowohl als Rosse *), dem gebot er, sie und anderes kleines Vieh in Menge herbeyzutreiben, damit es, wo er nur erfahren hätte, daß er läge, sollte zum Todtenmal geopfert werden dem Abradatas.

Als er aber sah die Frau zur Erde sitzend und den Todten da liegend, weinete er jetzt über dem Trauerschauspiel und sprach: Wehe, o gute und treue Seele! So bist du denn dahin und verlässest uns! Zugleich faßte er seine Rechte an, und die Hand des Todten folgete ihm nach; denn sie war abgehauen von einem Säbel der Aegyptier. Als er nun dies sah, ward er von noch heftigerem Schmerze bewegt. Die Frau aber stöhnete laut auf, und nahm die Hand von Kyros, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut es möglich war, und sprach: „Auch der ganze Körper, o Kyros, ist so zerstümmelt. Aber warum muß ich dich sehen? Ja wohl weiß ich, daß er durch meine Schuld nicht wenig gelitten hat, vielleicht aber doch auch durch die deine, o Kyros, nicht weniger; denn o ich Thörinn ermahnte ihn oft und viel, also zu thun, daß er dir als ein lieber bewährter Freund würde erfunden. Er selber, weiß ich gewiß, dachte nicht darauf, was ihm leidiges könnte begegnen, sondern nur, wie er dir könnte seine dankbare Liebe mit Werken bezeugen. Und nun, sagte sie, ist er untadelich gestorben, und ich, seine Ermahnerinn, sitze lebendig neben ihm.“ Kyros jetzt weinete eine Weile in der Stille; hierauf brach er aus in die Worte: Du nun empfang diese Gaben aus meinen Händen und schmücke ihn in meinem Namen damit. Es waren aber der Gobryas und der Gadakas, vielen und herrlichen Schmuck bringend, so

*) Die Perser opferten diese der Sonne. S. Kyropäd. VIII. 3, 12, 24.

eben gekommen. — Weiter denn, fuhr er fort, wisse, daß er auch im Uebrigen nicht soll ungeehrt bleiben. Viele von meinen Leuten sollen ihm einen Grabhügel aufwerfen, der euer würdig ist, und es soll ein Opfer über demselben dargebracht werden, wie es sich gebührt für einen so trefflichen Mann. Auch du, setzte er hinzu, sollst nicht verödet bleiben! Nein, ich werde dich sowohl um deiner Keuschheit willen, als jeder anderen Tugend, auch in allem Uebrigen ehren, und jemanden aufstellen der dich hinführe, wohin dir selber geliebt. Eröffne mir, sagte er, zu wem du wünschest geführt zu werden. Und Panthea *erwiederte: Gieb* dich nur zufrieden, Kyros! Ich werde dir nicht verheimlichen, zu wem ich wohl zu gelangen mich sehne. Als er dies gesagt hatte, ging er hinweg voll schmerzlicher Trauer über die Frau, daß sie eines solchen Mannes mußte beraubt werden, und über den *Mann*, daß er eine solche Frau mußte verlassen und nimmer wieder sehen. Die Frau hieß jetzt die Verschnittenen auf die Seite gehen — so lange, sagte sie, bis ich diesen da nach Herzenslust habe beklaget. Der Amme aber gebot sie da zu bleiben, und gab ihr den Auftrag, wenn sie würde gestorben seyn, sie und den Mann in Ein Gewand zu verhüllen. Die Amme nun bat sie flehentlich, solches nicht zu thun. Da sie aber nichts ausrichtete, setzte sie sich weinend zur Erde. Sie jetzt, die den Dolch längst hatte bereitet, ermordet sich selbst, und, hinsenkend auf die Brust des Mannes ihr Haupt, verschied sie. Die Amme aber heulete laut auf, und umhüllete beyde, wie die Panthea hatte geboten. Kyros nun, als er hörte die That des Weibes, eilt voll Bestürtzung herbey, ob er noch Hülfe könnte gewähren. Die Verschnittenen aber, als sie sahen, was da geschehen war, drey an der Zahl, so zucken auch sie ihre Dolche und ermorden sich auf derselbigen Stelle, die sie ihnen hatte angewiesen.

Kyros *) aber, als er nahe gekommen war dem Trauerschauplatze, mit hoher Bewunderung der Frau und tiefer Trauer schied er von dannen, und sorgete mit Fleiß, wie es ihnen gebührte, daß sie aller Ehren würden theilhaftig, und ein herrlich großer Grabhügel wurde aufgeworfen, wie man sagt. Und noch soll das Mahl der Verschnittenen stehen, und auf der Säule oben seyen eingegraben die Namen des Mannes und der Frau mit Syrischen Charakteren. Unten aber sollen drey Säulen seyn und darein die Worte gegraben: Den Königsstabhaltern. **)

---

*) Man hat hier die Periodenstellung und Lesart einzelner Worte, wie die neuesten Ausgaben, auch die Weckherlinsche S. 348. sie anbieten, der Abtheilung und Lesart der Zeunischen Ausgabe, die sonst der Uebersetzer gebrauchte, vorgezogen.

**) Eben jene Verschnittenen, die, als Zepterträger, unter die vornehmsten Diener des Persischen Hofes gehörten.

II.

Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Heinrich.

Unter die empfindlichsten Demüthigungen, denen die Großen der Erde oft ausgesetzt sind, und recht wie absichtlich nach dem Willen höherer Macht müssen anheimfallen, damit sie in ihrer irdischen, der Schranken der Menschheit, wie des Glückes Uebermuth so gerne thut, nicht vergessen, gehören die häuslichen Kränkungen, die Wunden, die ihnen von ihrer Familie aus geschlagen werden. Ueber andere Demüthigungen oder Fehlschlagungen von Entwürfen und Hoffnungen kann auch schon ein Privatmann sich eher hinwegsetzen; denn dergleichen Erfahrungen sind mehr Zufälligkeiten und nicht dem gewöhnlichen Laufe der Natur entgegen; aber wenn ein Vater von daher, wo er am meisten Dank und Freude ernten zu können hoffte, weil zarte Bande und heilige Gesetze der Natur ihn dazu berechtigen, jetzt Undank erntet und Haß, so kann er sich um so weniger empörender Gefühle erwehren, weil es dann scheint, die Natur sey selber, sich gegen ihn verschwörend, aus ihrer Bahn getreten.

Die alte und neue Geschichte hat viel Beyspiele von Fürsten aufzuweisen *), die, wenn das Glück auch vor-

*) Wir machen unter den deutschen Kaisern nur auf zwey aufmerksam; auf Karl den Großen, gegen den sein Sohn

her sie noch so huldigend begleitete, innerlich unglücklich wurden durch herbe Erfahrungen im Kreise ihrer Familie. Man sage nicht, Fürsten seyen solche Gefühle, die aus den zartesten Verhältnissen des Lebens entspringen, ganz fremd, ihre Kreise berühren nicht diejenigen Empfindungen, die nur in den engeren, einfachen des Lebens rein und wahr sich bilden und forterhalten. Mag es solche gegeben haben, es sind wenige. Die mehreren legten doch immer die Maske, die sie als Machthaber, für ein öffentliches, weithin wirkendes Leben bestimmt, sich umwerfen zu müssen glaubten, mit dem Scheine der Pracht und Größe gerne wieder ab, um menschlich zu empfinden im Kreise einer engeren, ihrem Herzen näheren Familie. Ja wär' es auch nicht so; ihr Stolz, in welchem sie erzogen sind, muß sie auffordern, wenigstens vor dem Theater der Welt zu erscheinen, als hätten sie auch hier von dieser Seite kein Opfer dem Glücke oder der Nemesis zur Sühne zu bringen. — Weniger dürfte eine andere Bemerkung können abgewiesen werden. Es ist die, daß nicht selten entfremdende Erziehung der Kinder der Großen frühzeitig bey diesen die Gefühle wahrer Kindlichkeit erstickt, und daher bey sich ereignenden Anlässen leicht ihnen Gelegenheit zu Ausbrüchen gibt, die geschickt seyn dürften, im Herzen der Väter sowohl den Schmerz, als auch den Grimm über verletztes Vater- und Fürstenrecht und Ansehen herbeyzurufen.

Ein Beyspiel von solchen unglücklichen Vätern ist auch Friedrich II; der kraftvolle, auf sein Zeitalter wie auf die Folgewelt weithinwirkende, und in vieler Rücksicht über jenen stehende Hohenstauffische Kaiser. Heinrich war sein ältester Sohn, erzeugt von ihm mit seiner ersten

---

Pipin, den er außer der Ehe gezeugt hatte, sich empörte; (S. unter Andern Albert. Stud. p. 186 in Schilt. Script. rer. Germ.) und auf den unglücklichen Kaiser Heinrich IV.

Gemahlinn Konstanzia, der Tochter des Königes von Arragonien. Man hat keine ganz genaue Nachricht, wann er gebohren ward, aber, da Friedrich sein Beilager mit Konstanzia 1209 feyerte, und 1212 Heinrichs von gleichzeitigen Schriftstellern schon gedacht wird: so ist wahrscheinlich, daß es, wenn nicht schon im Jahr 1210, doch gewiß im folgenden Jahre geschah. — Er genoß eine sorgfältige Erziehung, anfänglich in Sicilien, späterhin, noch bey Leibzeiten seiner Mutter, die 1222 starb, in Deutschland.

Im Jahr 1216 *) ließ ihn der Vater von Palermo *aus noch dorthin* bringen, und übergab ihn der Pflege des Bischofs Otto von Würzburg und Werners von Byland **). Was damalige gelehrte und religiöse Mönchsbildung leisten konnte, ward an ihm nicht versäumt, und mit der Welt- und Staatserfahrenheit, die man von Bischöfen, und besonders von Otto erwarten konnte, neben der sorgfältigen Uebung in ritterlichen Künsten und Fertigkeiten auf den Erstling und Kron- und Thronerben eines so mächtigen Fürsten angelegentlich verwendet.

---

*) S. Richard de St. Germano p. 970. Mense Martio a. MCCXII. Fridericus Rex Siciliae ab Innocentio Papa vocatus navigio vectus a Gajetanis, relictis Panormi uxore (Constantia) et filio (Henrico) Gajetum venit. Gewiß irrt sich das Chronicon des Abts von Urspeg, wenn dort geschrieben wird (p. 321.) Henricum anno MCCXXI. circiter octo annos habuisse, und noch mehr das Fragmentum Urtisianum, das p. 89. behauptet, Henricum filium Imperatoris a. MCCXXVII. ad modum puerum et quasi decennem fuisse. Hat Richard von St. Germano in der Zeitangabe Recht, so war Heinrich damals, gesetzt auch, er wäre zu der Zeit, die Richard erwähnt, noch nicht einmal einjährig gewesen, ein Jüngling von fünfzehn Jahren.

**) S. Fragm. Urtisian. Gesta Trev. episc. p. 1225.

Er zeigte früh nicht geringe Fähigkeiten, aber dabey viel Hochfahrendes, und einen großen Hang zu Wankelmuth und Veränderlichkeit, auch viel Neigung zu Ueppigkeit und Wollust. Schon im Jahre 1220 wurde er in Frankfurt am Mayn zum römischen König erwählt. Zum Könige in Sicilien war er bereits früher gekrönt worden; denn sein Vater hatte Innocenz dem IV. versprochen, sobald er die Kaiserwürde erhalten, das Königreich Neapel und Sicilien dem Sohne zu übergeben, für sich selbst aber auf den Titel davon zu verzichten, und an keine weitere Vereinigung dieses Reiches mit dem Kaiserthume zu denken. Eine Zusage, die er jedoch nicht erfüllte. Die Vereinigung der Kaiserwürde mit der Krone von Sicilien und Neapel blieb immer sein angelegentlichstes Bestreben, und er suchte sich daher auch von dem Nachfolger des Innocenz, von Honorius III. die Bestätigung der Erbfolge in denselben, wenn sein Sohn etwa sterben sollte, zu versichern. Was die frühe Erwählung Heinrichs zum römischen Könige betrifft, so schienen dieselbe die damaligen Unruhen und Irrungen im Reiche unter den Bischöfen und Fürsten eben so, wie Friedrichs beschlossene Reise nach Italien, wo ihm die Erhaltung und Einrichtung seines anererbten Reiches Neapel und Sicilien gegen die Anmaßungen und Eingriffe eifersüchtiger Pabstgewalt am Herzen lag, seiner Klugheit nicht zu rathen nur, sondern selbst zu gebieten.

Im Jahr 1222 wurde Heinrich vom Erzbischof Engelbert von Kölln nach Aachen geführt, und feyerlich am nächsten Sonntage vor dem Himmelfahrtsfeste gekrönt. Engelbert und der Herzog Ludwig von Bayern wurden dem jungen Heinrich, da Werner von Byland *) gestorben war, als Vormünder und Vertreter in eigenen

*) S. Fragm. Urstis.-Gest. Trev. Archiepisc. p. 2225.

und öffentlichen Angelegenheiten zugegeben: ob zu gleicher Zeit oder nacheinander, darüber wird gestritten. Einige vermuthen, erst nach Engelberts Ermordung (durch Friedrich von Ysenburg) sey der Herzog von Bayern bey Heinrich in die Stelle von jenem getreten. Noch wird als eine Art Hofmeister und Aufseher Konrad von der Tanne in der Ursperger Chronik genannt *), ein Mann, der wohl sein Amt mehr der Hofceremonie zu danken hatte, als daß er von bedeutendem Einflusse möchte gewesen seyn. Noch unter der Vormundschaft fühlte sich der junge König lebhaft genug. Fürstensöhne reifen *in der Regel früh*, wo Erziehung, die Reize glänzender naheſtehender Beyspiele, schimmernder Aussichten und verführerischer Schmeichelworte Reife vor der Zeit beschleunigen. Was auch der wackre, ehrwürdige, von Geistlichen und Weltlichen sehr geachtete Engelbert, des *jungen* Heinrichs Neigungen eine bessere Richtung zu geben sich bemüht haben mochte, nicht so gut schien er in den Händen Ludwigs von Bayern berathen. Dieser ehrgeizige Fürst meynte es, wenn wir einigen nicht unglaubwürdigen Schriftstellern trauen dürfen, weder mit Vater noch Sohn gut. Wenigstens Konrad de Fabaria, Presbyter von St. Otmar **), der nur sechs Jahre nach der Empörung Heinrichs gegen Friedrich schrieb, trägt kein Bedenken, den Herzog von Bayern vorzüglich unter den Fürsten zu nennen, die den Saamen der Uneinigkeit

---

*) Pag. 245 (ed. Argentor. 1609) — insignia imperii, videlicet coronam et alia remittit in Alemanniam, faciens ea custodiri sub potestate Eberhardi de Tanne, ministerialis et dapiferi sui in Vualpurge. *Filium quoque suum Henricum jam circiter VIII. annos habentem nutriendum et gubernandum commisit Cunrado de Tanne, pincernae et ministeriali suo in castro Vuintersteten.*

**) S. seine hist. de casibus monast. St. Galli c. 16.

zwischen Vater und Sohn auszustreuen und selbst den Pabst Gregorius IX. dabey als Werkzeug dafür zu gebrauchen sich angestrengt hätten. Wahr ist es, daß Ludwig noch ehe die Empörung Heinrichs zur Reife gekommen, und zwar drey Jahre vorher (1231) ermordet wurde. Dies hindert aber nicht, anzunehmen, daß das später Erfolgte mit eine Wirkung früher in ihn gelegter gehässiger Gefühle gegen den Vater möchte gewesen seyn. Daß Ludwig und Friedrich nie wahre Freunde seyn konnten, geht, wenn die Geschichte auch nicht hinlänglich darauf deutete, schon aus ihren beyderseitigen, hochstrebenden, in ihren Interessen sich durchkreuzenden Charakteren hervor, ja man würde Friedrichen nicht so vielfältig und keineswegs unumwunden den Meuchelmord Ludwigs haben zuschreiben können, wenn nicht in den mehr oder weniger verdeckten Mißhelligkeiten zwischen Beyden einiger Grund zu diesem, übrigens mit nichten zu rechtfertigenden Verdachte gelegen hätte *), zumal da kurz vorher Friedrich den Bayerherzog befehdet hatte.

---

*) Ludwig wurde durch einen Unbekannten ermordet. So viel ist gewiß! (dux Bavariae a quodam viro cultello fixus obiit, idemque captus et occisus, quis vel unde fuit, quilibet ignoravit. S. Anonym. Saxo ad Frid. II. in Menken Script. rer. germ. T. III. pag. 125.) Daß nun Andere dabey einen Emissair des Alten vom Berge witterten, dessen sich Friedrich für diese Absicht bedient, geht aus dem Geiste der Zeit hervor, wo der Spuck des räthselhaften Alten vom Berge bey unerklärlichen Mordthaten so oft zur Erklärung gebraucht wird. Und daß Manche Friedrichen dabey Schuld gaben, zeugt allerdings von einer partiellen Stimmung gegen ihn, die vorhanden war; aber es ist gegen die Würde und Heiligkeit der Geschichte eben so, wie es ein Verrath ist an Friedrichs sonst so beurkundetem, geraden Charakter und selbst an seiner Klugheit, einer solchen Beschuldigung mehr Gewicht zu geben, als ihr gebührt.

Genug, seiner Vormundschaft entledigt, auch durch die Verbindung mit dem Herzog Friedrich von Oester-

---

Das Chron. St. Petri S. Sampetrinum Erfurtense bey Menken III. p. 264 sagt zwar frey heraus: Fridericus Ducem Bavariae fecit per Assassinos occidi; Ebenso das Chron. Andreae Presbyt. Ratisbon. bey Schilter S. 29. 30 ad a. 1231. „Ludovicus dux Bavariae de sero in Chelhaim a quodam ignoto sicario praesente sua familia occiditur, quem in Chronicis de Schira Fridericus imperator legitur disposuisse.“ Aber es ist sicher nur der Nachhall des Partheygeredes. Möglich, daß man durch *solche Ausstreuungen*, die aber einigen Schein der Wahrheit haben müßten, den Sohn mehr gegen den Vater zu reizen suchte. Aber wir wünschten, auch der fleißige Geschichtforscher Jäger hätte sich in seiner Geschichte der Deutschen, (IV. B. S. 176.) hierüber wenigstens vorsichtiger ausgedrückt; wenn er z. B. nach vorausgeschickter ungenügender Erklärung über den Alten vom Berge, sagt: „Von einem solchen abgeschickten Mörder des Alten“ (wo ist dies als Thatsache erwiesen, und könnte wohl nicht gar die Möglichkeit des Beweises geläugnet werden?) „wurde im Jahr 1231 der Herzog Ludwig von Bayern mitten unter den Seinigen getödtet, und man warf den Verdacht auf K. Friedrich II., daß es auf sein Anstiften geschehen, weil er kurz vorher gedachten Herzog befehdet hatte, und weil er mit dem assassinischen Fürsten ein so gar gutes Verständniß unterhielt“ — wenn er schon dann sogleich hinzu setzt: „Vielleicht war dieser Verdacht eben so ungegründet, als es die Beschuldigung ist, daß Friedrich die Tataren herbeygelockt habe, welche in den Jahren 1241 und 1242 in Ungarn, Polen und Schlesien einen unvermutheten Einfall thaten, und schreckliche Verwüstungen anrichteten.“ — Das Befriedigendste über den Alten vom Berge oder das Sektenhaupt der Jsmaëlianer oder Bathenianer in Persien, die in der Geschichte der Kreuzzüge eine merkwürdige Rolle spielen, möchte bey Deguignes (Geschichte der Hunnen und Türken ꝛc.) zu finden seyn. S. die Geneal. chronol. Einleitung

reich, dessen Schwester indeß, eine Tochter Herzogs Leopolds, Heinrichen geheirathet hatte, (1225) sich kräftiger fühlend, fieng der junge König jetzt mehr in eigenem Namen zu regieren an, und nicht ohne Nachdruck. Als wirklicher Mitregent, nicht blos als Thronnachfolger allgemein anerkannt, wie er auch in öffentlichen Urkunden schon jenen Titel führte, konnte er dies um so eher, ohne Verdacht oder Nachrede gegen sich besorgen zu dürfen. Er versammelte bald einen glänzenden Hofstaat um sich her — das gewöhnliche Mittel, auf die Menge, die der Schein fesselt, blendend zu wirken und Viele an sich zu locken. Sein Ansehen und seine Macht wiesen bald den Haß seiner Gegner ab, oder hielten diesen doch in Schranken. Was er auch bey seiner sinnlichen Reizbarkeit und seinem noch unbefestigten Charakter früher, zumal in der öffentlichen Meinung eine zweydeutige Erwartung von sich erregte, so bewährte er doch in mehreren Fällen jetzt, die allerdings als ein Prüfstein für Regententalent gelten konnten, Klugheit und Entschlossenheit, und zeigte sich seines Vaters und des Postens, den er bekleidete, nimmer unwürdig. Auch für Handhabung des Rechts und der öffentlichen Ruhe wirkte er besonders in jenen Zeiten, die der Ordnung und Gesetzlichkeit noch so wenig empfänglich schienen, wohlthätig. Der Graf Heinrich von Bar und Friedrich von Brixei, die vielen und großen Schaden dem Bisthum Thul hatten zugefügt, vom Kapitel dringend bey ihm verklagt, als sie auf ergangene Ladung sich nicht vor Gericht gestellt, wurden von ihm geächtet (1223). Die Aebtissinn, Sophie von Quedlinburg, wegen einer Widersetzlichkeit zur Verantwor-

---

S. 410 — 11 und II. Bd. S. 239 und 355, wiewohl auch jene Nachrichten noch einiger kritischen Sichtung bedürftig scheinen.

tung auf den Reichstag zu Eger geladen (1224) büßte dieselbe mit dem Verlust ihrer Abtey. Ein andrer Vorfall, der von weit aussehenden Folgen zu werden drohte, gab ihm Anlaß, seine Thätigkeit sowohl, als seine kluge Entschlossenheit zu bezeugen.

Zwischen Graf Heinrich von Schwerin und dem mächtigen König von Dännemark, Waldemar II., dessen Besitzthümer sich vom Sunde aus bis an die Gränzen von Rußland und Schweden längs der Ostsee hin erstreckten, brach eine bittere Feindschaft aus, die, wie sie charakteristisch ist für die damalige rauhe Zeit, nicht weniger *wegen ihrer* erschütternden Folgen für mehrere Reiche Auszeichnung verdient.

Graf Heinrich hatte bey seiner Abreise nach dem heiligen Lande dem Könige Waldemar seine Gattin zu treuem Freundesschutze übergeben. Waldemar, dieses Vertrauens spottend und der heiligen Rechte der Freundschaft, wie der Ehre der Frauen uneingedenk, läßt sich von Uebermuth und Sinnenlust überwältigen, und verleitet die ihm zum Schutze anvertraute Gattinn des Freundes verrätherisch zum Treubruche gegen den abwesenden Mann. Heinrich, als er zurückkömmt, und die schnöde, ehrlose That vernimmt, höchlich darüber entrüstet, beschließt Rache und vollzieht sie auch kühn. Ein abentheurerischer, aber im Geiste nordischer Kriegsmänner ersonnener, vom Glücke begünstigter Streich liefert ihm Vater und Sohn in die Hände.

Kaum hatte Heinrich gehört, Waldemar und sein Mitregent, sein ältester Prinz hielten sich ohne Wache und ohne beträchtliche Bedeckung auf der kleinen Insel Lyen an der suhnischen Küste, um sich dort zu ergehen, auf; so rüstet er eilig Schiffe, überfällt, übermannt die Sichern in einem Lustgezelt, und führt sie mit sich gefangen nach Danneberg. Die bestürzten dänischen Reichsstände

wenden sich mit den dringendsten Vorstellungen an den Pabst. Dieser voll Unwillen ließ nachdrückliche Schreiben an Bischof Engelbert von Kölln ergehen, der damals noch die Verwaltung der Reichsangelegenheiten im Nahmen Heinrichs vorzüglich führte. Es wird darauf gedrungen, die Könige sollen ungesäumt entweder in Güte oder durch Gewalt freygestellt werden. Eine Zusammenkunft zu Nordhausen, und im nächsten Jahr (1224) eine andere zu Barbewick bey Lüneburg wird vertagt. Auf beyden bemüht man sich ernstlich um die Loslassung der Fürsten. Ein Vergleich wird entworfen unter Mitwirkung und Nahmensunterschrift Heinrichs (1224), des Inhalts: Waldemar sollte alles, was er dem deutschen Reiche genommen *), wieder an dasselbe zurückgeben. Nordalbingien diesem, die Städte Bözenburg und Schwerin dem Grafen von Schwerin; die Bischöfe von Lübeck und Schwerin und Ratzenburg sollten vom Kaiser und Reiche fortan abhangen, das zerstörte Brandenburgische Schloß Wotmunde sollte hergestellt werden, darneben sollte er die Krone vom Kaiser zum Lehen nehmen, und für seine und seines Sohnes Loslassung 100,000 Mark Silber bezahlen. So schwer ward die Buße für verletzte Pflicht angesetzt, und nicht ungerecht, was auch immer Eigennutz auf die Stimmen der Richter mochte eingewirkt haben, wenn man die schnöde That des Königes an sich betrachtet.

Waldemar und sein Sohn nahmen den Vergleich an, mehr wohl aus Verlangen nach Freyheit, als in redlicher Absicht, denselben zu halten. Allein Albrecht, Graf von Nordalbingien und Orlamünde, Schwestersohn des Königes und als Reichsverweser von den Dänen jetzt aufgestellt, verwirft die harten Bedingungen,

*) Godefr. Col. ad a. 1224. - totam terram, quam imperio abstulerat reddere etc. und Alb. Stad. p. 304.

und was er als Lösegeld anbietet, ist nur eine mäßige Summe. Neuer Streit zwischen den Partheyen, und daraus öffentliche Fehde! Erzbischof Gerhard von Bremen ist auf Eroberungen im Dänischen aus. Graf Albrecht fällt in das Bremische. Heinrich hitzig hinter ihm her. Ein tagelanges blutiges Gefecht! Der Abend entscheidet den Sieg für Heinrich. Albrecht und viele des Adels mit ihm theilen das Schicksal ihrer Könige in Danneberg.

Die verwickelte Lage Dänemarks verwickelte sich jetzt *nur noch mehr*. Nothgedrungen müssen die Gefangenen *nun* einen Vergleich eingehen, der nicht viel milder ist, als der erste verworfene. An die dreytausend Mark Silbers, nach einigen viertausend *) müssen erlegt, Rendsburg an das deutsche Reich und den Grafen von Holstein nebst allen Landen jenseits der Eider abgetreten werden, Waldemar für sich, seine Söhne und ihre mächtigsten Anverwandten die Urfehde schwören. Ueberdies wird bedungen, Waldemars drey jüngern Söhne, und viele Großen Dännemarks sollen als Geißel in die Hände des Grafen von Schwerin geliefert werden, Albrecht noch für seine eigene Person ein beträchtliches Lösegeld entrichten und obenein sein Erbschloß Lauenburg an den Herzog Albrecht von Sachsen aushändigen; doch führte der Vergleich nicht zu gewünschter Ruhe. Kaum der Freyheit zurückgegeben, sann Waldemar nur wieder auf Rache und Mittel, seines Eides quitt zu werden. Der Pabst selbst entledigte ihn desselben. Er bietet ein mächtiges Heer auf, will Wagrien erobern, fällt über Graf

---

*) Rex Danorum XLV marcarum millibus se redemit exceptis clenodiis circa tria millia marcarum aestimatis. Alb. stad. p. 304.

Adolph von Schauenburg und seine Verbündete *) bey Bornhovede her, aber der Erfolg ist unglücklich. Er ist abermals in Gefahr, die Freyheit, ja das Leben selbst jetzt zu verlieren. Nur die Flucht rettet ihn noch, aber der Graf von Lüneburg wird von Heinrich gefangen. Neue Versuche mißlingen eben so. Endlich muß er sich 1229 bequemen, nochmals auf Holstein, Mecklenburg, und was an der Elbe liegt, Verzicht zu leisten. Diese Unruhen benutzt Adolph von Schauenburg, nimmt mit mehreren, ihm Verbündeten das ganze Holstein, Liefland und Dphel, Besitzthümer der Schwertbrüder oder Kreuzherren ein. Die Pommern entreissen Danzig den Dänen. Lübeck macht sich mit Waffen, Hamburg mit Geld frey. In dieser langen Streitigkeit verwendete sich Heinrich immer mit Ansehen und Würde. Auch sind Urkunden vorhanden **), nach denen er im Nahmen des Reichs einen ehrenvollen Bund mit Heinrich III., König von England zu schließen, unterhandelte. (1227.)

Die Straßburger, welche den Kardinal Otto aufgenommen hatten, wie man vermuthete, vom Pabste nach Deutschland geschickt, um Saamen der Uneinigkeit daselbst auszusäen, ließ Heinrich seine Ungnade über dieß Benehmen nachdrücklich empfinden. Durch eine starke Geldsumme büßten sie diesen Fehl; doch nahm er sie in der Folge um so williger wieder in seine Huld und seinen Schutz, als sie seinem und des Reichs Interesse geneigt sich erwiesen. Als ebenderselbe Kardinal in der Folge eine Prälatenversammlung zu Maynz wollte berufen, verbot er es und befahl ausdrücklich, niemand, als ein deutscher Fürst, deren Amt dies wäre, sollte dergleichen

---

*) Herzog Albert von Sachsen, Bischof von Bremen, Graf Heinrich von Schwerin u. s. w. S. Chron. Alb. stad. 304.

**) S. acta publ. Rym. p. 292.

vorzunehmen das Recht haben. So sorgte er nachdrücklich für die Hoheitsrechte des deutschen Reichs *). Dieselbe Sorge, verknüpft wohl mit persönlicher, veranlaßte ihn ein andermal (1233) zu einem Kriegszuge gegen Herzog Otto von Bayern, Sohn und Nachfolger seines ehemaligen Vormünders Ludwig. Der Herzog hatte einen Landtag nach Regensburg ausgeschrieben. Heinrich, behauptend, diese willkührliche Vorkehrung vertrage sich nicht mit den Freyheiten der Stadt, auch wohl nicht ohne Grund besorgt, Otto hege für dieselbe und ihn selbst gefährliche Anschläge (in seinem Vertrauen gegen den Vater *gewitziget, vielleicht* auch mißtrauisch gegen den Sohn), *als* seine Gegenvorstellungen keinen Eingang finden, rüstet jetzt ein Heer aus und überfällt den Herzog in seinem Lande. Bayern kommt bald in die Gewalt des Siegers. Der Herzog ergibt sich, und die Folge ist ein Vergleich, worin festgesetzt wird: der bayrische Landtag könne zwar in Bayern künftig gehalten werden, aber ohne Kränkung der Rechte und Freyheiten der Stadt. Wie das Betragen Heinrichs hier ohne Tadel war, so auch nicht weniger bey der merkwürdigen Versammlung von Bischöfen, Grafen und Geistlichen, die er im nämlichen Jahre zu Maynz wegen der damals ruchtbaren Ketzerhändel berief. Veranlassung dazu gab der berüchtigte Ketzermeister Konrad von Marpurg mit seinen Handlangern Konrad Tours und dem lahmen, einäugigen Johannes — ein herrschsüchtiger, blindzufahrender Schwärmer, nicht ohne einige Rednergabe, angesehen dadurch, wie durch den Schein von Heiligkeit, mit dem er sich zu umkleiden wußte, unter einem beträchtlichen Theile des Volkes.

Der Ketzermeister begann damit, daß er theils selbst das Kreuz predigte, theils die Kreuzpredigten eindringend

*) S. Conrad de Fabaria C. XXI. de casib. monast. St. Galli p. 86.

empfahl; sodann gab er sich das Ansehen, der Würde der Religion durch strenge Untersuchung derer emporzuhelfen, die durch Lehre oder Wandel derselben Abbruch zu thun im Verdachte ständen. Der damals eingerissene Mißbrauch hierarchischer Gewalt, das mit ihren Lehren so oft widersprechende Leben der Geistlichkeit konnte keine andere Folge haben, als daß viele entweder ganz in Zweifel über alle Wahrheiten der christlichen Religion sich verloren und eher das Ganze für ein Gewebe der Pfaffenlist, bestimmt die Menschen darinn zum Behufe herrschsüchtiger Absichten zu verstricken, mit geschwindem Urtheile zu erklären geneigt waren, als ruhiger Prüfung und Sichtung sich hinzugeben; — oder daß Manche, vom Buchstaben und Formelnwerk der bunten, damals bestehenden Religion hinweg in die ihres Herzens sich flüchtend und strenger Askese und beschaulichem Leben huldigend, so sich von der Kirche zu trennen schienen. Beyde Theile, jene freygeisterischer, sinnlichroherer Art, diese mit Ernst sich zuwendend dem, was ihnen für das Heilige galt, wenn schon weniger bekümmert um Kirchensatzung oder vorgeschriebene Art, Gott zu verehren, waren begreiflich ein nicht geringfügiger Gegenstand der für ihre unantastbaren Rechte mit sorgsamer Eifersucht wachenden Priestergewalt.

Konrad besonders richtete sein lauersames Auge hauptsächlich auf die letzten, die eine Abzweigung der Albigenser oder Waldenser zu seyn schienen. Seine Verfahrungsweise dabey war ungefähr dieselbe, wie sie späterhin bey den Ketzer- und auch Vehmgerichten angewendet wurde. Wer als Ketzer war angegeben worden, durfte sich auf keine Weise entschuldigen. Die Anklage galt wie ein unfehlbarer Spruch eines Orakels. Ein Heiliger, ein Mann Gottes — in dieses Ansehen

hatte sich Konrad gesetzt, — wie konnte dieser irren? Schuldig oder nicht, zum Zeichen der Buße war der unglückliche Angeklagte sofort angehalten, das Haar sich abscheeren zu lassen, und andere anzugeben, die derselben Ketzereyen sich theilhaftig gemacht hatten. Wollte er sich selbst nicht schuldig erklären, wollte oder konnte er keine andere nennen, so wartete seiner für diese Widersetzlichkeit die Strafe des Scheiterhaufens, aber auch im andern Falle schien ihm der Tod gewiß. Viele wurden so, auch selbst nach den Begriffen römischer Bekehrer unschuldiger, unbarmherziger Weise ein Raub der Flammen, einzig *zum Holzstoße begleitet* vom elenden Troste des Ketzermeisters, — sie würden für die jetzige Pein in der andern Welt mit der Märtyrerkrone belohnt werden. Drey Jahre, vom Anfange des Jahrs 1231 an, hatte diese unsinnige Rohheit gedauert und Deutschland beängstigt und verheert.

Vom armen Bäuerlein zum wohlhabenden Bürger fortschreitend, hatte die in ihrem Laufe immer zu größerer Frechheit anwachsende Inquisitionswuth endlich auch Männer aus höheren und den höchsten Ständen anzutasten sich nicht entblödet.

Der angesehene Graf von Sayn sollte ihr Opfer werden. Aber jene Versammlung, unter Heinrichs Leitung veranstaltet, rettete den Grafen, so wie sie den herrschsüchtig-fanatischen Mönch stürzte. Der Graf erschien, gerüstet mit dem Muthe guter Sache. Seine Gegner und Ankläger wurden zu Schanden entweder, erwiesen als ungültige Kläger und Zeugen wegen vorhergegangenen persönlichen Hasses gegen den Grafen, oder in ihrer Verwerflichkeit hingestellt durch ihr eigenes Geständniß, sie seyen durch Drohung oder Versprechung beredet worden

zu der Anklage. König Heinrich hob die Versammlung auf und erklärte den Grafen von Sayn bis auf weitere, statthaftere Beweise seiner Gegner und Ankläger für einen rechtgläubigen Christen.

Da manche der Grafen bey der Versammlung nicht waren erschienen, strebte der gedemüthigte, beschämte Mönch, sich jetzt an diesen zu rächen, entschlossen, das Kreuz gegen sie zu predigen. Aber die'e kommen seiner rachsüchtigen Absicht zuvor, lauren dem Rückkehrenden auf und erschlagen ihn (29. Jul. 1233) unfern Marpurg, zu großer Freude Vieler, die sein wilder Verfolgungsgeist lange schon mit Recht hatte empört, aber auch nicht ohne Schmerz vieler seiner Anhänger, die ihm eine dreyfache Krone zum Preise seiner Klugheit, seiner Predigten voll Salbung, und seines Märtyrertodes im Gefühle der herbesten Sehnsucht jetzt prophezeiten *).

Bisher war Heinrichs ganzes öffentliches Benehmen wacker und ohne Tadel. Aber bald, noch in demselben Jahre, brachen die tückischen Absichten aus, die er schon länger in sich schien gehegt und gepflegt zu haben.

Es ist nicht zu läugnen, die Geschichte dieser unseeligen Verirrung ist mit mancherley Schwierigkeiten verflochten, und sie bleibt, wie alle Geschichten dieser Art, die das Innerste der Fürstenhöfe angehen, mit einem Dunkel umhüllt, das zumal bey dieser Entfernung der Zeit und wiederum theils bey der Unbekümmerniß, theils der Leidenschaftlichkeit der sie erwähnenden Zeitgenossen nie ganz wird können aufgehellt werden. Was wir indeß nach gewissenhafter Prüfung vorhandener Zeugnisse als

*) S. Lambert Schafn. p. 431. Alber. ad an. 1233.

wahr anzunehmen uns berechtigt glauben, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

Es geschah im Jahr 1234, daß Heinrich auf dem Reichstage zu Boppard seine bis daher noch verschlossenen Gesinnungen mehr laut werden ließ. Man denke sich den hochstrebenden, ehrgeizigen Fürsten! Früh vertraut einer, zwar jetzo noch beschränkten, aber um so mehr dann zum vollen Genuß anlockenden Herrschergewalt, durch die weite Entfernung von seinem Vater fremd geworden demselben und den ohnehin bey den Familien der Großen der Erde mehr lockern Banden der kindlichen Liebe, selbst nur kaum fünfzehn Jahre jünger als Friedrich, was die Aussicht auf wirkliche Nachfolge lange hinauszuziehen schien, eifersüchtig auf die Vorzüge der Zärtlichkeit, die sein jüngerer Bruder Konrad vom Vater genoß, und wahrscheinlich bestärkt in solcher Eifersucht durch Schmeichler und Menschen, deren Interesse es war, Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn zu stiften; — doch hatte er es bis jetzo nur leise gewagt, durch eigenmächtige Schritte Eingriffe in die Rechte kaiserlicher Gewalt zu thun, was ihm Verweise vom Vater zuzog, und Widerruf solcher Verfügungen abnöthigte *). Zu öffentlichen Erklärungen gegen Friedrich war es bey Heinrich dem Sohne indessen noch nicht gekommen. War es, daß ihm der Zeitpunkt jetzo der günstigste schien, da der Vater von Gregor mit dem Banne bedroht war, daß Mailand und mehrere lombardische Staaten gegen ihn aufgestanden, diese selbst ihn reizten und die eiserne Krone, die sie jenem nicht hatten bewilligen wollen, dem Sohne nun, wenn er sich losrisse vom Vater, antrugen, vielleicht auch, daß der Pabst sein Gewissen nicht zu beflecken glaubte,

*) S. Schater ann. Paderborn ad a. 1228. T. II. p. 5.

wenn er den Sohn heimlich zu einem solchen Verbrechen aufmuntern ließ; — war es Besorgniß vielleicht für eigene Sicherheit, daß er sich hatte bereden lassen, der Vater stelle ihm nach dem Leben, — genug, Heinrich benutzte jetzt diesen Reichstag, um einen Anhang unter den Fürsten und Baronen zu gewinnen.

Vorzüglich vertraute er sich zuerst seinen ältern, von Jugend auf ihm zugethanen Schranzen, Vasallen von ihm, zum Theil armen Gesellen *), die, von Schulden gedrückt, Verbesserung ihrer Glücksumstände durch seine reiche Freygebigkeit zum Theil auf der Stelle gewannen, zum Theil durch glänzende Versprechungen noch mehr erwarteten. Andere suchte er durch Bitten, Drohungen und Gewalt auf seine Seite zu bringen **). Die Städte glaubte er sich durch Geißel zu verstricken, da er sich die Söhne aus den besten Häusern derselben ausliefern ließ, wo die Fürsten dagegen standen, oder wankten ***); denn die Erklärung seines Schwagers, Herzogs von Oesterreich war noch umwunden und zweydeutig, Bayern blieb dem Kaiser unverbrüchlich treu.

Es schien nicht klug, daß durch solche öffentliche Verhandlungen das, wie es scheint, voraus nicht genug vor-

---

*) Convocatis eis, quos inedia pulsabat, copiosum erogat salarium et errore suo turbam conglobat assentaneam. Hist. Novient. mon. pag. 1158. — Der alte Köder bey solchen Verschwörungen, wie bey Absalom schon, bey Katilina und beynah' überall.

**) God. Col. ad a. 1234.

***) S. Annal. Colmar ad a. 1235. — accepit pueros a civitatibus. S. auch hist. Novient. mon. „Henricus de civitatibus singulis imperio subjugatis optimorum filios sibi dari postulat obsides, intendens, per hoc eas sibi fore annexas nec in partem alteram declinandi quaerere vestigium.

bereitete Geheimniß jetzt ganz der Verborgenheit mußte entzogen werden. Heinrich hatte noch kaum die Netze seiner Anschläge auszubreiten angefangen, so stand schon der rasche, entschlossene Vater, benachrichtigt davon, an der Gränze des Reiches, dieselben zu zerreißen bereit. Wie konnte der Sohn auch hoffen, was er sogar nicht mit verborgenhaltender Umsicht zuzurüsten sich anschickte, werde dem durchdringenden, weithin wachsamen Blicke des Vaters, dessen Augen und Ohren, wie ein gleichzeitiger Dichter *) nicht schmeichlerisch übertreibend in schö-

---

*) *Reinmar von Zweter.* S. Maneß. Samml. v. Bodm. II. 131.

Sin oren hoerent dur den Walt
Sin ougen verrent uber Veld
Sin houte ist manigfalt
Sin merken und sin melden (rügen)
Die sind auch swinder danne windesbrut u. s. w.

Anziehend ist auch das gleich darauf folgende Encomium auf Friedrich von ebendemselben Dichter:

Das riche was vil sere siech,
Sin Stimme was vor Klage dunkel, heiser und rich,
— — — — — —
Unz (Bis) ihm gesandte Got den Kaiser wisen u. s. w.

so wie das vorangehende, wo der Pabst Gregor IX. (hier Hugolin nach seinem vorigen Namen genannt) mit Friedrich zusammengestellt und von beyden Schwertern die Rede ist:

Man envetz es mit dem golde, anders wirt es nimmer scherf
Dasselbe swert truog wilant der gravwe herre Peter bas
Nu treit es Peter Hügel mit dem Schine
Do man Gregorium worhte us Peterline
Do hot er mit demselben Swerte
Sich Hugelines han erwehrt,
Der noh mit der uns nach Scheze vert (nur unter uns nach Schätzen fährt)
An Peters stat, der nit wahn selen gert.

nen Bildern von ihm sagen konnte, durch alle Theile seiner Reiche hingingen, lange können verheimlicht bleiben? War es auch, daß in Italien viele der Städte ihn als den Unterdrücker ihrer Freyheit anfeindeten, daß in Deutschland selbst Manche dem Interesse und der Ruhe des Reichs es gerathener glaubten, wenn sie einem Beherrscher unterworfen wären, der seine Sorge mehr auf seine nächsten deutschen Provinzen beschränkte und ehrgeiziger, kostspieliger Vergrößerungsplane seiner Macht und seines Ansehens sich entschlüge; — war es, daß viele auch durch Friedrichs Hang zu asiatischen Prachtliebe und morgenländischen Sitten, die der häuslich einfachen, altdeutschen zu spotten schienen, sich von ihm entfremdet fühlten *), daß man ihm selbst seinen Verkehr mit Sarazenen bey der Geistlichkeit besonders zum Verbrechen machte, was den Sohn immer verführerisch mochte bethören, in des Vaters Interesse waren zu viel der Großen in Italien und Deutschland immer noch verwickelt, sein hoher Geist, seine Klugheit wie seine Edelmüthigkeit, mit fürstlicher Freygebigkeit gepaart, hatte ihm so viele verbunden, ja der Zauber des ihn bisher meist begleitenden Glückes so Viele an sein Glück gefesselt, daß der Ausgang für Heinrichs Unternehmungen, wenn er mit mehr Kälte als Leidenschaft von ihm wäre berechnet worden, vor seinen eigenen Augen im Spiegel der Zukunft gewiß hätte müssen entschieden unglücklich hervortreten.

Ohne Heer, blos von seiner Leibwache begleitet, aber im Gefolge reicher Schätze, womit er bald ein mächtiges Heer aufbringen zu können gewiß war, eilte Friedrich

*) So ließ er z. B. seine eben in diesem Jahre nach der Empörung seines Sohnes mit ihm verehlichte neue Gemahlinn von Maurischen Verschnittenen bedienen. S. Matth. Paris. 350.

heran. Erst auf dem Boden Deutschlands, früher dort angekommen, als man nur glaubte, das Gerücht der Verrätherey hätte ihn können erreichen, verschaffte er sich in Schnelle eine so beträchtliche Anzahl Truppen, daß er, sagen die Geschichtschreiber *), auf einmal zehn Schlösser damit hätte können belagern. Der Schrecken ging vor ihm her. Seine plötzliche Erscheinung erdrückte das Uebel im ersten Wachsen. Friedrichs Nähe, seine Gegenwart, weckte mächtig bey allen wieder die Stimme der Pflicht. Die sich für Heinrich erklärt hatten, traten zurück. Die Wankenden befestigten ihre Treue dem Vater. Was wieder neu erwachende Liebe und Anhänglichkeit für den Vater nicht wirkte, das wirkte Furcht. Seine Klugheit, seine freundschaftliche argwohnlose Aufnahme eines jeden, der sich ihm nahte, beschleunigten eben sowohl, als die Schnelligkeit seiner Ankunft günstigen Erfolg.

Als der bethörte König Heinrich sich allenthalben so verlassen sah, blieb ihm keine andere Ausflucht, auch riethen ihm dringend die Bischöfe dazu, als Gnade zu erflehen von dem schwer beleidigten Vater. Er nahte sich aus einem seiner Schlösser, gegen das Friedrich so eben anzurücken im Begriffe war, warf sich ihm demüthig zu Füssen und bat unter heißen Thränen der Reue um Verzeihung seiner großen Schuld. Der Vater, ernst und finster, drückte seine Empfindung in sich zurück, ohne viele Worte des Vorwurfs zu verlieren, oder ihm Gnade sogleich anzukündigen, entweder, über des Sohnes Reue noch nicht gewiß und daher unentschlossen, oder, weil er vor den Umstehenden doch ein Beyspiel wollte geben der Strenge, und den Sohn, zu einiger Strafe, wenigstens peinlicher Ungewißheit über sein Schicksal für kurze Zeit

*) Matth. Paris. p. 151. Alberic. ad a. 1235.

wollte ausliefern; so läßt er den Flehenden augenblicks gefesselt nach Worms führen; doch kurze Zeit nur dauert diese Schmach, diese Strafe. Kaum angekommen in Worms wird der Gefangene der Fesseln wieder entledigt, und unter bestimmten Bedingungen voll Verzeihung ihm angekündiget. Allein der väterlichen Huld wieder versichert, vergißt Heinrich Reue und Zusage nur zu bald; er weigert sich, das Schloß Dreifels, das er noch in seiner Gewalt hatte, den Bedingungen gemäß auszuliefern, wird beym Vater zugleich angeklagt, neue Versuche gegen ihn gemacht, ja sogar mit Gift ihm nachgestellt zu haben *), und so bereitete er sich sein trauriges Schicksal, das bis zu seinem Tode wie eine verfolgende Erinnys nie wieder von ihm wich. So wird er aufs neue in Fesseln geschlossen und zu strengerer Haft und Gewahrsam ebendemselben Herzoge (von Bayern) übergeben, dessen bittere Feindschaft er sich durch gewaltthätige Absichten gegen ihn, da er die Waffen kurz zuvor gegen denselben ergriffen und dem Verdachte sich ausgesetzt, als wollte er seines Besitzthums sich bemächtigen **), zu seinem großen Schaden hatte zugezogen.

Diese Begebenheit fiel gerade in die Periode, als die junge Braut Friedrichs, die schöne Isabella, Schwester König Heinrichs von England, um die er im März desselbigen Jahres durch eine feyerliche Gesandtschaft sich hatte beworben, auf der Reise zu ihrem kaiserlichen Bräutigam unter einem prächtigen Gefolge zu Kölln angekommen war ***). Sie verweilte sich eben

---

*) Matth. Paris. hist. angl. p. 351 Lond. 1634. „dicitus filius patri venenum procurasse.“

**) Matth. Paris. 351.

***) S. oben f. Matth. Par. 350. und eben dort die Beschreibung der prächtigen Aussteuer, die Isabelle erhielt, so wie

wegen dieser Hindernisse mehrere Wochen dort, bis Friedrich sie, nachdem er diese seinem väterlichen Herzen so schmerzhafte Verirrung seines Sohnes beygelegt, nach Worms zu sich berief. Hier war es, wo er im August seine feyerliche Vermählung beging mit dieser jungen, durch die entzückenden Reize ihrer Gestalt und ihres Geistes ihn überraschenden Fürstinn; ein Fest, das mit morgenländischer Pracht vier Tage hindurch unter dem Jubel der Großen und des Volkes wurde begangen; hier,

---

der verschiedenen Prachtfeyerlichkeiten, mit denen sie in den Niederlanden und den deutschen Städten, durch welche sie zog, empfangen wurde. Besonders ist nicht ohne charakteristische Bezeichnung für den Zeitgeist eine Anekdote, die dieser treffliche Schriftsteller von der Art, wie die Ankunft der Braut in der Gegend von Kölln gefeyert wurde, meldet. (S. 250.) „Occurrunt etiam (apud Antwerpiam) Presbyteri omnes et clerici ex regionibus circumpositis cum processione solenni, ii vestimentis pretiosis, cereis accensis, agminibus composite ordinatis, campanas pulsantes et cantica laetitiae modulantes. Inter quos siquidem omnes artifices et magistri cujuscunque generis musicae artis cum suis instrumentis; qui in omni laetitia nuptiali per viam quinque dierum Imperatricem apud Coloniam deduxerunt. Ubi cognito ipsius adventu, exierunt ab urbe in occursum ejus ad decem millia civium, cum floribus et ornamentis variis ac festivis indumentis; qui in equis sedentes pretiosis, ad agiles cursus calcaribus admoventibus certabant, dum et cannas et hastas, quas ferebant in manibus, in alterutrum quasi in hastiludio confugerint; advenerunt etiam per excogitatum ingenium naves quasi remigantes per aridam equis absconditis et tectis sericis coopertoriis illas trahentibus. In quibus navibus clerici suaviter modulantes cum organis bene sonantibus, audientibus inauditas cum stupore fecerunt melodias.

wo er jene bitteren Empfindungen durch frohere wieder-um auslöschte *).

Noch immer blieb Heinrich in dem Gewahrsam seines Feindes, des Herzogs von Bayern und sein Schicksal unentschieden. Im folgenden Jahre indeß, auf dem Reichstage zu Maynz, wurde er aller seiner Würden entsetzt und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Es scheint, es haben sich unterdessen mehrere Anklagen gegen ihn gehäuft, oder Friedrich habe nur darum mit dem harten Urtheile bis dahin gezögert, um allen Schein einer raschen Leidenschaft gegen den eigenen Sohn zu vermeiden; oder er habe nicht eher den endlichen Spruch bekannt machen wollen, bis er Alles genau erwogen und die Stimmen der Stände und Fürsten selber in einer so wichtigen Angelegenheit vernommen gehabt. Was es ist, die näheren Akten darüber sind nicht bis auf uns gekommen. Eine Rechtfertigung dieser Strenge indeß findet sich in dem Briefe an den König von Arragonien **), den Oheim Heinrichs, um, wie am Schluße desselben deutlich angegeben wird, allen für den Vater nachtheiligen Gerüchten und etwanigen Eindrücken davon bey jenem zu begegnen. Uebrigens auch dieser Brief, in dem

*) Charakteristisch ist der Zug, den eben auch dieser Schriftsteller meldet, „Friedrich habe nicht eher seine junge Gattinn erkannt, donec competens hora ab astrologis ei nunciaretur. Consummata autem carnali commixtione summo mane deputavit eam quasi praegnantem diligenti custodiae, dicens ei: Custodi te sapienter, quia habes in utero masculum. Et hoc idem pro certo significavit domino regi Angliae fratri suo per episcopum Oxoniensem, et magistrum de St. Egidio, fratrem praedicatorem. Et sic contigit; peperit enim masculum, cujus nomen Henricus fuit.

**) Petr. de Vin. I. 3. ep. 26.

gewöhnlichen, etwas umwundenen, an allerley Phrasen und Bildern nur oft zu freygebigen Styl des nachmals so unglücklichen Kanzlers de Vincis, abgefaßt im Nahmen des Kaisers, verweilt nur im Allgemeinen bey den Anklagen über die Undankbarkeit des, von des Vaters und Oheims Adel so abgearteten Sohnes. „Statt ein Tugendspiegel für Andere zu seyn — heißt es unter anderem dort — wozu ihn Geburt und Rang und der hohe Posten, auf den ihn sein Vater gestellt, aufgefordert, sey er nun ein Lasterspiegel geworden, habe sich zum öffentlichen Gespötte so wegwerfen können, daß er, vergessend aller Ehren und Würden, die ihm der Vater verliehen, nicht zufrieden, gleich den Ersten des Reichs, wie ihm oft wiederfahren, dem Vater zur Seite sitzen zu dürfen, verrätherisch nun zu den Feinden desselben, und Rebellen, denen sich entgegen zu setzen Natur und Pflicht ihm geboten, als ein Räuber und Dieb an seiner eignen Person, von der Bosheit seiner Jugend überwältigt, treuflüchtig habe können übergehen. So sey er ein spöttliches Schauspiel geworden des Volkes und habe durch die Befleckung seiner thörichten Werke geschändet das kaiserliche und königliche Blut, dem er entstammt sey. Königliche Majestät möchten selbst erwägen, ob er durch solche Handlung die Verdienste des Vaters um ihn hätte vergelten, so die Wohlthaten des Oheims, ja mehr als Oheims, der ihm selbst Vater gewesen, er, der Neffe hätte, wie er jetzt gethan, sollen erwiedern? Königliche Einsichtigkeit werde beachten, was für weitere Erfolge und welcherley Treue spätere Denkmale ein so gewaltig rauher, so ungeheurer Vorschuß schon in der Jugend dereinst verspreche im Alter, wenn das zarte, frische Gefäß so viele Erinnerungen des Vaters, so viele Wohlthaten des Oheims nicht habe in sich behalten können, so

prophezeie das schon deutlich voraus, was mit den weitern Jahren noch daraus hätte werden müssen u. s. w."

Das Nähere, wie der Schluß des Briefes sagt, sollten die Abgeschickten, die den Brief überbrachten, dem König auseinandersetzen.

Im Monat Januar wurde Heinrich unter Aufsicht des Grafen Lancia nach Apulien auf die Burg St. Felice gebracht *). Seine Gemahlinn und seine beyden Söhne Friedrich und Heinrich begleiteten ihn; der letzte starb während der Gefangenschaft des Vaters **).

An die sieben Jahre schmachtete Heinrich im Gefängnisse, theils hier in St. Felice, theils zu St. Marotron, wohin er später gebracht wurde, (nach Richard de St. Germano) bis er, nach Angabe ebendesselben Geschichtschreibers, im Jahre 1242 im Februar, von Gram und Verdruß vor der Zeit verzehrt, in seiner Einkerkerung verschied ***).

Es ist nicht anzunehmen, daß der Vater, wie einige, Friedrichen abgünstige Schriftsteller zu verstehen geben, den Sohn habe ermorden lassen.

So spät würde er dies Opfer seinem Zorne über des Sohnes Undankbarkeit nicht erst gebracht haben, wo die Zeit die Leidenschaft immer mehr heilt, als erhöht. Oder hätten neue Besorgnisse, neue verrätherische Anschläge

---

*) Richard de St. Germ. ad a. 1236. God. Colon. et Alb. Stad. ad eunda.

**) Ricord Malasp. hist. ant. Fior. c. 131. p. 89 bey Muratori.

***) Richard de St. Germ. 1242 Mense Februario Henricus primogenitus imperatoris naturali morte defungitur.

Heinrichs den Kaiser zu diesem grausamen Schritte vermocht? Man hat keinen historischen Grund, noch ein sattsames historisches Zeugniß dafür, dies zu behaupten. Der gefangene, streng bewachte Heinrich hätte wohl auch wenig Gelegenheit zu neuen Versuchen und wenig Anhang in Apulien gefunden. Ein gleichzeitiger, nicht verwerflicher Schriftsteller sagt deutlich, wie wir aus Veranlassung der Zeit seines Todes schon in der Note angeführt haben, er sey natürlichen Todes gestorben. Auch zeugt die Urkunde, das Schreiben Friedrichs an die Prälaten und Geistlichkeit, dieses schöne Denkmal der tiefen *Rührung des Vaters* über den Tod seines Sohnes, dagegen.

Sey es immer, daß dieses Schreiben nicht aus der Feder Friedrichs geflossen, der Schluß, es sey darum auch *nicht* aus seinem Herzen gekommen, oder vielmehr nicht dem gegenwärtigen Zustande seiner Empfindungen vom Kanzler, der es schrieb, angepaßt worden, dieser Schluß ist nicht weniger rasch, als das Urtheil derer, so die ganze darin herrschende Sprache für Ausdruck der Heucheley ansehen, und ebendaher in dem Schreiben nur eine neue Bestätigung, Friedrich habe seinen Sohn heimlich ermorden lassen, finden zu können glauben, eilfertig, leidenschaftlich, ungerecht, ja eine niedrige Beschimpfung des edlen Friedrichs ist.

Wenn Friedrichs Charakter, dem Wahren, dem Rechten und Guten von Natur zugewandt, im Gedränge der Zeit und unter den mannigfachen auf ihn einstürmenden, herben Kränkungen und Fehlschlagungen seiner Entwürfe, oft von der Bahn des Wahren abzuweichen, zu schlauen Künsten der Politik sich zu flüchten, ja selbst in Härte und Grausamkeit sich zu verlieren gedrungen ward; —

jetzt, wo es die heiligsten Gefühle der Natur galt, jetzt, wo er noch in dem weniger versehrten Ansehen seiner vollen Herrschermacht und lebendigen, frischen Genuße des auch gegen den Andrang so mancher Hindernisse siegreich ihn begleitenden Glückes stand; jetzt sollte er zu solchen niedrigen Schleichwegen unnatürlicher Grausamkeit sich haben verlieren, und zu ihrer Bemäntelung mit noch grausamerem Hohn und Spott die Sprache des Herzens und väterlich angearteter Zärtlichkeit unwürdig entweiht haben? Es heißt die Würde der Geschichte verletzen, solchen unzeitigen Deuteleien sich hingeben *). Hat es doch auch an solchen nicht gefehlt, welche die ganze durch

*) Auch der fleißige und in seinen Urtheilen meist mäßige Geschichtforscher Muratori kann sich nicht enthalten, wenigstens folgendes anzumerken: „Ueber den Tod Heinrichs bezeugte der Kaiser viel Betrübniß, man weiß aber nicht, ob es Ernst, oder Verstellung gewesen ist. S. Gesch. v. Ital. VII. Theile (Leipzig 1748.) S. 514. wiewohl er ebendaselbst das siebzig Jahre später entstandene Gerücht, dessen Ptolemaeus Luccens. ad a. 1245 gedenkt (tradunt aliqui, Fridericum imperatorem filium occidisse, accusatum sibi de rebellione, quem captum in Apuliam deducens carceris squalore maceravit ac suffocavit) ausdrücklich für unerwiesen erklärt. Andere Geschichtschreiber, die jene Verläumdung nach erzählen, sind: Continuator Martini Poloni p. 1417; Ricord. Malaspina C. CXXXI. p. 89 und Rolandini in memor. temp. de gestis in March. Tarvis. L. II. C. X. p. 31 (Murat.) Das Schreiben Friedrichs über den Tod seines Sohnes findet sich in Richard de St. Germ. ad a. 1246. p. 1049. und in der Sammlung der Briefe des Kanzlers Petr. de Vin. L. IV. n. I. (T. II. p. 5. ed. Basil. 1740.) In der Muratorischen Sammlung bey Richard de St. Germ. ist es an einigen Orten offenbar verdorben, nicht minder aber selbst durch Versuche von Verbesserungen entstellt.

zu viele einstimmige Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller erwiesene Thatsache von Heinrichs Verschwörung gegen Friedrich entweder schlechterdings abläugnen oder doch in Zweifel ziehen wollten, um nur den Vater einer um so größern Grausamkeit gegen den Sohn, als ob jener auf ganz leeren Verdacht hin so verfahren wäre gegen den Unglücklichen, anklagen zu können. Aber was thut Partheyhaß nicht! Wir entschuldigen Friedrichs Fehler nicht, aber einen so trefflichen Mann muß man keiner so ungeheuren Vergehungen zeihen wollen. Möglich, daß seine Besorgnisse wegen des Sohnes Treue, wenn er ihm etwa *verzeihen würde*, zu weit getrieben war, möglich, daß er in diesem vielleicht durch Verzeihung sich nur einen um so ergebeneren Anhänger hätte gewonnen; — aber wer will das Gegentheil erweislich bestreiten? wer will erweisen, daß die Kränkung über die vor ganz Deutschland und Italien ihm widerfahrne Schmach nicht ein neuer Stachel zu neuer Empörung für den Sohn bey leicht eintretender Gelegenheit dürfte gewesen seyn? War doch die Probe seines Wankelmuths schon da, und verräth nicht der oben angeführte Brief des Kaisers, den de Vincis schrieb, ganz die Ansicht Friedrichs? Fürstliche Väter muß man nicht nach dem Maaßstabe bürgerlicher beurtheilen. Der Regent muß mit Schmerz oft das Vatergefühl aufopfern der Regentenpflicht und Sorge, und, was einzelne Männer vielleicht thun würden, auch oft solcherley Vergehungen der Kinder leichter verzeihen — das können die nicht, die als eine Mehrheit dastehen und dem Staate schuldig sind, manche ihrer Privatneigungen auf dem Altare des öffentlichen Wohls auch mit widerstrebendem Gefühl ihres eigenen Vaterherzens als Fürsten oft aufzuopfern.

III.

Erneuerung

des Andenkens an Huß.

(Hauptzüge aus seinem Leben.)

Vorwort.

(An Euphranor.)

Oft schon, mein lieber Euphranor, habe ich darüber nachgedacht, was es sey, das uns in dem Leben merkwürdiger Menschen am meisten anziehe, am meisten erfreue, daß sie unsrer, daß wir ihrer Gattung angehören: Und immer bin ich wieder darauf zurückgekommen:

Nur ein lautrer klarer Sinn und ein beständiger Wille des Guten, den wir in den Gesinnungen und Handlungen eines Mannes entdecken, seyen es, die unsre Achtung und Liebe ansprechen.

Schimmerndes Talent, glänzende Thaten erwecken Bewunderung; aber diese Bewunderung ist oft gemischt mit dem Gefühle des Widerwillens, sogar des Eckels,

den die verschwendete Kraft an nichtige leere Gegenstände und die Eitelkeit dessen, der in diesem niedrigen Kreise das Ziel setzt für seine Bestrebungen, in wohlbeschaffenen Gemüthern erwecken. Liebe erzeugt nur eine Seele voll Liebe, und wahre Achtung können wir nur dem Guten zollen.

Der wackere redliche Sinn, der mit Ernst das Gute will und standhaft sein Ziel verfolgt, ein Herz, das in sich fest zu werden mit Eifer arbeitet, ein Geist, der alle unnöthige Geräthe des Lebens, allen nichtigen Tand der Lüste und der Meinungen von sich abwirft und nach dem Bleibenden ringt, nach dem Unvergänglichen — ein solcher Charakter fordert unsre Hochachtung mit unsrer Liebe allein auf. Ein solcher Charakter ist auch allein der wahre Charakter. Ein Gepräge, das erkannt wird in hellen Zügen! Ein Bild, das nicht unstät schwankt, sondern stät und heiter und ruhig an unsre Seele spricht. —

In dem Leben des Mannes, von dem ich rede, glaubte ich ein solches Bild zu finden. Es ist oft beschrieben worden. Ich wollte einzelne Züge desselben zu einem Ganzen zusammenstellen. Die Anerinnerung an sie in dem Umrisse meines unvollkommenen Gemäldes erneure deine Liebe für sie und das Heilige, das in ihm war, in deinem Herzen, und der Geist der Wahrheit erhalte uns ihr!

I.

Frühe ein Waisenknabe *), in der Dürftigkeit erzogen,

---

*) geb. den 6. Jul. 1373 im Dorf Hussenietz in Böhmen, das auch von andern Hus genannt wird. Nach alter Sitte nannte sich der kleine Johannes in der Folge mit dem Zunahmen Huß.

vertraut er der Vorsehung, und hofft zum Gott: „der ihm Hände zur Arbeit und Arme zum Holztragen wie seinem Vater gegeben.“ Dieser Gott sorgt für ihn. Er erweckt im Herrn des Dorfes, wo die Wittwe, seine Mutter, sich aufhielt, seinen Unterstützer, Nikolaus von Hußeniez.

2.

Wie groß seine Freude war, als er das erstemal bei den Mönchen des Dorfes lateinische Bücher sah! Wie weit größer noch, als er bald durch die Vorsorge seines Beschützers diese Bücher lesen kann, durch ihren Sinn ein neuer Sinn, eine neue Welt in ihm aufgeht!

3.

Er liest, als er in Prag studirt, das Leben des heiligen Laurentius und ganz durchdrungen von Bewunderung für den Standhaften, der für die Wahrheit litt, als ergriff ihn eine Ahnung, in diesem Heros sehe er sein Bild und in seinem Leben einen Spiegel seines eigenen, eilt er zu einem nahe lodernden Heerd hin, reckt seine Hand in die Flamme, um zu versuchen, wie weit er den Schmerz könne ertragen. Mit Mühe ruft ihn sein Stubengeselle von dem schwärmerischen Vorhaben zurück: „Nimm und lies, was dieser duldete,“ ruft Huß dem erstaunten Freunde entgegen.

4.

An der Kapelle zu Bethlehem in Prag wird Huß, (1400) noch nicht zwanzig Jahre alt, öffentlicher Prediger.

Mit der Pfarre wird ihm zugleich eine Lehrstelle an der hohen Schule übergeben. Als er das erste mal in dieser Kirche predigen soll, überrascht den jungen Mann eine seinem Alter und seiner engeren Erziehung nicht ungewöhnliche Schüchternheit. Als er den Text aufschlagen will, kann er denselben in der Verlegenheit, von der er befangen ist, nicht finden. Einige male hatte er schon vergebens hin und her geblättert. Beschämt und verwirrt und schon der Rüge der Neugierigen und dem Gespötte alberner Vorurtheile preisgegeben, rafft er sich auf und legt das Buch nieder mit den Worten: „*Heute soll ich nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem Geiste predigen;*“ und hält eine Rede voll Salbung und Kraft, die mit Eins alle Herzen dahinreißt und dem jungen Manne unwiderstehlich gewinnt.

5.

Das Vertrauen hat er gewonnen. Bescheiden vertraut er sich selber mehr. Ueberzeugt, daß ein Lehrer der Religion zeugen müsse für die Wahrheit, wie mit seinem Worte, so mit seinem Leben; überzeugt, daß Religion, wenn sie nicht alle Kräfte des Menschen durchdringe und von innen heraus bilde das Leben, nichts sey als leerer Formelndienst oder Laubwerk ohne Blüth' und Frucht, dringt er mit heiligem Ernst, selber im Wandel eine Rede, in seinen Reden nie sich, nur das Wort des Ewigen verkündend, aufs Ewige, auf Geist und Leben, und daß der, der dies Wort vom Himmel zur Erde gebracht, um sie zu verklären dadurch, eine Gestalt gewinne in den Herzen seiner Zuhörer. Mit edlem Freymuth greift er beherzt alle Laster an, in welchen Ständen er sie findet. Die durch Fabelwerk oder seichtes Gewäsche der Prediger damaliger Zeit verwöhnte

Ohren stutzen, öffnen sich halb willig, halb unwillig den neuen Ermahnungen. Naiv hört man, wenn die Predigt vorüber ist, beim Weggehen das Volk, einer dem andern oft zuraunen: „Heute hat er uns wieder etwas nehmen wollen.“

6.

Noch ist Huß nur in seinem engeren Kreise gewissenhafter, seine Pflichten treu erfüllender Mann. Viel herrschende Mißbräuche seiner Kirche mag er im Stillen erkannt, manchen behutsam entgegen gearbeitet haben. Noch war der Gedanke eines eigentlichen Religionsverbesserers ferne von ihm, wenigstens stand er nicht gegenwärtig vor seiner Seele. Die Saamen dazu lagen in ihm, die fröhliche Sonne, an der sie sollten aufgehen, war noch nicht erschienen; da bringt ihm ein Landsmann und Freund, ein böhmischer Edelmann, sein künftiger Lehr- und Leidensgenoß, unter dem Nahmen Hieronimus von Prag allen bekannt, einige neue Schriften von einer Reise nach England mit.

Es waren die geist- und ideenreiche Schriften Wiklefs.

Die neuen Wahrheiten, die sie enthalten, begeistern den anfänglich sich dagegen sträubenden mit solcher Macht, daß er sie liest und wieder liest und zum Ausrufe sich gezwungen findet: Nein! das hätte ich nun und nimmer geglaubt! und sofort ist von keinem peinlichen Gefühle mehr die Rede, das die neue in die Seele fallende ungewohnte Wahrheit auch sonst zu erregen pflegt, von einem andern eher, von einem geistigen Hunger und Durst, noch voller zu schöpfen, und so kann er nicht ruhen, bis er alle Schriften des trefflichen Mannes in die Hände bekommen, sie ganz verschlungen, sich ganz damit

hatte gesättiget: „Er ist ein Engel, vom Himmel gesandt, rief er aus, das Menschengeschlecht nach langer Dunkelheit wieder zu erleuchten."

7.

Von nun an ist er der eifrigste Verfechter und Verbreiter der Wiklef'schen Lehre, als Lehrer der studirenden Jugend, des Volks und im Umgange. Seine ernste Beredtsamkeit dringt auf nachdrückliche Besserung der durch sinnlichbequemen Religionsdienst schlaffgewordenen Sitten und kämpft mächtig gegen vernunftschändende Vorurtheile, so wie die groben Mißbräuche der Geistlichkeit, ihren Stolz, ihre Unwissenheit, Gemeinheit, rohe Ueppigkeit. Auch sie, lehrt er frey, sey unterthan weltlicher Obrigkeit, wie der Bürger, und ihr Amt lege ihr die verdoppelte Pflicht christl chdemüthigen Verhaltens auf und reines gottseligen Wandels.

Die Bürger selbst ermahnte er zu Ehrbarkeit und Zucht und zum Gehorsam gegen die Obern mit Nachdruck. Seine Saat trug Früchte. Seine Worte wurden nicht verhört auch in den wilden stürmischen Zeiten, in denen er sprach. Es war die bekannte Periode der Prager Unruhen, als Geistlichkeit und Volk aufstand gegen Sigismund als jeder befehlen, keiner gehorchen wollte. Wem dankte es Sigismund vorzüglich, daß das Volk wieder zum Gehorsam zurückkehrte? Dem unscheinbaren, sanftmüthigen, aber, wo es erkannte Wahrheit galt, unermüdet eifrigen, feurigen Prediger.

8.

Wie schändlich es sey, Schriften, die der Wahrheit öffentlich Zeugniß gegeben, wie die Wiklef'schen u. a. zu

verbrennen, tadelte er mehrmalen in seinen Predigten mit bitterem Freymuth: „das heiße die Wahrheit zerstören mit unmächtiger Hand; edle Gedanken verbannen, des Landes verweisen wollen — sey ein geistiger Meuchelmord, und ein Wahnsinn zugleich. Nichts habe mehr unter den Menschen Uneinigkeit, Neid, Gehässigkeit und jede freche Leidenschaft zu Tage gefördert, als solch ein verkehrtes Beginnen, nichts auch die bezielte Absicht weniger erreicht, und nur bewirkt, daß die so unterdrückte Wahrheit, die an sich unzerstörliche, mit größerer Macht wieder hervorgebrochen und ihren Sieg mit der Schande ihrer Feinde zugleich geoffenbart" u. s. w. *)

9.

In dem heiligen Eifer, womit er oftmals gegen solche Lichtverfolger, ganz erfüllt von der Hoheit seines neuen Berufs, der ihm immer mehr aus anfänglicher Dämmerung in neuer Klarheit in seiner Seele hervortrat, schrieb und redete, wünschte er sich, ahnend sein künftiges Schicksal, öfter die Märtyrerkrone. „Nie möge mich, schreibt er später an einen Freund, Menschentadel weich machen, nie möge ich frevelhaftig stumm werden um das Bißlein Brod, nie Menschenfurcht mich dahinbringen, daß ich die Wahrheit verlasse, die mir der Herr hat zu erkennen gegeben, daß ich die Schrift nicht vertheidige bis auf den Tod, weil die Wahrheit bleibt und wächst in alle Ewigkeit bey dem, der kein Ansehen hat der Person. Und sollte Furcht des Todes mich schrecken wollen, so hoffe ich zu Gott und des heiligen Geistes Beistand, der Herr werde mir verleihen Festigkeit, und wenn ich Gnade finde vor seinem Auge, mir die Märtyrerkrone schenken."

*) Vergl. unter andern Opp. Hussit. Norimb. ed. T. I. p. 106.

10.

Die Bibel als Grund aller christlichen Lehre einzig anzunehmen, Gottes Wort mehr zu trauen, als Menschenwort, wär' es auch Pabsteswort, daß es keine Genugthuung gebe für unsre Sündhaftigkeit, als in Sinnesumänderung und Glauben an Christi Verdienst, war ihm feste Ueberzeugung jetzt; und so mußte auch der Ablaßkram, mit dessen Bekämpfung hundert Jahre später Luther sein großes Werk der Religionsverbesserung begann und unter mancherley mitwirkenden günstigen Umständen mit Gott glücklicher vollführte, seiner reinen Seele durchaus gehässig seyn. Pabst Bonifaz hatte Ablaßprediger nach Böhmen geschickt. Der König setzt sich dagegen, aber der Erzbischof und die Geistlichkeit sind dafür. Huß redet gegen diesen schändlichen von Habsucht vorzüglich eingegebenen Mißbrauch mit Nachdruck von der Kanzel herab.

„Was der Schrift zuwider läuft, kann der Pabst nicht gebieten," ist der Inhalt seiner Rede. Das Volk jubelt ihm Beifall zu. Die Stadt hat er gewonnen, den König! Nur der Bischof schwört ihm unversöhnliche Rache.

11.

Eine uralte Erfahrung lehrt: Schlechte Sache und gemeinschaftlicher schlechter Zweck vereinigen, die auch sonst Feinde waren oder sind, wieder — wenigstens zu augenblicklicher Freundschaft. So geschah es auch hier. Der Erzbischof Shinko, sonst erbittert gegen die deutschen Herrn der Universität, opfert seinen Haß gegen sie dem Haße gegen Huß auf, und verbündet sich mit ihnen gegen ihn, in gleichem Interesse der Leidenschaft. An

der empfindlichsten Seite sollte der edle Mann angefaßt werden.

Fünf und vierzig Artikel über Verbesserung der Kirchenzucht und Abschaffung kirchlicher Mißbräuche aus den Wiklef'schen Schriften werden in einer öffentlichen akademischen Zusammenkunft für ketzerisch erklärt und die Strafe des Scheiterhaufens jedem gedroht, der es wagen würde, sie zu vertheidigen. Dies geschah den 18. May 1403.

12.

Huß blieb unerschüttert, von keiner Furcht berührt. Die Freudigkeit seiner Ueberzeugung erhub ihn aufrecht unter den Stürmen, die jetzt über seinem Haupt sich zusammenzogen.

Was ihn mehr noch erheben mußte, war die lebhafte Theilnahme vieler seiner treu ihm ergebenen Zuhörer, nahmentlich seiner Landsleute. In der frischen Kraft dieser jugendlichen Gemüther hatten seine Lehren längst schon Wurzel gefaßt, sie liebten diese, wie den Lehrer selbst, und in ihren mit Vorurtheilen noch weniger eingenommenen Köpfen und Herzen konnten die dem schlichten Gemeinsinn schon so sehr sich empfehlende Wahrheiten bey dem Reize der Neuheit zumal ihre Wirkung nicht verfehlen. Aber gerade von dieser Anhänglichkeit aus, die so manche junge Männer gegen ihn hegten, sollte Huß bald eine noch größere Probe bestehen.

13.

Zwey junge Engländer (1404) waren nach Prag gekommen, Jakob und Konrad von Kanterbury, Freunde der Wiklef'schen Lehren und eben daher auch

bald Hussens. Entrüstet über die Schmach, die ihrem gefeyerten Landsmanne auf der Universität, wo sie sich jetzt aufhielten, widerfahren war, suchten sie sich mit der ihrer Nation eigenen, auf glücklichen Erfolg bey der Menge zugleich berechneten Laune zu rächen. Sie gewinnen ihren Wirth, in seinem Hause eine kleine Bildergallerie aufstellen zu dürfen, zu der jedermann der Zutritt freystünde. In schneidenden Kontrasten wird die Einfalt und Demuth Jesu und seiner Apostel, als er auf einer Eselin, arm und unscheinbar, in Jerusalem einreitet und seine Jünger noch demüthiger ihm folgen, gegenüber dem *Prachtaufzug* eines römischen Pabstes mit seinen *Kardinälen* — wie später zu Luthers Zeiten Lukas Kranach diese Idee aufgefaßt und in einer größern Reihe von *Bildern* weiter verfolgt hat — schaugestellt. — Die Wirkung war ungemein. Mehr als alle Disputationen *und* Predigten sprachen diese sinnlichen Zeichen an das Volk, und längst im Stillen gehegte, von Furcht zurückgeschreckte Ueberzeugung fand in diesen stummen Sprechern eine Bewährung dafür, und einen Vertreter mehr oder weniger lauter Aeußerung des lange unterdrückten Bekenntnisses.

14.

Kein Wunder, daß die Geistlichkeit, Huß längst schon gehässig, jetzt um so mehr aufloderte. Die Engländer hatten sich entfernt. Den an jener Ausstellung im Grunde unschuldigen Huß traf allein jetzt der Haß, allein jetzt die Verfolgung. Er sollte der Anstifter von Allem seyn. Alte Eifersucht zwischen den deutschen und einheimischen Professoren, die auf die böhmische und deutsche studirende Jugend überging, half mit dazu an, und unterstützte gelegen die tückischen Absichten der Feinde des edlen Mannes. Von der ersten Stiftung der Univer-

sität an halten die Deutschen, der damaligen Lage der Dinge zufolge, was auch unter veränderten Umständen, wie es geht, beibehalten wurde, weit mehrere Begünstigungen und Vorzüge genossen *).

Dies war nicht geschickt, den Geist der Einigkeit und des Vertrauens wohl zu beleben und zu nähren. Mehrmalen in verschiedenen Perioden drohten die glimmenden Funken des Hasses, für die Ruhe der Akademie verderblich auszubrechen. Jetzt benutzten die Gegner Hussens diese Stimmung und suchten ihre eigene Sache zu einer öffentlichen zu machen, um einen Vorwand zu haben, gegen Huß noch freyer auftreten zu können. Man suchte ihm die Zuneigung der fremden studirenden Jugend, als eines Ketzers, Irrlehrers und Unruhstifters unter allerley Einflüsterungen abzuwenden. Mehrmalen kam es zu öffentlichen Unruhen zwischen den Prager Studenten, die für Huß sich erklärten und den Deutschen. Am lebhaftesten war der Kampf 1406. auf dem Markte zu Prag, wo mehrere getödtet, viele verwundet wurden.

Die Regierung, eigens der König, dem die Sache unmittelbar berichtet wurde, war nicht der Mann, solchem Unfug kräftig zu steuern. Man kennt seinen Charakter, wenn man den Nahmen Wenceslaus nennt, seine träge Gleichgültigkeit und sinnliche Behaglichkeit mit kleinlichtem Interesse vereint. Wer hat die Aussprü-

---

*) So z. B. hatten bey Aemtererseßungen und übrigen Beschlüssen der Universität die Böhmen als Eingeborne des Landes nur eine Stimme, die Bayern, Polen und Sachsen, die man unter dem Nahmen Deutsche zu begreifen pflegte, drey. Nur höchst selten wurde ein Böhme Rektor oder Dekan.

che nicht von ihm gehört? „Mögen sie sich rauffen und „balgen! Die Gans (Huß) soll mir doch noch goldene „Eyer legen.“ — Sein kräftigster, immer unwürdiger Ausspruch war der derbe Scherz, den er sich später bey ähnlicher Veranlassung gestattete: „Wenn sie nicht Ruhe haben auf der Universität, will ich ihnen meinen Koch noch zum Rektor schicken.“

16.

Huß indeß vertritt die Rechte seiner Nation bey jeder Gelegenheit standhaft, nahmentlich in einer eindringenden Rede vor der ganzen Universität (11. May 1408). Als eben wieder einige Aemter sollten ersetzt werden, eifert er mit der Wärme, die das Wahrheitsgefühl und das Recht giebt, gegen diesen verjährten, für die jetzige Zeitumstände ganz nicht mehr passenden Mißbrauch und fordert seiner Nation gleiches Recht mit den Auswärtigen zurück. — Große Erbitterung, großer Lärm und wechselseitiger Widerspruch unter den gegenseitigen Parthien, woran gleichfalls Studierende und Volk den lebhaftesten Antheil nehmen! Die unmittelbare elende Rache, die die Gegner an Huß nehmen, ist, daß sie abermals in einer akademischen Sitzung Wiklefs und seiner Glaubensgenossen Lehren mit dem Ketzerbanne belegen, und auch hier wieder zur Decke gemeiner Interessen die Religion anwenden, nicht zusammengehörendes vereinigend.

17.

Huß fährt unerschüttert in dem Angefangenen fort. Er läßt nicht nach, ein eifriger Verfechter des Rechts, auch hier sich so lange an den König und zwar an diesen durch die Königinn, seine große Gönnerinn und Beichttochter zu wenden, bis (27. Sept. 1409) der böhm. Nation

durch einen königlichen Schluß das nachgesuchte gleiche Recht *) eingeräumt wird.

18.

Die Folge davon ist, daß nun augenblicklich, nach Bekanntmachung des Befehls, ausgeführt wird, was früher schon auf diesen Fall unter den Aufhetzungen und Umtrieben eines gewissen Reinecs und Ruberts **) mit allen den Mitteln, die bey ähnlichen Ereignissen gerne angewendet werden, beschlossen und vorbereitet war, daß innerhalb weniger Tage viele tausend ***) Studierende und Lehrer auch sonstige Deutsche, die sich in Prag aufhielten, alles, was nicht Böhme war, aus den Thoren der Stadt tobend und lärmend auswanderte.

19.

Huß wurde von innigem Schmerz erfüllt über diese so merkwürdige auf sein ganzes künftiges Schicksal so einflußreiche Begebenheit. Er selbst drückt seine Empfindungen darüber in einem seiner Briefe wahr und lebhaft genug aus.

„Schrecken und Furcht überfallen mich immer noch, wenn ich an jene Tage zurückdenke; O wie brach mir

---

*) Der drey Stimmen nämlich nach der Einrichtung der Akademie zu Paris.

**) S. hist. de Joh. Huss. v. Gabr. Seyfried. 1711.

***) Da die Zahl so unbestimmt und von manchen Geschichtschreibern wohl übertrieben bis auf 20 — 30000 Studenten angegeben wird, so ließ man die Zahl lieber unbestimmt. Bekannt aber ists, daß die Universität Prag damals als eine der angesehensten zu jener Zeit noch seltenen Universitäten ungemein bevölkert war. Dieser Auswanderung danken mehrere Universitäten, Rostock, Erfurt, Ingolstadt, Leipzig u. a. theils ihren Ursprung, theils ihren größern Flor.

das Herz, als ich Mann für Mann mit störrigem Sinne die Straßen dahin wandern sah. Es war mir, als ob alle Menschen auf einmal die Erde verließen und ich allein verwaist und einsam darauf zurückbleiben sollte. Die Anführer hatten mir viel Schlimmes gethan; aber ich hielt ihren Weggang für das Allerschlimmste, was mir hätte begegnen können. Bald schloß ich mich in die finstere Kammer ein, bald rannte ich selbst nach der Straße. — Bleibet, bleibet, wir wollen Freunde seyn, rief ich. Aber sie hörten nicht. Hohngelächter und Schimpfreden erwiederten sie auf meine Bitten. Was *blieb mir übrig*, als sie und mich Gott zu empfehlen!"

20.

Ein großer Theil von Hussens Feinden war nun entfernt. Aber der gefährlichste blieb, der, welcher jene nur als Werkzeuge seiner tückischen Absichten auf den frommen Mann gebraucht hatte — die römische Geistlichkeit.

21.

Wir drängen den Verlauf der weitern Schicksale des Mannes bis zu seiner Vorforderung nach Kostniz zusammen, da wir keine eigentliche Lebensgeschichte Hussens schreiben.

Was half es dem trefflichen Manne, daß er jetzt nach dem Abgange der Deutschen Rektor der Prager Universität geworden war? Ueberall warf man ihm im Stillen und auch öffentlich den Verfall der Universität vor; überall lauerte man auf Gelegenheit, ihm empfindlicher schaden zu können. Sein ihm ohnehin beneidetes neues Ansehen selbst schien ihn zu verführen und die damahligen eintretende Umstände in der päbstlichen Kirche verlockten die Wahrheitsliebenden noch mehr, Schritte zu thun, die seinen Feinden für ihre Plane willkomm waren. Umsonst

vertheidigte er sein bisheriges Verhalten in öffentlichen Reden ans Volk und die Akademie mit Nachdruck, umsonst suchte er seine Unschuld an dem ihm selber so schmerzhaften Vorfalle der gedachten Auswanderung zu rechtfertigen; er erneuete nur selbst die widrigen Empfindungen und die vorher und bey dieser Gelegenheit gegen ihn gefaßten Vormeinungen, und die Erbitterung wuchs mehr als sie gedämpft wurde. Als er vollends aus Veranlassung des ärgerlichen Streits, den Benedikt (XIII.) und Gregorius (XII.) um den päbstlichen Stuhl führten, entrüstet durch die niedrigen Künste, die jeder von denselben brauchte und die Partheyungen, die sich für sie erhuben, woran die Böhmen selbst lebhaften Theil nahmen, vom Katheder sowohl als der Kanzel herab seine Mißbilligung mit entschlossenem Freymuth kund werden ließ, als er fortfuhr, nach seinen und Wiklefs Grundsätzen und Ueberzeugungen die Macht des Pabstes in Glaubenssachen in Anspruch zu nehmen, die Mißbräuche in Beziehung aufs Abendmal, durch Austheilung desselben nur unter Einer Gestalt, das Mönchsleben, die Klostergelübde, Seelenmessen, Ohrenbeichte und andere Ceremonien als schriftwidrig zu verwerfen und gegen die eingerissenen Laster der Habsucht, der Ueppigkeit und des Stolzes unter den Geistlichen zu eifern — als alles dieses geschah, so konnte es nicht fehlen, daß der neue Pabst, der jetzt statt jener Nebenbuhler auf einer Versammlung zu Pisa 1410 gewählt wurde, Alexander (V.), ohnehin ein heftiger Mann, rasch gegen ihn verfahren zu müssen glaubte.

Die Prager Geistlichkeit hatte nicht versäumt, ihn auf alles aufmerksam zu machen, was seit einer Reihe von Jahren, was in den neuesten Zeiten dort sich zugetragen, und auch nach ihren Absichten es zu vergrößern. Eine päbstliche Bulle erschien 9. Dezember 1409 gegen den

freymüthigen Rektor. Er wird nach Rom vorgefordert, und angehalten aller ferneren ähnlichen Irrlehre sich zu begeben. Huß schreibt über diese Begebenheit an einen Freund: „der Pabst kennt mich nicht und verdammt mich doch als einen der schlimmsten Menschen: Stelle ich mich vor ihm, so fürchte ich weniger für mich, als das Wort des Herrn, das er gräulich lästern wird. Wie schweres Eisen, welches Holz zermalmt, wird er mich zermalmen; aber der Gott Israels wird doch das Wort des Allmächtigen schützen."

22.

Huß sendet indessen, anfänglich entschlossen, selber zu erscheinen, nur Anwalde nach Rom.

Seine Gesinnungen wollte er nicht ändern, von ihrer Wahrheit überzeugt. Wer die Irrthümer nicht straft, sagte er in einer Predigt „ist wie ein Stahl, der nicht Feuer schlägt." Er fuhr fort, mit Freudigkeit zu lehren, wie sonst. Alexander starb bald und die Bulle hatte für den Augenblick keine weitere nachtheilige Folgen für ihn.

23.

Aber war Alexander gestorben, so lebte die römische Geistlichkeit noch. Seine Feinde, an ihrer Spitze der Domherr Andreas von Böhmischbrot regen den Bischof Sbinko zu Prag gegen ihn auf. Ein unthätiger, gleichgültiger, unwissender Mann, den sie nicht ohne viele Mühe in ihr Interesse ziehen. Die Folge der Kabale ist, daß Wiklefs Schriften, so viel Exemplarien davon in Prag sind, alle müssen ausgeliefert, und ehe noch Huß

(er hatte sich an den König gewandt) Nachricht vom Hofe erhalten, im Schloßhofe zu großem Schmerz aller Freunde Wiklefs, an die 200 an der Zahl verbrannt werden.

24.

Umsonst daß Huß in Predigten und Schriften und mündlichen Aeußerungen gegen dieses Verfahren eifert, umsonst daß das Volk in Spottliedern und Bewegungen, die ernstlichere Folgen besorgen lassen, seine Mißbilligung dagegen an den Tag legt — Hussens Gegner benutzen dieses alles, nur um so rascher gegen ihn zu verfahren. Er wird bey dem Könige verklagt, bey dem Pabste verklagt. Der Erzbischof verbietet ihm das Predigen. Er gehorcht nicht, weil der Erzbischof seine Obrigkeit nicht sey, und appellirt an den Pabst. Johannes (XXIII.), herrschsüchtig wie er war, weniger sich um theologische Streitigkeiten bekümmernd, war doch bald gegen Huß gewonnen, als man ihn aufmerksam machte, daß er auch das Ansehen des Pabstes zu bezweifeln wage. Huß wird abermals nach Rom gefordert. Der König verwendet sich für ihn; er sucht vordersamst eine Aussöhnung einzuleiten zwischen dem Erzbischof und dem Beklagten. Diese erfolgt auch zum Scheine wenigstens. Der Erzbischof erklärt sogar Hussens Lehre für rechtgläubig, und verspricht den Pabst dahin zu bewegen, dem Vorgeforderten die persönliche Erscheinung in Rom zu entlassen. Nichts desto weniger als (14. Jan. 1411) die königlichen Gesandten in Hussens Angelegenheit wirklich nach Rom abzureisen im Begriffe waren, weigert er sich, schriftlich sich so zu erklären, wie er es doch vorher mündlich gethan hatte. In Rom ist der Kardinal Colonna, leidenschaftlich eingenommen gegen Huß, geschäftig genug, da in seine Hände Hussens Angelegenheit vom

Pabste gelegt worden war, dieselbe durch alle Umtriebe der Curie und seiner eigenen Schlauheit so zu lenken, daß die Anwalte und Vertheidiger des verfolgten Mannes nichts gewinnen. Sein Nichterscheinen, so sehr diese es zu entschuldigen suchten, wird ihm als Ungehorsam und Bestärkung der Anklage gedeutet, einige seiner Vertheidiger sogar werden ins Gefängniß geworfen; endlich, da Huß beharrt in seiner Lehre, wird er förmlich vom Pabst in den Bann gethan.

25.

Die nächste Veranlassung dazu war Hussens keke Widersetzlichkeit gegen Pabst Nikolaus berüchtigte Bulle vom 27. Sept. 1411 vermög der er einen Kreuzzug aufbieten ließ gegen Ladislaus, König von Neapel, und Vergebung aller Sünden darinn jedem antrug, der die Waffen ergriff, um seinen Gegner, der ihm zuvorkommend in den Kirchenstaat eingefallen war, aus dem Felde schlagen zu helfen. Auch nach Prag waren solche Werber gekommen, und man forderte entweder persönlichen Dienst oder doch Geldbeyträge gegen das Handgeld der Sündenvergebung. Huß disputirte dagegen öffentlich, (7. Jun. 1412) und auch in seinen Predigten erklärte er sich lebhaft gegen den unchristlichen Geist dieser Bulle. Sein Freund Hieronimus, rasch und feurig, wie er war, unterstützte ihn (er war seit kurzer Zeit wieder in Prag angekommen) ungestümmer als Klugheit rieth in den milderen Maaßregeln, die Huß selbst ergriff. Das Volk, die entzündbare Jugend besonders, nahm lebhaften Antheil.

Bald erhuben sich Rotten und Bewegungen unter dem Volke gegen die Kreuzprediger und Ablaßkrämer, aber eine schauerliche Begebenheit besonders war es, die Hussens Exkommunication beschleunigte. Drey unbesonnene

Anhänger Hussens hatten sich, ohne ihn zu fragen, was er sicher mit Ernst zu verhindern gesucht hätte, mit einander verabredet, am nächsten Sonntag, jeder in eine besondere Kirche, wo Ablaß geprediget wurde, zu gehen, und öffentlich dort während der Predigt zu widersprechen.

Sie erhoben mitten unter der Menge ihre Stimme, und sich gegen das Volk wendend, riefen sie: „das ist nicht wahr, glaubt es nicht! thut es nicht!“

Dies verursachte große Bewegung im Volke. Sie wurden als Störer des Gottesdienstes ergriffen, verhaftet, und Hussens Verwendungen für sie ungeachtet, der ihre allerdings sträfliche Handlung als jugendliche Unbesonnenheit zu verzeihen, oder doch milder zu ahnden hat, ja trotz des Versprechens, man wolle ihnen Nachsicht schenken, heimlich auf dem Rathhause enthauptet.

Heßeck, Kirschidelco, Wschestetzka ihre Nahmen! — Als das Volk diese niedrige Rache erfuhr, ließ es sich kaum mehr durch Hussens Bitten von einer Empörung abhalten. Man denke sich seinen Schmerz, seine Leiden, seine Angst in dieser Periode! — Nur eine schlau berechnete Wendung des Senats und der Geistlichkeit selber durch die öffentliche Ausstellung der schön geschmückten drey Märtyrer, im Augenblicke der heftigsten Bewegungen des Volkes, konnte die befürchtete Empörung abwenden, indem die Menge jetzt plötzlich von den Urhebern des Mordes hinweg auf die Gemordeten ihre Aufmerksamkeit heftete, und von frommen Mitleid erfüllt, einem andern Schauspiele, das es sich selbst machte, sich hingab, die Leichen in der feyerlichsten Procession mit allem Gepränge in einem immer mehr anwachsenden Gefolge nach der Kirche zu Bethlehem zu tragen, und dort zu bestatten.

Nichts desto weniger, so sehr Huß das Volk bey jeder Gelegenheit zu besänftigen suchte, und es wirklich auch besänftigte, wurde er als der einzige Urheber aller dieser Unruhen beym Pabste wiederholt angegeben — auch alles, was sich Hieronimus hier heftig genug zuweilen erlaubte *), ihm zugerechnet, und so geschah es, daß Huß als Ketzer exkommunizirt wurde, ja selbst die Stadt Prag traf dieser Bann mit; es sollten, so lange sich Huß dort würde aufhalten, keine geistliche Verrichtungen, außer in der Hauptkirche vorgenommen werden.

26.

Nun muß er, mit der Schmach des Bannes belastet, sein geliebtes Prag verlassen, allem, was ihm durch Freud' und Leid und lange Gewohnheit theuer hier war geworden, und dem Boden, auf dem er so kräftig gewirkt, auf dem er auch unter mancherley Witterung so manche segensvolle Früchte hatte entsprießen sehen, den Rücken wenden. Nun wandert er in der Irre, ungewiß, wohin er sich vor seinen Verfolgern flüchten soll. Aber er ist nicht einsam. Gott ist mit ihm und sein reines Gewissen, mit der hellen Ueberzeugung, er habe recht gelehrt und gethan, und wenn ihn auch der Herr würdigen sollte, noch Herberes zu leiden für die Wahrheit, mit Freuden dürfe er es auf ihn und mit ihm wagen.

So manche Aufforderungen und Einladungen ihm jetzt auch gemacht werden, seinen Aufenthalt bey diesem oder jenem Freunde und Beschützer zu wählen — er weiset sie

---

*) Z. B. daß er in einer Kirche Heiligthümer in Gegenwart ihrer Anbeter zur Erde warf, die päbstliche Bulle (gegen Ladislaus) einem schändlichen Bilde umhieng, und von Studenten begleitet sie unter Schmähungen vorm Volke auf dem Markte verbrannte, u. s. w.

alle freundlich ab, und wählt seinen geliebten Geburtsort, das stille Dorf Hußinecz. Nicht nur war er dort der alten erprobten Liebe des Gutsherrn gewiß. Er hoffte hier in der Muße der Abgeschiedenheit seinen Landsleuten durch Predigten und der Welt durch Schriften nützen zu können. Man kennt sie die trefflichen Schriften, die er auf diesem Pathmos schrieb. Aber dieser engere Wirkungskreis war ihm doch bald wieder zu klein, er reiste im Land umher, hielt sich bald da, bald dort, meistens bey Edelleuten, die ihn einluden und sich gerne von ihm wollten belehren lassen, auf, und sein Anhang unter dem Volke und den Vornehmeren wurde immer bedeutender. Auch in Prag hatte seine Entfernung unter seinen Freunden nur größere Sehnsucht und Interesse für *ihn* und seine Lehre, unter seinen Gegnern eben daher nur größere Erbitterung erzeugt. Man kämpfte und stritt in Worten und Schriften, in kleineren und größeren, öffentlichen und besondern Zusammenkünften für und gegen Huß und sein Wort. Diese wachsenden Bewegungen konnten dem Kaiser Sigismund und dem Böhmerkönig Wenzeslaus so wenig als dem Pabste entgehen. Andere Unruhen in der Kirche, der Streit neuer Gegenpäbste mit dem oft genannten Johannes, weltliche Interessen des Reichs und der einzelnen Fürsten im Kampfe mit den hierarchischen schienen eine neue Kirchenversammlung nöthig zu machen. Nach langer Berathschlagung wird Kostniz gewählt; das merkwürdige Konzilium wirklich ausgeschrieben; — die Prager und böhmischen Unruhen waren nicht vergessen, Huß am wenigsten. Seine Feinde hatten genug dafür gesorgt. Der Geächtete wird vorgeladen, persönlich zu erscheinen und sich und seine Lehre zu rechtfertigen.

27.

Die Nachricht erfuhr Huß gerade, als er krank war. Hastig springt er von seinem Lager auf, wirft seine Kleider um sich, ergreift seine Schriften, als wollte er sich eben zur Reise fertig machen. Als seine Freunde ihn darauf aufmerksam machen, daß der Termin seiner Erscheinung noch weit entfernt sey, und sich zugleich entschuldigen, daß sie ihm, einem Kranken, diese schlimme Nachricht gebracht, ruft er aus: „So lange ist es noch hin, bis ich frey vor aller Welt reden darf, wie der Herr *gethan hat, dessen* Evangelium ich lehre! Für krank hieltet *ihr mich*, setzt er hinzu: O ich bin nicht krank: Diese Botschaft hat mich gesund gemacht. Eine bessere Arzney *hättet ihr* mir nicht bringen können. Der Pabst ist mein Pfahl ins Fleisch, der mir bald wohl, bald wehe *thut.*“

28.

Mit diesem Muthe gerüstet sieht er der entscheidenden Zeit entgegen. An allen öffentlichen Gebäuden, an Kirchen und Klöstern besonders läßt er in lateinischer, böhmischer und deutscher Sprache anschlagen, daß er kommen werde, daß er bereit sey, sich zu verantworten, und erbietet sich noch vorher, in Gegenwart des Bischofs, jedem Rede zu stehen, der an seiner Lehre zweifelte.

Dem dringenden Rathe seiner Freunde zufolge, die besorglicher über sein Schicksal waren als er selbst, läßt er es geschehen, daß diese einen sichern Geleitsbrief vom Kaiser Sigismund auswirken, der ihm in klaren runden Worten die ehrlichste dienstwilligste Behandlung überall, wo ihn sein Weg hinführen würde, und freyen ungekränkten Aufenthalt in Kostniz, eben so ungekränkte Rückkehr zusicherte.

29.

Nun ist Huß auf dem Schauplatze seines Martertums. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Mögen sie immerhin mir Schaden thun! Die Lehre, die ich verkünde, können sie nicht antasten" waren die Worte, die er ausrief, als er die Thurmspitze von Kostniz erblickte; war der freudige Trost, womit er mehr seine Freunde noch (Chlum und von Lazenburg) jetzt gegen die Furcht waffnete, die diese nur mühsam strebten zu verbergen.

Bey einer alten Wittwe Fida *), die ihren Nahmen mit Wahrheit führte, hatte er seine Wohnung genommen. Er wollte dem Pabste näher seyn, um bald bey diesem Gehör finden zu können. Seine Begleiter suchten es einzuleiten; der Schlaue wußte sie aber mit allerley höflichen Entschuldigungen hinzuhalten. Zwar hatte er ihnen mündlich versprochen, dem guten Huß sollte nichts Leides durch ihn widerfahren, wenn er auch seinen Bruder ermordet hätte; aber eine schriftliche Versicherung dieser mündlichen Zusage konnten sie doch nicht von ihm erhalten, so wenig als Hussens Lossprechung vom Banne, zu der immer Hoffnung gemacht wurde, ohne Erfüllung.

Huß hatte sich vorgenommen, vor dem Volke in einer Rede an heiliger Stätte aufzutreten, und seine Lehre und Unschuld zu vertheidigen. „Reden will ich" schreibt er an einen Freund, „und es den Menschen laut in die Ohren rufen, was ich bin und was ich glaube. Ich entblöße mein Innerstes, ich steige in den Grund meines Herzens hinab, und finde nichts, was sich schämen dürfte, öffentlich gesagt zu werden."

*) Die Treue.

30.

Kaum daß diese Nachricht vor die Ohren des Pabsts und der Päbstlichgesinnten gekommen war, suchte man Huß nicht verbotweise geradezu, sondern durch freundlichen Rath unter dem Scheine des Wohlwollens, als ob Klugheit es mißriethe, von einem Schritte abzubringen, dessen Wirkungen beym Volke, wie voraus zu berechnen war, für den Verklagten höchst günstig, für seine Ankläger höchst ungünstig seyn mußten. Man kannte die Gewalt seiner Beredtsamkeit. Huß gab nach. Es ist nicht *unwahrscheinlich*, *was* ein Geschichtschreiber dieses Konziliums *bemerkt*: Hätte Huß nur einmal in Kostniz gepredigt, er wäre nicht verbrannt worden.

31.

Die viele Muße, die Huß jetzt hatte, in diesen üppigen Tagen des Gepränges und Gedränges, bey dem ungeheuren Zusammenfluße so vieler tausend Menschen von allen Ständen, Ländern, Sitten und Sprachen beynah, wo geistliche Pracht wetteiferte mit weltlicher, und die Angelegenheiten, wegen der man zusammengekommen war, zwecklosen Ergötzlichkeiten und leerem Ceremonielle nachgesetzt, mit dem langsam feyerlichsten Gange betrieben wurden, diese reiche Muße wollte der fromme Mann nicht ungenutzt vergeuden.

Ohnehin mußte sein stilles, ernstes, ja heiliges Gemüth durch den unheiligen Taumel, dem alles, auch die höhere Geistlichkeit hier hingegeben schien, wo es das Ansehen hatte, mehr ein Fest der Sinnlichkeit, und zwar der rauschendsten, wildesten oft, sey aufgeboten worden, als ein Fest der Kirche und kirchlicher Berathschlagungen, weniger zerstreut, als tief verletzt, gekränkt und geärgert wer-

den. Er zog sich in sich zurück, er schrieb mehrere kör= nichte Schriften, die er, da er nicht predigen sollte, al= len, die seine Lehre noch nicht genau kannten, Gelehrten und Ungelehrten, als Vertheidigung seiner Sache bestimm= te *). Aber gerade diese Schriften, deren Verbreitung unter dem Volke seinen Gegnern aufs äußerste unwillkom= men seyn mußte, beförderten sein unglückliches Schicksal.

Er hatte Auflaurer genug in Kostniz. Unter diesen waren die vorzüglichsten Stephan Palecz, der ihm von Prag aus recht wie eine Schlange nachgeschlichen war, Michael von Causis und Andreas von Böhmischbrod, alle drey an Bosheit wetteifernd mit einander, und wenn an Einsicht sich ungleich, doch an jener sich gleich.

Wie Schlechtgesinnte, wenn sie auch selbst nicht Freun= de zusammen, ja wohl heimliche Feinde sind, zu einer schlechten Sache dennoch sich leicht und gerne vereinigen, vereinigten sie sich, wie es nicht unwahrscheinlich ist, un= ter höhern Einflüssen, von niedrigen Absichten des Ge= winnes und zeitlicher Vortheile, zum Theil auch der ei= genen Leidenschaft und Rachsucht gegen Huß angetrieben, zum Sturze des edlen Mannes.

Die Bekanntmachung der erwähnten neuen Schriften desselben war ihnen die erwünschteste Gelegenheit, ihre hämischen Absichten durchzusetzen.

Sie hatten nichts angelegentlicheres zu thun, als aus denselben, nahmentlich der Abhandlung von der Kirche, aus ihrem Zusammenhang abgerissene Sätze zu ziehen, in

*) Z. E. 1) über die Zulänglichkeit der Vorschrif= ten Jesu zur Regierung der Kirche: 2) Erklä= rung meines Glaubens: (eine Rede, die er vor dem Konzilium halten wollte) 3) eine Predigt über die Worte: „Friede sey in diesem Hause" u. s. w.

einen anderen grelleren zu stellen, und den Verfasser als den irrigsten und dem Ansehen des Pabsts und der Kirche gefährlichsten Ketzer darzustellen und verdächtig zu machen. Zugleich wurden an öffentlichen Plätzen Schriften gegen ihn angeschlagen, seine gerechte Bitte, diese abnehmen zu lassen (noch war er ja nicht verhört) schlug ihm der Pabst ab, unter dem nichtigen Vorwande, die Verfasser seyen ja seine eigene Landsleute! Immer erboßter über den Mann, seit er jene Auszüge gelesen hatte, (denn Hussens Schriften selbst kannte und las der Pabst nicht) sann der hämische Statthalter Christi nur auf ein *schickliches Mittel, Hussen gegen des Kaisers sicheres Geleit verhaften lassen zu können.*

32.

Das Mittel fand sich oder machte sich. Man hatte ausgesprengt, Huß habe entweichen wollen. Dies die Vorbereitung zur unwürdigen niederträchtigen Handlung, die man jetzt an ihm nicht ohne Maaßregeln der Vorsicht und Schlauheit zu verüben im Begriffe war.

Er wurde eingeladen, vor den Pabst noch vor seiner Erscheinung beym versammelten Konzilium zu einer besondern Unterredung, die er früher selber gewünscht, zu kommen. Huß erscheint unverweigerlich. Zur Vorsicht, wenn ihm etwa eine Schlinge sollte gelegt werden, begleitet ihn Chlum. Es werden ihm im Beyseyn mehrerer Kardinäle und des mehrmalen erwähnten Palecz, auf dessen Thätigkeit man auch sich hier verließ, verschiedne verfängliche Fragen vorgelegt. Er beantwortet sie rund und standhaft. Da man eine Ursache an ihn suchte, um seiner Person auf eine Art, die beym Volke und beym Kaiser nicht zu auffallend wäre, sich voraus versichern zu können, so wird ein schlauer Priester noch eigens an ihn

geschickt, der unter dem Scheine, als wäre er einer seiner Anhänger, sich einfältig und unwissend stellend, ihm sein Zutrauen abgewinnen und ihn ausholen soll. Die List gelingt. Trotz der warnenden Blicke seines Schutzbegleiters, der auch bey diser geheimen Unterredung zugegen ist, läßt Hussens Ehrlichkeit sich berücken, und gibt freyere Aeußerungen von sich, als dort in Gegenwart des Pabsts und der Kardinäle, Aeußerungen, die sogleich verstärkt und noch verdreht vielleicht, jenen hinterbracht werden. So wird der Tag mit allerley Aufschiebungen und schlauen an den redlichen Mann gewendeten Künsten bis in die Nacht hinausgezogen. Als einige der Kardinäle noch zaudern, ihre Stimme zur Verhaftung zu geben, ruft Palecz ihnen entgegen: „Was sie zauderten? Wenn es ihnen gleichgültig wäre, künftig ihre Würden zu bekleiden, oder verlustig zu werden derselben, so sollten sie immerhin Huß wieder freygeben. Nach den Grundsätzen, die er gegen den Doktor geäußert, wie sie auch sonst in seinen Schriften sich fänden, könnten sie nimmermehr ihre Aemter behaupten.“ Dies wirkt. Das Ende ist, daß, als die Nacht herangekommen war (man wollte diese abwarten für ein so schändliches Werk) man dem Ritter von Chlum bedeutet, er möchte nur ohne Huß nach Hause gehen, diesen müßte man nothwendig zum Besten der Kirche und seinem eigenen in Gewahrsam behalten. Was jener muthig dagegen erklärt, was er sich auf öffentliche Treu und Glauben und Kaiserwort, das hier gebrochen werde, was er sich auf mündliche Zusagen des Pabstes beruft, es ist vergebens: „der Kaiser könne in der Sache der Kirche nichts anordnen, oder versprechen; der Pabst habe ihm nichts bestimmtes zugesagt,“ wird ihm geantwortet. Mit Schmerzen, mit Entrüstung seines ganzen Innern, muß er sich von dem Manne trennen, dessen Schutzengel er seyn sollte, und ihn nun seinen Feinden

überlassen! Huß traut auch hier dem Schutze des Höheren und geht freudig in den Kerker.

Dem Kaiser wird auf seine Einrede deswegen, die er auf Chlums Aufforderung Tags darauf ergehen läßt, geantwortet: „Ketzern sey keine Treue zu halten!“

33.

Hussens erstes Gefängniß war in dem Stiftshause der Kathedralkirche, anfänglich eine noch anständigere, wenn man will, ehrenvollere Haft, die aber bald in eine *härtere, schmählichere* sogar verwandelt wurde; denn nur *soviel bewirkten* anfänglich die inständigen Verwendungen seiner Freunde für ihn. Man traute immer weniger, und wollte sich der gemachten Beute in dem Grade fester versichern, als die Freunde mit Standhaftigkeit um seine Loslassung, der Zusage gemäß, zu bitten fortfuhren.

Hussens Empfindungen über diese Wendung seines Schicksals, seine fromme Hingebung in Gottes Schutz und Lenkung und Ausführung der ihn umgebenden Gefahr drücken mehrere seiner Briefe auf eine einfache herzliche Weise aus. „Denket meiner in eurem Gebete, schreibt er in einem, daß der Herr mich seiner Kraft würdige, um im Bekenntnisse seines Nahmens ausharren zu können. Will er mich diesmal auflösen, so geschehe sein heiliger Wille, gefällt es ihm, mich euch wieder zu geben, so verehre ich auch diesen seinen Willen. Nur möge er mich nicht mehr versucht werden lassen, als ich tragen kann.“

34.

Von dem Stiftshause in der Katharinenkirche, wo Huß anfänglich gefangen saß, wurde er (5. Dec. 1414)

außerhalb Kostniz in ein Franziskaner-Kloster gebracht, dessen Bewohner seine erklärtesten Feinde waren. Eine feuchte ungesunde Kellergrube ward dort sein Aufenthalt. Während die vielen Tausende in der Stadt schwelgten und praßten im Ueberfluß und Uebermuth, wurde ihm die dürftigste, oft ungesunde Nahrung und nicht immer richtig gereicht, so daß er oft dem Verschmachten nahe war.

Sich selbst in dieser schauervollen Einsamkeit überlassen, wie es geht, wenn der Mensch angewiesen ist auf sich allein, wurde er von manchen peinlichen Vorstellungen gequält, die sich in seine Träume verwebten und ihm die karge nächtliche Ruhe, die er genießen konnte, oft fürchterlich störten. Seine aufgeregte Phantasie deutete sich dieselben, die doch hauptsächlich nur von ihr erzeugt waren, oft noch furchtbarer. Seine Briefe zeugen davon. Doch er war und blieb nicht allein angewiesen auf sich, er kämpfte mit sich und gegen sich selbst und waffnete sich mit dem Worte des, der da sagt: So ihr dem Guten nachjaget, was können euch Menschen Böses thun? Auch suchte er, als er wieder mehr gesund und gestärkt sich fühlte, die Stunden des Tages hindurch sein Gemüth abzukehren von den düsteren gegen ihn andringenden Vorstellungen und Gutes zu wirken, so lang es Tag war. — Eine kleine Spalte von oben sendete sparsames Licht in seinen Kerker. Durch die Hülfe seiner Wächter, deren Gutherzigkeit er bald durch sein Betragen gegen sie gewonnen, hatte er sich schon früher Dinte, Feder und Papier auch eine Bibel verschafft. Damit tröstete er sich und richtete sich auf in seiner Einsamkeit, unterhielt sich mit seinen Freunden durch Briefe, schrieb sogar mehrere kleine Schriften, z. B. eine Erklärung der zehen Gebote, eine faßliche

Anleitung zum Gebrauch des Vaterunsers; von der Buße, von dreyen Feinden des Menschen, von dem Nachtmahl; ja für seine Wächter selbst, nahmentlich einen gewissen Robert, weil er im Begriffe stand, sich bald zu verheirathen, ein Ehbüchlein u. s. w.

35.

Man wird fragen: Thaten denn unterdessen die Freunde Hussens, während der Unglückliche in seinem Kerker schmachtete, ohne einmal verhört zu werden, nichts für ihn? Allerdings thaten sie dies. Nicht nur trösteten sie *ihn mit Briefen* und berathschlagten sich schriftlich mit *ihm über* die Führung seiner Sache, sie verwendeten, wo sie nur konnten, ihre Fürsprache für seine Loslassung und Freysprechung. Freylich mochten, wenn man vom Erfolge schließen darf, die Mittel nicht immer die gewähltesten seyn. So scheint es, habe des treuen Chlums Einfall mehr geschadet als genützt, und die traurige Katastrophe wenigstens nur schneller herbeygeführt. Er ließ an allen öffentlichen Plätzen nämlich eine Erklärung anschlagen, die eine förmliche Rüge des widerrechtlichen Verfahrens gegen Huß enthielt, „wie man gegen gegebenes kaiserliches Geleit ihn ins Gefängniß geworfen, wie Kaiserl. Majestät ihren Unwillen erklärt, die Loslassung befohlen, und dennoch darauf freventlich nicht geachtet werde.“ Der kühne Schritt machte Eindruck, man las und las die Erklärung, ein Theil des Volkes, auf das vorzüglich dabey gerechnet war, murrte laut, viel andre wieder, gewonnen durch die tägliche Umtriebe gegnerischer Partheyungen, nahmen die Sache der Kardinäle, schmähten über den verwegnen Schreiber und wie jene recht gehandelt hätten und handelten gegen den Ketzer. Viele auch lasen es gleichgültig oder im flutenden Lärm der üppigen Tage, wo jeder Tag, jede Stunde fast dem

sinnlichen Pöbel neue Gegenstände der Zerstreuung zuführte, wurden die flachen Eindrücke bald wieder verwischt oder ganz und gar ausgelöscht. Die Kardinäle indeß umsichtiger, klüger, wurden aufmerksamer, kamen häufiger zusammen, berathschlagten sich häufiger, und ihre Diener und Genossen verfehlten nicht, wo sie nur eine Spur nachtheiliger Wirkung unter dem Volke wahrnahmen, dasselbe zu ihren Gunsten umzustimmen.

Indeß hörten die Böhmer-Herren nicht auf, ihre Vorstellungen an das Kollegium und an Kaiser Sigismund um Freylassung ihres Landsmannes mit bescheidenem Nachdruck einzureichen, aber vergebens *).

36.

Ein andrer Umstand erregte die Gegner Hussens aufs neue gegen ihn und bewog sie, ihre tückischen Maaßregeln zu beschleunigen. Huß war in seinem Kerker schwer erkrankt. Man fürchtete für sein Aufkommen, er selbst wünschte sein Ende, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Seine Feinde, denen es nicht gleichgültig gewesen wäre, das bestimmte Opfer ihrer Rache so zu verlieren, säumten keinen Augenblick, ihm jetzt alle mögliche Hülfe zu verschaffen. Die Aerzte, die sogleich als Hauptursache der Krankheit den ungesunden Aufenthalt in dem feuchten Kerker erkannten, trugen schleunig darauf an, ihm ein anständigeres besseres Zimmer zum Gefängnisse anzuweisen. Es geschah und bald erholte sich, neben dem Gebrauche anderer Arzneymittel, Hussens durch frühe Mässigkeit und natürliche Beschaffenheit meist kräftige Natur. Jetzt nahten sich ihm Besuche über Be-

*) Siehe mehrere solcher Supplikeu urkundlich in Stumpfs „Konzilium zu Kostanz" Bl. XXXI. LXIII. und LXIV.

suche. Leute aus allen Ständen kamen täglich zu ihm, besprachen sich mit ihm. Dies Gedräng erweckte Argwohn. Man beeilte sich um so mehr jetzt Hussens Sache abzuthun, als auch Sigismund noch nicht angekommen war, von dem die Kardinäle nur störenden Einfluß in ihre Maaßnehmungen fürchteten. Huß selber wird aufs neu in sein voriges Kellergewölbe zurückgeschickt, der Zugang der Fremden zu ihm verwehrt und eine Kommission von Kardinälen und Bischöfen niedergesetzt, über den Gefangenen zu richten. Grade seine schlimmsten Feinde, die wir schon kennen, werden zu seinen Anklägern gewählt. *Die Anklagspunkte* betrafen theils die Lehre vom heiligen *Abendmahl* *), theils wie er in Beziehung auf die Macht der Kirche und des Pabstes, Kirchenbann, Einweihung der Priester u. s. w. ketzerische Meinungen hege; auch wird ihm vorzüglich die Verödung der Universität Prag, von der wir oben gesprochen, Schuld gegeben, und er überhaupt noch als ein unruhiger Neuerer angeklagt, der durch Verbreitung der Wiklef'schen Lehren nur Unruhe und Verwirrung gestiftet, auch sonst zwischen Fürsten und Volk und Geistlichkeit Saamen der Zwietracht auszustreuen nicht gefeyert habe.

---

*) Daß nämlich das Abendmahl nach der Anordnung Christi unter beyderley Gestalten soll ausgetheilt werden, daß auch Layen zur Administration desselben tüchtig seyen, und unwürdige Priester die Sakramente unwürdig verwalteten — daß die Kirche nicht nothwendig den Pabst und die Bischöfe bedeute, daß ihre Güter von den weltlichen Fürsten wohl könnten übernommen werden — daß die Vorrechte des Pabstes eitel Anmassung und nichts als Folge des Stolzes und der Habsucht seyen, daß alle Priester ihrer Bestimmung nach gleiches Ansehen haben — der Kirchenbann ungültig sey, daß Priester eingeweiht werden müssen, und keinen ordentlich geweihten das Predigen könne verwehrt werden u. s. w.

37.

Beschlossen wurde jetzt, Abgeordnete in Hussens Gefängniß zu senden, mit dem Auftrage, ihn vor die Kommission zu fodern, oder, wenn er persönlich wegen Krankheit nicht dort erscheinen könnte, sogleich ihn zu verhören. Ein rührendes Schauspiel war es, als sie in den düsteren Kerker jetzt treten, und aus einer Ecke des Gewölbes von einem ärmlichen Bündel Stroh eine blasse hagere Gestalt sich gegen sie aufrichtete, mehr einem Gespenste als einem Menschen ähnlich.

Der unglückliche, in der feuchten Grube, wohin man ihn abermals, wie die Juden einst den Propheten Jeremias versenkt hatte, aufs neu erkrankte Huß war es.

Wenigstens einer flüchtigen Regung von mitleidiger Rührung konnten sich jetzt auch seine erklärten Gegner nicht erwehren; doch ermannen sie sich, künden ihm die Ursache ihres Besuches an, und fodern ihm seine Erklärung ab. Urtheilet selbst, sagt er, ob ich in diesem Zustande, da, wo ihr wollt, erscheinen kann: Aber so ihr mir nur einen Anwald, einen Vormünder meiner Sache wollet gewähren, werde ich auch von diesem Lager aus, auf das mich der Herr geworfen, in dessen Hand mein Leib und Leben, und meine Sache und ihr und die eure stehet, euch Red' und Antwort zu geben — mich nimmer entziehen; anders aber werdet ihr mir mein Schweigen zu gut halten. —

Betroffen über diese unerwartete Antwort — seine Freunde hatten Huß die Erklärung eingegeben, — bedeuten sie ihm mit halben umwundenen Worten, wie die Verlegenheit sie hat, daß sie selbst zwar hiezu keine Vollmacht hätten, daß sie aber suchen und steuern wollten, was in der Sache billigermaßen könne gethan werden,

damit ein solches nicht ungerechtes Begehren ihm genehmigt würde *). Wie wenig sie Wort zu halten im Sinne hatten, lehrte der Erfolg, da bald darauf unter dem nichtigen Vorwande, eines Ketzers Sache könne niemand übernehmen, ihm das Gesuch rein wurde abgeschlagen. „Wisset, schreibt er darüber selbst, daß ich im Kerker vor den Notarien und Zeugen von den Kommissarien begehrt habe, daß sie mir verordnen einen Advokaten und Fürmünder, das sie mir verheißen, haben aber mir hernach nicht wollen geben. Nun habe ich mich dem Herrn Jesu Christo befohlen, daß er schaffe, und fürmünde und *rächе meine Sache.*“

38.

Nun wird Hussens Sache aufs neue in die Länge gezogen. Andre Ereignisse lenkten die Aufmerksamkeit der Synode von Hussens Angelegenheit für eine Weile ab.

Hieronimus schnelle Erscheinung in Kostanz, sein Anschlag, seine Flucht, seine Einholung und Einkerkerung hatten Aufsehen und mancherley berathschlagende Unterredungen erweckt. Noch mehr. Der König Sigismund war jetzt angekommen. Viele, Huß selber, hofften von ihm. Andre fürchteten von ihm. Es gab neue Partheyungen, neue Umtriebe. Die gewöhnlichen Förmlichkeiten, mit denen er empfangen ward, die Lustbarkeiten, die auch nicht ausblieben, das Gepränge seines Hofstaates füllten die Augen, die Ohren und rafften Zeit hinweg. Vor

---

*) Daß sie nicht sogleich, wie andre melden, was sie auch nicht wohl thun konnten, ihm abschlägliche Antwort gegeben, daß sie ihm vielmehr Hoffnung für die Erfüllung seiner Bitte anfänglich müssen gemacht haben, geht aus Hussens eigenen Briefen hervor. S. Stumpf. XXIV.

allem aber verbreitete bald hernach eine Begebenheit Verwirrung und Schrecken über die ganze Versammlung, über die ganze Stadt. Es war die Flucht des Pabsts Johannes mit dem Erzherzog Friedrich von Oesterreich nach Schafhausen. Die nähere Geschichte der Angelegenheiten dieses so berüchtigten Pabstes, der als Nebenbuhler gegen zwey andere stand, so wie die Art und Weise seiner listig angesponnenen, vermummten Flucht gehört nicht hieher. Nur so viel! Nachdem er seinen Plan, der ihn eigentlich nach Kostanz gebracht hatte, gegen die beyden Gegenpäbste trotz der einstweiligen vor dem Konzilium eingegangenen Niederlegung seiner Würde, als der ächte allein gültige erklärt, oder vielmehr neu gewählt zu werden, so gut als vernichtet sah, als er in Sigismunds Dankbarkeit, dem er in seinen Geldverlegenheiten so oft an die Hand gegangen war, sich betrogen zu finden mit Kränkung wahrnahm, suchte er durch einen Meisterstreich das Konzilium wo nicht ganz aufzulösen, doch seine Beschlüsse so gut als unkräftig zu machen, weil nach dem alten Rechte ohne die Person des Pabstes keines könnte statt finden. Er bedachte nicht, daß er durch seine Einwilligung in seine Absetzung den Bischöfen schon Lehre und Beyspiel gegeben, daß ein Konzilium auch ohne einen Pabst könne geführt werden. Indeß die Absicht augenblicklicher Verwirruug wurde nichts desto weniger erreicht. Volk und Stadt und alle Anwesende waren in großer Verlegenheit und Bestürzung zum Theil über die schnöde Flucht des in Botentracht entronnenen Pabsts, dem Friedrich von seinem Thurnier hinweg bald folgte. Alle Geschäfte und Berathschlagungen stockten eine Zeit lang. Es war ein irres Rennen und Laufen und Fragen und Forschen, was jetzt zu thun sey? Aber umsonst, daß Huß in dieser Verwirrung der Dinge anfänglich, wie seine Briefe zeigen, für sich hoffte. Entfliehen hätte er jetzt

können allerdings, wenn er weniger ehrlich, fest und fromm wäre gewesen; denn die päbstlichen Wächter hatten ihn nun auch verlassen, man schien sich so wenig um ihn zu bekümmern, daß es ihm oft an Speise mangelte, und der Bischof von Kostanz, an den er sich gewendet, hatte ihm geschrieben, er wolle nichts von ihm. — Indeß wurde bald der in Unordnung gekommene Gang der Dinge wieder hergestellt. Die Bischöfe hatten die Fortführung und Leitung des Konziliums frisch übernommen, und ließen den Pabst, der nicht wieder kommen wollte, einstweilen da, wo er war. Dem Bischof von Kostanz wurde *Huß übergeben*, der ihn sofort in ein neues Gefängniß *in sein Schloß nach* Gottlieben unfern der Stadt bringen ließ. Hier wurde er in eiserne Bande gelegt, und Nachts in seinem Bette mit einem Eisenring an die Wand geschmiedet. Das that der Bischof, der vor wenigen Tagen noch von Huß nichts wollte.

39.

Vor allem war jetzt Hussens Schmerz über das Schicksal seines Freundes Hieronimus der empfindlichste. Die Trauer und die Sorge um ihn schien ganz die Sorge um sein eigenes Schicksal verschlungen zu haben. Er klagte sich selbst an, ihn in dieses Unglück gestürzt zu haben, und ging so weit, daß er seine Freunde warnte vor sich und dem Umgange mit einem so unglücklichen Manne, als er sey, damit nicht ihre Anhänglichkeit an ihn gleiches Schicksal ihnen bereiten möchte. Umsonst suchte ihn der treue Chlum in Briefen, und wann er konnte, persönlich aufzurichten und zu trösten. In der Ahnung des bevorstehenden sehnte er sich jetzt nach Entscheidung seines Schicksals, und wünschte nur sich eher baldige Befreyung durch einen seligen Märtyrertod, als längre Hinhaltung und Verhaftung, wo er am Ende gar noch in

seinem ungesunden Kerker vermodern zu müssen mußte besorgen. Wirklich waren auch mehrere Versammlungen gehalten worden, ohne daß Hussens und seiner Sache auch nur mit Einem Worte gedacht wurde. Endlich in der Sitzung des 4ten Mayen 1415 wurde Wiklef als ein Irrlehrer mit seiner Lehre feyerlich verdammt und verflucht. Ein leidiges wahrsagendes Vorspiel von dem, was bald über Hussen selbst sollte ergehen!

40.

Und so deuteten's auch seine Landsleute, die Böhmen und andere seiner Freunde und Anhänger mit Recht. Durch alles vorhergangene Empörende in diesem ungerechten geistlichen Rechtshandel, neuerlich jetzt, bald nach der feyerlichen Verdammung Wiklefs und seiner Lehre durch überall sie verfolgende Neckereyen und spitzige höhnische Fragen, „wie viel Schuster und Schneider bey ihnen schon Prediger geworden, ob sie in Böhmen dort, auch noch Abendmal hielten, ob sie noch Gotteshäuser hätten u. s. w." vielfältig gereizt und gekränkt, verließen viele Böhmen Kostanz und zogen heim in ihr Vaterland. Andre, standhaftere, muthigere blieben, um sich männlich zu wehren für die Ehre ihres Landes, ihres Landsmannes und ihrer Religion. Sie überreichen mehrere Schreiben an das Konzilium, mit der dringenden Bitte, „ihrem, wie sie ermäßen, ganz unschuldig angeklagten frommen edlen Landsmanne doch sein Recht nicht länger gegen alles Recht Gottes zu versagen, ihn vor allen Dingen auf freyen Fuß zu stellen, oder, wo man das nicht wollte einräumen, gegen, von ihnen im Nahmen der mannhaften, festen und glaubhaften Nation Böheim aufgestellte sichere Bürgschaft ihn einigen Bischöfen zur Verwahrung zu überlassen; auch die gegen sie selbst, die Böhmen, ausgesprengte, im Schwang gehende nachtheilige spöttli-

che Gerüchte, ihren Glauben und ehrliche Sitte belangend, in Sachen Gottes und der Religion, mit Ernst zu untersuchen, und wie sie dann als falsch müßten befunden werden, zu dämpfen, ja gänzlich niederzuschlagen als ehrlose Lügen und Narrentheidungen.“ Wie groß und wie gerecht auch ihr Aerger seyn mußte, als man ihnen aus dem alten Ton nur mit etwas neuer Wendung wieder antwortete: „Es bleibe in den alten Rechten: wie kein Glauben keinem Ketzer gebühre, so auch finde keine Bürgschaft in seinen Sachen statt! Den 5. Jun. werde man ihn öffentlich richten.“ — „So sind, schreibt Huß darüber an einen Freund, wie diese meynen, Räuber und Mörder bessere Menschen denn ich! Betet für mich, wenn ihr der Fürbitte mich werth glaubet.“

41.

Der 5te Junius war erschienen. Die heiligen Väter waren übereingekommen, den Handel so viel als möglich zu beschleunigen. Man wollte Hussen unverzüglich noch vor seiner persönlichen Erscheinung verdammen.

Der Nahmen eines wackeren Mannes darf hier nicht unbemerkt bleiben, der entrüstet über dies ungerechte Verfahren, es mit Eile und Ernst zu hintertreiben suchte. Peter von Mladonowitz, der Notar des Konziliums selbst war es, der unterrichtet, wie er es seyn mußte, davon, sogleich zu den noch in Kostniz versammelten Böhmen eilt und sie davon benachrichtiget. Augenblicklich begeben sie sich zu dem Kaiser, mit der dringendsten Bitte, solcher Ungerechtigkeit, der kein Gericht sich auch gegen die schwärzesten Verbrecher je schuldig machen würde, Einhalt zu thun. Der König, wo selbstsüchtiges Interesse ihn nicht verleitete, ein billiger das Recht liebender Mann,

gab sogleich der Versammlung den Befehl, nichts gegen Hußen zu beschließen, bevor er persönlich verhört wäre, und auch ihm selbst, damit er, Sigismund, sich klarer in der ganzen Sache könnte unterrichten, und auch seine Theologen befragen, die wider Huß aufgesetzten Artikel mitzutheilen. Man antwortete ihm, in Sachen der Religion könne kein Kaiser entscheiden, und zu richten, ob eine Lehre irrig sey oder nicht, stehe blos der Kirche zu.

Indeß wirkte doch seine Vorstellung so viel, daß man seine Verurtheilung noch verschob, und ihn wirklich an demselben Tage noch zu einem Verhöre im Barfüsser-Kloster, wohin Huß jetzt auch von Gottlieben aus in einen dort befindlichen Kerker gelegt ward, zuließ.

42.

Aber der erste Verhör war sehr stürmisch und unordentlich. Nachdem man ihm seine Schriften vorgelegt, mit der Frage, ob er sie für sein erkennte, und er nach Besichtigung derselben die Frage mit Ja beantwortete, zugleich hinzufügte „er sey bereit, wo etwas Irriges darinn erfunden werde, solches zu verbessern;“ und jetzt kaum einige Artikel und Klagpunkte auf Anregung der Präsidenten gegen ihn waren vorgelesen worden; so stürmte die ganze Versammlung gegen ihn mit solchem Getöse, und schrieen einhelliglich wider ihn wie die Juden gegen Jesum *), daß er kein Wort hervorbringen konnte. Ja etliche fiengen an, ihn zu schmähen und zu schelten, etliche verlachten und verspotteten ihn, so daß Huß mit Stillschweigen seine Sache Gott befahl.

*) Hussens eigene Worte. Siehe die Epistel „an seine gute Freunde nach der ersten Audienz.“ Stumpfs Conc. Bl. LXV. b.

Sein Schweigen selbst legten ihm viele spöttlicher Weise als Eingeständniß seiner Schuld und seines überwiesenen Irrthums aus. Vernünftigere und bescheidenere in der Versammlung riethen indeß zu, beschämt über diese wilde Bewegungen, für jetzt, da aller Gemüther so aufgeregt seyen, die Sitzung aufzuheben, und auf einen andern Tag zu verschieben. Der folgende Tag wird dazu bestimmt.

43.

Mit so lärmenden Geräusche diese Versammlung angefangen und beschlossen ward, so ruhig und ernst wurde gegen alle Erwartung die am folgenden Tage gehalten.

Was auch schon Hussens Verurtheilung voraus beschlossen schien; so wollte man doch nicht durch die Verletzung des äußeren Anstands und der auch nur gewöhnlichen Formen die öffentliche Meinung gegen sich bewaffnen. Auch waren mehrere ältere Kardinäle und andere Beysitzer von mehr gesetztem, geprüften Charakter zu der neuen Sitzung aufgeboten. Ja selbst der König, was der ganzen Verhandlung die größte Feyerlichkeit mußte geben, war zugegen. Huß freute sich seiner Gegenwart, aber seine Freude war nicht ohne Täuschung. Es würde, dem Zweck dieser Blätter entgegen, zu weit führen, wenn wir alles, was ihm hier der Reihe nach vorgehalten und als Anklagpunkt vorgelesen ward, wollten aufzählen. Auch drängte sich das Meiste auf die schon erwähnten Anschuldigungen gegen ihn zusammen: „daß er des bereits als Ketzer verdammten Wiklefs Lehre und Schriften überall in Schutz genommen und vertheidigt, daß er behauptet, das Brod im heiligen Abendmale bleibe auch nach der Konsekration bloßes Brod *), daß er das Volk

---

*) Hier soll nach einigen andern Huß halb unwillig halb spöt-

zum Aufruhr gereizt, Schuld an der großen Trennung auf der Universität Prag sey, das Ansehen des Pabstes und der Kirche zu schmälern sich nicht entblödet u. s. w.“

Was auch Huß mit Festigkeit und dem Muthe und der Beredtheit, die nur ein gutes Gewissen und dadurch gestärkter emporgehaltener Glaube an Gott können gewähren, den versammelten Vätern entgegen redete, nichts wurde geachtet; auch hier wurde er, nur auf eine feinere Art als den Tag zuvor, durch die Uebermacht und das Ansehen der vornehmen Geistlichen abgewiesen, oder, wenn man will, überschrieen. „Auf dreyer Zeugen Mund, bestehe die Wahrheit, wo so viele, wo alle gegen ihn zeugten, sagte ihm ein englischer Bischof, was er sich noch länger umsonst vertheidigen wolle und könne! Ihm bleibe nichts übrig, als seinen Frevel zu erkennen, seinen Irrthum einzugestehen und abzuschwören.“

Ja selbst Sigismund, als Huß darauf beharrte, er hätte das, was man ihm vorwürfe, nicht gesagt, noch gelehrt, und sich auf sein gutes Gewissen und Gott dabey berief, als jetzt die Versammlung für heute aufgehoben ward, entrüstet voraus zugleich durch die wenn schon milde *) Bejahung der Frage: ob es wahr sey, daß er

---

tisch lächelnd ausgerufen haben: „Ja wohl beym Bäcker bleibt es freylich Brod.“ Dies that aber (Siehe Poggio's Br.) Hieronimus.

*) Huß antwortete nämlich so: So viel hätte er gesagt: Wenn er nicht freywillig hätte wollen kommen, so wären in Böhmen so viel gewaltige Herren, ihm mit höchster Treue und Gutwilligkeit also zugethan, daß sie leichtlich ihn an einen sichern Ort ingeheim hätten können bewahren: Worauf Chlum aufstand und sagte: „Ja er hat Recht geredt; denn ich nur von kleiner Kraft und Hab, so ich mich mit andern Herren in Böhmen vergleiche, hätte ich doch nichts desto minder ein

gesagt, weder Kaiser noch Könige hätten ihn zwingen können, beym Konzilium zu erscheinen, wenn er nicht freywillig gewollt hätte, rief ihm zu: „Wir haben dir zwar, noch eh du von Prag gefahren bist, sichre Geleitsbriefe durch Herrn Wenzeslaus von Tuba und Johannsen von Chlum ertheilt, in welcher Herren Glauben und Schirm wir dich haben befohlen, damit dir kein Schmach noch Unbill begegne, und dir Freyheit und Macht werde gelassen, frey vor dem ganzen Konzilio deines Glaubens und Lehr' halben Antwort zu geben, welches auch die Herren Kardinäle und Bischöfe dir vollkommen geleistet, daß *wir ihnen* deß billig sollen danken, wiewohl etliche *sagen*, daß wir mit keinem Rechte hätten mögen Schirm oder Hülf geben einem Ketzer; aber so rathen wir dir denn nun auch, nicht länger hartnäckig zu beharren in allem dem, was wider dich vorgebracht und durch glaubwürdige Zeugnisse bewährt ist, sondern dich mit gebührlichem Gehorsam dem heiligen Konzilium zu unterwerfen. Wirst du das thun, so wollen wir Fleiß ankehren, um unsers Bruders in Böhmen, und unser und des ganzen Reichs Böhmen willen, daß du mit einer leidentlichen Buß absolvirt und ledig werdest, wo nicht, so wollen wir fürwahr deine Irrthümer und dein bös Beharren nimmermehr schirmen. Ja wir wollen dir viel ehe mit diesen unsern Händen das Feuer selbst zurichten, ehe wir dich in deiner Hartnäckigkeit durch unseren weiteren Schirm wollten schützen und bestärken."

Nur wenige Augenblicke wurden Hussen gelassen, sich

---

ganzes Jahr ihn wider alle Gewalt und Macht, auch selbst beyder obgenannter Könige (Sigismunds und des Königes von Böhmen) mögen schirmen." — S. Stumpf. LXX. b. Diese bidre ritterliche, wenn schon vielleicht nicht ganz klug berechnete Rede Chlums verdroß den Kardinal und den Kaiser.

gegen Sigismund zu vertheidigen. Kaum daß er ihm, auf Anmahnung Chlums, seinen Dank für seinen bisherigen — freylich schwachen und zweydeutigen *) — Schutz bezeugt, und die Worte hinzugesetzt: „er zeuge zu Gott, daß er nicht aus hartnäckiger Verstockung so handle und rede, wie er thue: würde man ihn eines Besseren belehren, so würde er ohne allen Verzug und Widerrede seine Meinung ändern" kaum daß er dieses gesagt, so wurde er schleunig wieder in sein Gefängniß geführt.

44.

Eine leidenvolle Nacht, durch körperliche Schmerzen noch vermehrt, nahm Hussen jetzt auf. Ein unruhigerer, ungestümmerer Tag folgte derselben. Schon an den Morgen des 8ten Jun. waren seine Richter wieder versammelt, alle seine Ankläger, auch der Kaiser zugegen.

Hatte man ihn am vorigen Tage mit Anklagen über seine Lehren und Worte und Schriften bestürmt, in ihn gedrungen, seiner ketzerischen Irrthümer sich abzuthun, dem Konzilium sich zu unterwerfen, das ihm Angeschuldigte abzuschwören und öffentlich zu widerrufen, so geschah es jetzt noch dringender, gehäufter, gebieterischer. Eine Menge Artikel aus seinen Schriften, nur neun und

---

*) Nicht ohne Grund beklagt sich Huß in einem seiner Briefe an seine böhmischen Freunde. (S. Stumpf Bl. CXI. a.) aus Veranlassuug dieser und der später erfolgten Erklärung über Sigismund: er hatte schlimmer an ihm gehandelt als Pilatus an Christo. „Er hat mich" sagt er dort „eh verurtheilt denn meine Feinde, und mich vor ihnen verdammt. Ach hätte er doch allein an mir gehalten die Maas des heidnischen Pilati, welcher, als er die Anklage hörte, sprach: ich befinde keine Ursache an dem Menschen u. s. w."

dreyßig aus dem über die Kirche ausgezogen, wurden ihm der Reihe nach zur Verantwortung vorgelesen. Es thut nicht Noth, sie hier umständlich aufzuführen. Sie betrafen theils das schon Erwähnte, theils neben seinen Meinungen über die Macht des Pabstes vorzüglich auch seine hin und wieder nachdrücklich gegebenen Aeußerungen über das unwürdige ausschweifende Leben der katholischen Geistlichkeit, und über die Anforderungen an den Wandel eines christlichen Lehrers. Mit Standhaftigkeit erklärte er hier, daß er blos, von seinem Gewissen gedrungen, der Wahrheit Zeugniß gegeben, daß er nirgend einem Privathasse gefolgt zu seyn, und überall mehr die Ehre der Kirche und des Herrn der Kirche, der seine Gemeine als eine unbefleckte Braut wolle geachtet wissen, als seine eigene Ehre oder fleischlichen Sinn und Leidenschaft vor Augen gehabt zu haben, sich bewußt sey. Auch erhärtete er überall seine Behauptungen mit Stellen der Schrift, die zur Demuth, zur Liebe, zur Eintracht, zur Mäßigkeit und andern Früchten des Geistes mehr als zu Hoffart und Fleischeslust und üppigem Wesen anmahne. Bey andern Vorwürfen, die man ihm machte, das Ansehen der Kirche und des Pabstes anlangend, fügte er klug und gewandt hinzu, daß man aus seinen Schriften manches aus dem Zusammenhang gerissen, greller hinstelle als er es gesagt, die von ihm gemachten Einschränkungen hinweggelassen und vieles zu verdrehen böslicher Weise sich nicht entblödet habe.

Aber aller seiner Erinnerungen achtete man nur wenig. Man erklärte ihm; Nur zwey Wege stünden ihm offen zur Wahl: Entweder Annahme der Meinungen des Konziliums und unbedingte Unterwerfung unter seinen Ausspruch, oder Fortfahrung und Vertheidigung seiner Lehren; wozu das führen würde und wie thorrecht es

wäre, gegen so viele weise und grundgelehrte Herren anderer Meinung zu seyn, sey leicht zu ermessen. Huß bestand darauf, sich belehren zu lassen, er sey ein Mensch, er könne irren, man sollte ihn, wo er etwa gefehlt, eines Besseren unterrichten. „Darauf könne man sich nicht einlassen," wurde ihm geantwortet. Abschwörung und öffentliche Widerrufung war die ewige Losung, die man ihm entgegenhielt.

45.

Umsonst daß Huß mit der Unterscheidung erklärte, was ihm angedichtet sey, das könne er nicht als seine Meinung, da er sie nie gehegt, abschwören, was aber die seinige sey, die wolle er abschwören, sobald man ihm beweise, daß sie irrig sey; — man blieb bey der Aufforderung: Unbedingte Abschwörung! — Ein Engländer *) rief ihm zu: „Bey meiner Ehr' und Gewissen, wenn ich an eurer Stelle wäre, ich würde abschwören: In England haben viele treffliche Männer, die wegen Wiklefs Lehre in Verdacht gekommen, ohne Schaden ihrer Ehre dieses gethan." Der Kardinal von Florenz sagte, man würde ihm die leidentlichste Form vorschreiben. Ja der Kaiser Sigismund selbst redete ihm mit den Worten zu: „Er selbst würde sich nicht wehren, alle Irrthümer zu verschwören, und müßte nicht daraus folgen, daß er ein Ketzer gewesen sey" **) — aber das zarte reine Gewissen Hussens konnte durch solche Vorstellungen nicht beschwichtiget werden. Er bat noch einmal um die Erlaubniß, da er auf die verlangte Weise Gott und sein Gewissen nicht könnte verletzen, wenigstens seines Herzens wahre Meinung über seine Lehre und Glauben wei-

*) Hussens Brief bey Stumpf Bl. LXXXVIII.
**) S. Stumpf. Bl. LXXXV. b.

ter auslegen zu dürfen. Mit Ungestümm wurde es ihm verweigert und der Kaiser selbst setzte ihm drohend noch mit Worten zu, die das alte Lied, Widerruf oder Urtheil, wie es den Ketzern gebühre, enthielten. Als Huß standhaft bey seiner Erklärung blieb, hieß man ihn in seinen Kerker abführen: Chlum begleitete ihn, und rief ihm die tröstenden Worte zu: „Wahrheit ist doch mehr werth als Leben.“

46.

Wir nähern uns nun der entscheidenden schrecklichen Katastrophe im Leben des edlen Mannes. Nur vor Einer Sitzung noch sollte er stehen, die aber einen ganzen Monat beynahe noch hinausgeschoben ward, und sie wars, die seinen Märtyrertod entschied. Die Zwischenzeit ging unter allerley Umtrieben und Versuchen, Huß zum Widerruf zu bringen, dahin. Noch ehe die letzte Sitzung, von der wir gesprochen, beendigt, als Huß schon in seinen Kerker abgeführt ward, erklärte der Kaiser unaufgefordert zuerst, wenn der hartnäckige Mensch nicht in sich gehe und den angebotenen Widerruf annehme, so stimme er, ihn dem Feuer zur gerechten Strafe zu übergeben; thue er dies und füge sich dem Willen des Konziliums, so soll ihm für die Zukunft zur Buße wenigstens die Rückkehr nach Böhmen versagt und er gehalten seyn, aller geistlichen Aemter sich zu begeben, damit nicht das letzte Uebel ärger werde denn das erste.“ — Mit diesem Ausspruche ward jene Sitzung beschlossen.

Mag der Kaiser immer hier nicht sowohl seine wahre Gesinnung in diesen Worten niedergelegt, als aus weltlicher Politik sich dem Konzilium und seinen Absichten und Wünschen, die er ahnen konnte, bequemt haben, in Hoffnung, Hußen doch retten zu können, unwürdig und un-

redlich war immer diese harte Aeußerung, und weder dadurch, daß er für seine weitaussehenden Entwürfe des Ehrgeizes die römische Geistlichkeit nicht beleidigen zu dürfen glauben mochte, noch durch seinen Stolz, Vertheidiger des katholischen Glaubens seyn zu wollen, entschuldbar; und, wie wir schon oben berührt, mit Recht wurde Hussens zarte Seele dadurch innig gekränkt.

Wahr ist es, jener gab sich in der Zwischenzeit bis zum entscheidenden Tage des 6ten Jul. (1415) alle Mühe, Hussen dahin zu bringen, dem geforderten Widerrufe sich zu fügen. Nicht nur Palecz, sein Feind, andere Männer, zu denen er mehr Vertrauen haben konnte, wurden zu ihm in den Kerker geschickt, die ihm im Nahmen des Kaisers und des Konziliums alle Versprechungen machten, — die leidlichste Buße, die leidlichste Formel der Abschwörung, angenehmen Aufenthalt in irgend einem Kloster, welches er selbst wählen könnte, den bequemsten Unterhalt, ja Geld sogar, wenn er nur eingienge, was man so von ihm wollte — aber man hatte sich an der über alle irdische Rücksichten erhabenen Seele des edlen Mannes geirrt. Alle dergleichen Versuche mußten an seiner ganz in Gott hingegebenen Standhaftigkeit scheitern *).

---

*) Vorzüglich gab sich auch der Kardinal von Hostia, ein ihm nicht abgeneigter und die Wahrheit wohl erkennender Mann, der ihre Erkenntniß nur mit Weltklugheit und Bequemung nach Zeit und Umständen gerne auch bey Huß vereint gesehen hätte, viel Mühe ihn in diesen Tagen noch zum Widerruf zu bewegen. Die Form, die er ihm vorschlug, unter welcher er dem Konzilium sich sollte unterwerfen, war allerdings gelinde (wiewohl mir viel Dinge zugelegt werden, an die ich gar nicht gedacht habe, so will ich mich nichts desto weniger u. s. w.) aber Hussens Gewissenhaftigkeit konnte doch dadurch so wenig beschwichtiget werden,

Es ist rührend, wenn man die Briefe, die er in dieser Zwischenzeit, wo er seinem schrecklichen Tode entgegensah, an seine Freunde schrieb, durchliest. Was am meisten in denselbigen anzieht, ist der stille gelassene Ton, das ruhige feste Vertrauen auf Gott, wie dieser es wenden möge, werde es am besten und für die Ehre der Kirche am rühmlichsten seyn. Ein Vertrauen, das nur ein so reines Gewissen und die Ueberzeugung seiner guten und gerechten Sache, und daß er treubrüchig an derselben und an Gott und sich würde, wenn er anders handeln wollte, ihm konnte gewähren.

Nichts Ueberspanntes, keine Spuren eines Kitzels ehrgeiziger Bestrebung nach dem Märtyrerkranze,

---

als durch die Gründe, die er ihm entgegenhielt: „ihr sollt euch nicht lassen irren, daß ihr die Wahrheit so verdammet; denn nicht ihr, sondern sie verdammen sie: die sind nur eure und unsere Obern jetzt gegenwärtig: darum vermerket dies Wort: du sollst dich nicht deiner eigenen Weisheit gebrauchen. Es sind viel kunstreicher Männer in diesem Konzilium, die auch Gewissen haben. Mein Sohn hör das Gebot deiner Mutter (der Kirche)."

Viel weniger konnte ihn das jesuitische Sophisma desselben vom Meineid, gewinnen: Wenn sein Abschwören, wie er glaubte, ein Meineid wäre, so würde er doch nicht auf ihm liegen, sondern auf dem, der ihn von ihm fordere. Huß blieb unerschütterlich bey dem Glauben: Gott gehorchen und seinem Gewissen, sey besser als Menschen gehorchen, und es sey ihm viel nützer zu sterben, denn zu entfliehen augenblicklicher Noth, und damit zu fallen in die Hand des Herrn und vielleicht darnach in die ewige Schmach und Pein. An Jesum den allergewaltigsten Richter und Herrn habe er appellirt, und bestehe bey seinem Ausspruch und allerheiligsten Urtheil. S. die Briefe bey Stumpf CI. b. und CII. a.

keine auch eines Hasses gegen seine Ankläger und Richter, kaum da und dort einige Aufwallungen gerechter Entrüstung gegen die Art und Weise, wie man mit ihm verfahren, und wie sein argloses Zutrauen auch von Sigismund sey getäuscht worden, finden sich darinn.

Wie ein sterbender Hausvater, oder wie einer, der zu weiter ferner Reise, zu weitaussehenden Geschäften sich anschickt, verabschiedet er sich von seinen Freunden, bestellt er sein Haus, grüßt und ermahnt in der Näh' und Ferne alle, die ihm wohl wollten, die seine Lehre liebten, ermahnt sie zur Standhaftigkeit in der Wahrheit des Evangeliums, dankt ihnen für ihre Wohlthaten und tröstet sich und sie mit der Hoffnung einer besseren Welt und gerechteren Vergeltung. Der engere Zweck dieser Blätter erlaubt es nicht, Auszüge aus diesen Briefen zu geben, die als Belege des Gesagten dienen, und sonst wohl auch die Leser und Leserinnen fruchtbar könnten ansprechen *). —

---

*) Einige Stellen aus einem herzlichen Schreiben an „Meister Martin, seinen Jünger" können wir uns doch nicht enthalten, hier mitzutheilen, (Stumpf XCIII. a. b.)

„Meister Martin, allerliebster Jünger und Bruder in Christo. Leb nach dem Gesetz Christi, kehr Fleiß an das Wort Gottes, das du predigest. Ich bitt dich durch Gott, hab nicht lieb hübsche scheinbare Kleider, die ich leider vor Zeiten getragen und lieb gehalten hab, und damit hab ich dem Volk, dem ich predigte, kein Exempel der Demuth geben. Du sollst gern die Bibel lesen, und absonderlich das N. T. und so du es nicht verstehst, so lauf über die Ausleger, so du sie haben magst. — — —

Fürcht dir nicht zu sterben, so du mit Christo willt leben: Ihr sollt die nicht fürchten, die den Leib tödten, die Seele aber nicht mögen tödten. So sie dich anstürmen werden, darum, daß du mir angehangen bist, so

Seine größten Erquickungen waren ihm in diesen ernsten Tagen neben dem Bibelbuche, das nie von seiner Seite kam, die wenigen Besuche seiner Freunde und ihre Zuschriften aus der Nähe und Ferne mit ihren kräftigen Tröstungen und Ermahnungen, standhaft zu beharren in dem Angefangenen.

Peinlich am meisten in seinem einsamen Kerker waren ihm, wie man ebenfalls aus seinen Briefen sieht, die Nächte. Bange Träume, die er dort öfter erzählt, und nach seiner Weise deutet, beunruhigten ihn nicht selten. Bald sah er seinen Freund Hieronimus, der um diese Zeit zu Ueberlingen im finstersten Thurme hart gefangen saß, auf dem brennenden Scheiterhaufen. Bald sah er den Pabst Johannes auf der Flucht, dann wieder zurückkehrend nach Kostanz und mit dräuender Miene ihn anblickend; bald giftige Nattern und Schlangen, die ihm nahen wollten und nicht konnten; bald neckten

---

sprich: „Ich hoff, Huß sey ein guter Christ gewesen, was er aber geschrieben und gelehrt hat, hab ich nicht alles verstanden, und auch nicht alles gelesen." — — — —

— — — — — — — — —

Grüß mir alle meine lieben Brüder in Christo, die Doktores, Schreiber, Schuhmacher und Schneider, mit Begehr, daß sie bitten für mich armen Sünder. — Meines Bruders Söhne sollt du zu Handwerkern verordnen: denn ich fürchte, sollten sie zu geistlichen Stand kommen, daß sie denselben nicht also halten, wie sie sollten. Meinen Schuldnern, denen ich schuldig bin, thu' Bezahlung, wie du wohl weißst. Ob sie aber das um Gottes und der Liebe willen wollten nachlassen, wird ihnen Gott viel mehr geben. Was Gutes du von mir gesehen hast, das behalt; was du unordentliches, das thu' hinweg, und bitt Gott für mich, daß er mir wolle verzeihen u. s. w.

andere Larven seine aufgeregte Einbildungskraft, die doch immer der Tag, mit seinem freundlichen Strahl hereinscheinend in das Dunkel seines Kerkers, wohlthätig wieder verscheuchte, der ihn dem Frieden in sich und der Ruhe, die aus Gott und der Wahrheit kommt, zurückgab.

Unter solchem Wechsel nahte der schreckliche Tag heran, wo er das letzte mal vor dem Konzilium sollte erscheinen.

47.

Es war der 6te Jul. an einem Sonnabend *) (1415) als diese letzte allgemeine Sitzung über Hussen gehalten ward, in Gegenwart aller Kardinäle und Bischöfe, Sigismunds des römischen Kaisers, der weil die Kirche jetzt ohne Pabst war, da auch Gregor vor kurzem feyerlich seine Würde niedergelegt hatte, als Oberbeschirmer des Konziliums im größten Pompe auf einem erhöhten Throne saß, und im Beyseyn Herzog Ludwigs von Bayern und der Pfalz, und vieler andern weltlichen Fürsten und Herren.

Um 6 Uhr des Morgens wurde Huß aus seinem Kerker nach der Hauptkirche, wo die Mitglieder versammelt waren, geführt. Tags zuvor hatte Sigismund ihn noch einmal durch Wenzel von Tuba und Chlum im Gefängnisse auffordern lassen, seine letzte Erklärung zu geben. Sie war die nämliche, die er seinen Richtern bey seinem

---

*) So Stumpf u. a. Ulrich Reichenthal indeß, der als Augenzeuge und Syndikus der Stadt Kostanz dies Konzilium ebenfalls beschrieben hat, giebt den Freytag an und setzt hinzu „was do der achtent Tag im Heumonend der Jahrzahl Christi tausend vierhundert und fünfzehn Jahr" S. Bl. CCXIIII.

letzten Verhöre gegeben hatte. Die Feyerlichkeit im Dome begann mit einem heil. Hochamte, während dessen Huß an der Thüre des Domes verweilen mußte. Nach geendigter Messe erst ward er eingelassen, und neben ein hochragendes Gerüste, das eigens für den bald erfolgenden Schmachakt mit ihm erbauet war, hingestellt.

Als durch einen der Bischöfe Stille und Ruhe bey Strafe des Bannes geboten war, erhub der von London seine Stimme und hielt in lateinischer Sprache über die Worte destruatur corpus peccati: „Der Leib der Sünde soll zerstört werden" eine aus biblischen, aristotelischen und kirchenväterlichen Redensarten und Sprüchen schlecht zusammen geleimte Prunkrede.

Nach geendeter Sermon wurden summarisch die sämtlichen Prozeßakten gegen Huß und alle die Klagartikel, die man ihm Schuld gegeben, wieder abgelesen. Huß versuchte öfter den Bischof, der sie vorlas, zu unterbrechen, und sich aufs neue zu verantworten, wurde aber immer mit Ungestümm abgewiesen, „am Ende könnte er," rief man ihm zu, „auf alle antworten." Als er darauf sagte: Mein Gott, wie ist das möglich? sagte der Kardinal von Florenz: Schweig! wir haben dich genug gehört! Man gebot den Wächtern, ihm das Reden zu wehren. Jetzt fiel er auf seine Kniee und befahl seine Sache Jesu seinem Herrn, zu dem er nun noch heute solle durchs Feuer aufgenommen werden *).

---

*) Nach Vollendung aller Artikeln soll, wie Stumpf erzählt, dem Huß noch eine große Lästerung zugelegt worden seyn, „er habe nämlich einmal gesagt, er sey die vierte Person in der Gottheit zukünftig." Auch seine Appellation an Christum wurde nahmentlich für ketzerisch erklärt; worauf Huß geantwortet: O Christe Jesu! welches Wort durch dieses Konzilium verdammt wird. Ich appellire abermals an dich!

Nun stand der Bischof auf, der das Urtheil als endlichen Spruch des Konziliums mit erhobener Stimme vor der ganzen Versammlung und dem erwartenden Volke, das zugegen stand, ihm sollte vorlesen. Der Hauptinhalt desselbigen war: wie J. Huß von der heiligen Versammlung zu Kostanz als eine böse Frucht eines bösen Baumes, J. Wiklefs verdammten Gedächtnisses, gleichfalls wie der Meister ein Gefäß aller Irrlehre, als wahrer offenbarer und verstockter Ketzer, einmüthiglich nach genauer Untersuchung, er und seine Schriften sollen verurtheilt, jene durchs Feuer verbrannt, er selbst J. Huß von der priesterlichen Weihe und andern Weihen, damit er bezeichnet gewesen, gänzlich soll entsetzt und entwürdiget werden."

Sonach wurde der Erzbischof von Mailand mit mehreren andern Bischöfen aufgefordert, die Handlung zu verrichten.

Auf das hohe Gerüste gestellt, mit den priesterlichen Meßgewanden bekleidet, mit dem Kelch in der Hand, wurde er abermals befragt, ob er widerrufen wollte? Als er es auch jetzt standhaft verneinte, ward er heruntergeführt und die schmähliche Entkleidung begann. Jeder der Bischöfe nach der Reihe nahm ihm unter Worten der Verwünschung einen Theil seines Schmuckes ab. Als man ihm den Kelch aus den Händen nahm mit der Anrede: „Weil du verlassen den Rath des Friedens, so nehmen wir von dir den Kelch der Erlösung" antwortete Huß: „ich hoffe heute noch diesen Kelch zu trinken mit Christo in seinem Reich." Hierauf wurden ihm die geistlichen Gewande abgezogen, die Tonsur, nach einigem Streite, mit welchem Werkzeuge es geschehen soll, abgeschoren, selbst die Finger mit einem Messer beschaben, um die Ueberbleibsel der Weihe des Chrisams zu tilgen; dies

alles unter Gebeten und herkommlichen kirchlichen Formeln, und er feierlich so aus dem Orden der Geistlichen, den er durch Wandel und Lehre so geziert hatte, ausgestossen. Mit den Worten: „die Kirche hat nun abgenommen alle Zier und Freyheit an ihm!“ übergab man ihn jetzt der weltlichen Obrigkeit; aber in welchem Schmucke, statt des abgenommenen priesterlichen?

War das vorige ein die Richter mehr als den Gerichteten entwürdigendes spöttliches Schauspiel gewesen, das jetzige war es noch weit mehr. Eine ellenlange papierne Krone, einem Bischofshute der Form nach nicht unähnlich, hatten sie ihm aufgesetzt, daran drey häßliche Teufelslarven gemahlt waren, und mit großen Buchstaben zu lesen stand: *Haeresiarcha*: Ein Erzketzer. Huß lächelte und erinnerte sich gerührt an die Dornenkrone des Erlösers, und als ihm einer zurief: Jetzt befehlen wir deine Seele dem Teufel, sprach er mit aufgehobenen Augen gen Himmel: und ich befehle meinen Geist in deine Hände, o Jesu, denn du hast ihn erlößt.

Als die Bischöfe jetzt sich gegen den römischen König wandten, und ihm als der weltlichen Gewalt Huß überantworteten, sollen sie zwar *) ihn gebeten haben, daß man den armen Menschen nicht tödten, sondern etwa nur in beständiger Gefängniß halten möchte.

Aber daß dieses nur eine Formel zum Schein, dem alten ebenfalls leeren und heuchlerischen Spruche zufolge „die Kirche dürste nicht nach Blut“ gewesen, und Hussens Hinrichtung schon voraus auf den vorauszuse-

*) S. Stumpf CXIII. und Reichenthal CCXIIII. dem Stumpf fast mit denselben Worten hier und im folgenden überall folgt.

henden Fall seines Nichtwiderrufes fest beschlossen war, geht aus dem raschen Spruche Sigismunds hervor, der sogleich dem Pfalzgraf Ludwig zurief: „sintemal wir das weltlich führen, lieber Ohm und Fürst, so nehmet ihn in unserm Nahmen hin, und laßt ihm thun als einem Ketzer gebührt.

48.

Sofort wurde er unter Zuströmung einer ungeheuren Menge Volkes in Begleitung von mehreren tausend Gewapneten, die der Churfürst Ludwig als Beschirmer des Konziliums selbst anführte, vor die Thore von Kostanz hinaus nach seiner Marterstätte gebracht. Den Nachrichtern war streng befohlen, ihm seine Kleider nicht abzuziehen, auch weder Gürtel, Messer, noch was er bey sich hätte, zu nehmen, sondern alles mit ihm zu verbrennen *). Er ging ungebunden, die Gerichtsdiener vor ihm, und hinter ihnen er selbst mit Ruhe und Unerschrockenheit, keine Furcht des Todes in seinen Blicken, in seinen Worten. Als er an der Stelle vorüberkam, wo er seine Schriften auf der Straße am Markte verbrennen sah, lächelte er. Viele vom Volke ermahnte er noch, sie herzlich grüßend, doch nicht zu glauben, daß er um Bosheit willen, sondern nur um Wahrheit, und aus Haß seiner Feinde litte.

Das Gedräng am (Geltinger) Thore war so groß, daß man die Leute anhalten mußte, und fürchtete man,

---

*) „Und hett doch," sagt der mehr erwähnte Reichenthal oder, wie er sich auch anderwärts CCXIII. nennt Reichenthaler „zween gut schwarz röck an von gutem Tuch, und ein gürtel, was ein klein beschlagen mit verguldtem silber, und in einer schaid zwey gute beimesser, und einen ledern seckel, da wol pfenning inn mochten seyn."

die Brücke möchte unter ihnen zusammenbrechen. Er mußte durch Umwege am Brühl vorüber nach der Stätte, wo der Holzstoß errichtet war, geführt werden.

Jetzt, vor dem Thore heraus, beschäftigte er sich weniger mehr mit den Leuten, an denen er vorüberkam, als mit sich unter lautem innbrünstigem Gebete: „Jesu, Sohn des lebendigen Gottes erbarm dich mein" hörte man ihn mehrmalen in lateinischer Sprache ausrufen. Im Angesichte des Holzstoßes fiel er auf seine Kniee, hub seine Augen gen Himmel und betete mehrere Psalmen, besonders den 31sten und 51sten und die Worte: *In deine Hände befehle ich meinen Geist* u. s. w. so daß *viele* vom Volke, die es hörten, zu Thränen gerührt wurden, und die Einfältigen darunter irre wurden, wie ein so großer Missethäter so innbrünstig könnte beten. Noch ließ man ihn fragen *), ob er beichten wollte, und er antwortete: Ja gerne! Als man aber den Kaplan Schorand, der in der Nähe auf einem Pferde sitzend, zusah, deßhalben angegangen hatte, antwortete dieser: er könne ihn nur dann Beichte hören nach geistlichem Rechte, wenn er seine Ketzerey abschwüre, worauf Huß erwiederte: „Es ist nicht nöthig, sintemal ich kein Todsünder bin."

Auf der Richtstatt angekommen, wollte er noch eine Rede in deutscher Sprache an das Volk halten, aber der Churfürst verbot es. Als er jetzt inniger wieder zu Gott betete, entfiel die papierne Gaukelmütze seinem zum Himmel emporgehobenen Haupte: „Man setze sie ihm wieder auf," rief einer der begleitenden Schergen, „die Teufel

---

*) Eben der öfter angeführte Beschreiber des Konziliums war dazu beauftragt: „da ward ich Ulrich Reichenthal geheißen, daß ich ihn fragen sollt', ob er beichten wollt." S. CCXIV. b.

sollen auch mit verbrannt werden!" Ob die oft erwähnte Erzählung von dem Bäuerlein, das, emsig Holz zum Scheiterhaufen hinzutragend, dem schon in seinen Gedanken in die höhere Welt Entrückten noch ein mitleidiges Lächeln über gemeines irdisches Treiben und frommen Wahn entlockt, ist nicht von allen, die uns Nachrichten von Hussens letzten Augenblicken ertheilten, gleichmäßig bestätigt; wohl aber dieses: Als er jetzt, nach genommenem herzlichen Abschied von seinen Bekannten, Wächtern und Gefängnißwärtern, an den Pfahl, um welchen die Holzschichten umher standen, angebunden ward, seine Hände rückwärts mit nassen Seilen angestrickt, bemerkten einige seiner Verurtheiler, daß sein Haupt gegen Morgen gerichtet sey. „Man wende ihn gegen Abend," schrieen sie. „Ein Ketzer soll nicht nach der aufgehenden Sonne hin sehen"!! Auch das hörte er gelassen an! Sofort wurde der Befehl vollzogen, sein Hals mit einer Kette jetzt umwunden, und sein Gesicht gegen Niedergang gekehrt: und nun legten sie von den Füssen an bis zum Haupt Holz um ihn. Noch einmal, eh' es angezündet wird, reitet der Churfürst hinzu und fragt ihn: ob er noch nicht wolle widerrufen? „Wie kann ich, bevor man mir erweißt, daß ich geirrt," antwortet er ruhig „vergebe Gott meinen Feinden"!

Und schon schlagen die Flammen über dem Holz, und aus den Flammen heraus hört man sein brünstiges Gebet: Jesu, Sohn des lebendigen Gottes erbarme dich! und als er zum drittenmale die Worte wollte anstimmen, erstickten sie ihm unter dem Rauche der Flammen, den der Wind ihm grade ins Angesicht wehte — und er selbst erstickte unter dem heftigen Qualm, und war schneller und leichter dahin, als die fürchterli-

chen Zurüstungen es ahnen ließen *). So nach kurzem Schmerz entfloh sein Geist in das Reich der ewigen Wahrheit, für die zu zeugen, zu leiden und sterben er nicht gescheut hatte diesen heißen Tod, in welchem ihm das Jahr darauf 28. May 1416 (so lange verzog es sich noch) sein treuer Freund Hieronimus mit gleicher Entschlossenheit folgte. — Schöne Früchte in vieler Herzen und Leben trug sein Leben und Tod. Und wenn auch viel seiner Landsleute, wie der oft wild genug geführte Hussitenkrieg, der jetzt bald ausgebrochen, bewies, den Geist dessen, was er und sein Freund eigentlich anstrebten, *mißverstanden zu haben* scheinen, — wo ist das Edle *und* Gute, *das nicht misdeutet wird*? — wenn Rachsucht über den Tod der Edeln und weltliche Interessen sich dies-

---

*) Der schon mehrmahl angeführte Reichenthal drückt sich am Schluße seiner Beschreibung des „Konzilium zu Kostanz" CCXV. in einer etwas gar zu ruhigen Objektivität über den Martertod Hussens folgendergestalt aus: „Do nam ihn der Nachrichter und band ihn mit kleyder und mit allen, was er dann an hett, an ein hohes Bret, das stunde aufrecht und stallt ihm ein hohen schämel unter sein Füß, und leget Holz und stro umb in und schutt bech darein und zündet es an. Do gehub er sich fast übel mit geschrey und was bald verbrunnen, do er nun allerding verbrunnen was, dannocht was die pappiern inffel in dem feuer ganz und nit verbrunnen, do zerstieß sie der Nachrichter, da verbrannt sy erst auch und ward der allerböseſt schmack den man schmecken mocht. Wann der Kardinal Pangratius hat ein groß alts Maul, das im starb vor alter und an der statt, do der Huß verbrannt ward, do was das Maul vorhin vergraben worden, und inn der Erde gelassen, von der hiz wegen des feuers thut sich das Erdreich auff, daß der bös geschmack heraus kam. Darnach fürte man die aschen und das gebein und was da dannoch nit verbrannt was, ganz und gar in den Rhein.

sem Kriege verderblich beygesellten — nichts desto weniger wirkte geräuschlos in der Stille seine Lehre bey vielen reiner gesinnten wohlthätig, und bereitete noch schöneren Saamen für die Zukunft vor. Man weiß, wie Luther den Mann hochschätzte und ehrte, was viele Stellen in seinen Schriften bezeugen, und nicht ohne Grund kann man sein herrliches Werk als die gelungenere Fortsetzung dessen, was Huß that, und diesen selbst als den Vorläufer Luthers betrachten. Daß Huß sterbend von Luther geweissagt habe „nach ihm werde der Schwan kommen, den man nicht werde verbrennen können," ist wenigstens durch gleichzeitige Schriftsteller nicht bezeugt. Auch eine andere Sage nicht, daß er aus der Flamme noch gerufen: „Nach hundert Jahren werdet ihr Gott und mir antworten." Indeß wird solches von Hieronimus versichert *).

Die Böhmen sammelten noch, was von der Asche Hussens nicht in den Rhein war geworfen worden, und brachten es in ihre Heimath, wo sie es als theure Reliquie verehrten. Rührend und ein herrliches Zeugniß über Huß und Hieronimus ist auch der Brief, den die Universität Prag nach dem Tode der beyden großen Männer an das Konzilium ergehen ließ (S. Stumpf CXXXVI. Bl. fg.) Auch wurde der Todestag Hussens lange jährlich von den Bergen herab mit hellen Feuern und Trauergesängen festlich von dem Volke begangen.

---

*) Durch Stumpf, der es ihn aber vor seinen Richtern im Konzilium sagen läßt. S. CXXXII. überhaupt findet man manche Züge aus dem Leben und Tode beyder Männer bey den ältern Geschichtschreibern schon verwechselt. Poggius Florentinus indessen in seiner trefflichen Epistel an Aretin über Hieronimus, ein Augenzeuge, erwähnt auch das letzte nicht, wo er so vieles merkwürdige mit so vielem Freymuth kräftig und eindringend erzählt.

Nachschrift.

(An Euphranor.)

Diese Blätter, lieber Euphranor, sende ich dir in den Tagen, wo wir Luthers Gedächtniß und sein durch den edlen Märtyrer vorbereitetes großes Werk feyern, zum Andenken.

Drey Jahrzehende sind vergangen, als ich im frischen Jünglingsalter mehrere Tage in der Stadt und der herrlichen Gegend verweilte, die der Schauplatz der empörenden Ereignisse, die in dieser kleinen Schrift sollten berührt werden, vor Jahrhunderten seyn mußte.

Damals, als ich an der Seite meines nun indeß durch ein trübes Geschick seiner thätigen Laufbahn vor der Zeit entrissenen wackeren Jugendfreundes *) zum Thore hinaus und nach der Brücke ging, wo der schmale Pfad an der Stadt vorbey zu Hussens Richtstätte führt, als ich diese nun selbst wehmuthsvoll beschaute und dann die Augen wieder nach der paradiesischen Flur umher und fern nach dem herrlichen See wendete, der wie ein stilles kleineres Friedensmeer einen Theil der alten nun wie viel einsamer gewordenen Stadt umgürtet, damals, als die Bilder des Fernen und Nahen vor meiner Seite vorübergingen, konnte ich mich der niederschlagendsten Empfindungen im ersten Augenblicke nicht erwehren, die mir das heitere Licht der Gegenwart im Widerscheine der Vergangenheit mußten umtrüben.

Und doch, fühlte ich bald, ist sie selbst wieder etwas Erhebendes die Betrachtung der ruhiggroßen Gleichgül-

*) J. Mich. Armbrusters.

tigkeit der Natur, die unbekümmert um der Menschen Thun und Treiben und Thorheit und Verirrung, auch wo der größte Frevel ohne eine sichtbare Spur zurückzulassen verübt worden ist, nichts desto weniger vor den Menschen nach wie vor die Fülle ihrer Segnungen ausbreiten kann und unverändert in ihrem reinen Lichte dieselbe bleibt.

Es ist etwas versöhnendes in dem Gedanken, und ein Wink zugleich, der uns in eine höhere Welt weißt, wo von einem umfassenderen Standpunkte aus aufgefaßt auch das Verderbliche und Schlimme menschlicher Willkühr mit seinem düsteren Schatten sich auflößt und ausgleicht in einem vollendeteren Lichte harmonischer göttlicher Weltordnung.

Und von einer solchen Betrachtung ausgehend können wir, statt uns zu entrüsten über das, was Aberglauben und frömmelnder Wahn zu allen Zeiten Schreckliches unter den Menschen gewirckt haben, eher ruhig lächeln über solche Verirrungen, so gut als über die dumpfe starre Gleichgültigkeit, mit der Tausende, selbst an Ort und Stelle der Ereignisse, ihre Mahle vorübergehen, oder auch als über die alberne Unwissenheit eines wälschen Reisenden, von dem öffentlichen Nachrichten einst meldeten, er habe sich in Kostanz alles dort Merkwürdige zeigen lassen, und als man ihn nach der Kathedrale geführt, wo das Konzilium, das Huß so ungerecht konnte verurtheilen, habe er mit dummkluger Mine gefragt? „Also hier ist das berühmte Concilium Nicaenum gehalten worden?“

* * *

Noch gestatte ich mir eine Anmerkung, die eigentlich in Beziehung auf die §§. 31 u. 34 hier stehen mag:

Von dem üppigen Leben, von der eitlen Pracht, die bey dem ungeheuren Zusammenfluße von Menschen aus allen Gegenden der Welt während des Konziliums in Kostanz nun sichtbar wurden, giebt vorzüglich auch der Augenzeuge, der oft angeführte Reichenthal in seiner treuherzigen naiven Darstellung, so sehr auch dieselbe gegen alle Regel eines geordneten Vortrages sündiget, merkwürdige Belege und Winke. Charakteristisch z. B. für den Luxus der damaligen Zeit ist folgende Stelle, die ich mit den Worten des Verf. aus Bl. XIX. b. hersetze:

„Darzu waren auch vil frembder Becken zu Costenz,
„die stätiglich auf dem Markte buchen, und dero
„von Costenz brotbecken auch. Auch warent Brot-
„becken zu Costenz, die hetten ringe und kleine öfen-
„lin, die fürten sy auff stoßkärlin durch
„die Stat und buchent (bucken) darinn baste-
„ten und ring und bretschelen, und sölliches brot;
„dero warent etlich erfüllet mit hünern, etlich mit
„vögeln, gewürz oder gutter specerey, und etlich mit
„flaisch, etlich mit vischenn gebachenn, wie die einer
„gerenn (gern) wolt habenn, dero fand man genug
„in geleichem und guttem kauff, und darnach sie
„dann köstlich warent, und einer kauffen wolt.

Von den vielen Umzügen, geistlichen und weltlichen Prachtfeyerlichkeiten, (interessant ist die Beschreibung der griechischen Messe LII. a. u. b.) den mancherley Stechrennen, Schmausereyen u. s. w. hier nicht zu reden, so wollen wir hier nur, um einen Begriff von der Menschenmenge zu geben, die damals Kostanz faßte, aus des glaubhaften Stadtsyndikus, eben dieses Ulrich Reichenthals umständlichen Verzeichniß folgendes ausheben. Bl. CCXI. a. und b.

„Bapſt Johannes XXIII. (kam) mit ſechzehenhundert Perſonen.

— Martinus V. der in dem Concilio erwölt ward, mit 30 Perſonen.

Fünf Patriarchen, warent do mit 118 Perſonen.

Cardinäl.

Dreyßig und drey Cardinäl mit 356 Perſonen.

47 Erzbiſchöffe mit 1900 P.

145 Biſchöffe mit 1005 P.

83 Weichbiſchöffe mit 360 P.

500 geiſtliche Fürſten mit 3005 P.

24 Auditores und Secretari, warent do mit drey hundert Perſonen.

37 hoher Schulen mit 2000 P.

217 Doktores in Theologia von allen nationibus, zway tauſend und ſibenhundert P.

361 Doktores utriusque juris in bayder rechten, 1260 P.

171 Doktores in medicinis mit 1600 P.

1400 magistri artium und licentiati mit 300 P.

Einfältig Prieſter und Schüler, etlicher ſelb ander, etlicher ſelb dritt, etlicher einig (allein) warent do mit fünftauſent und dreyhundert P.

16 Appentecker (Apotheker) die zu gaden ſtunden (öffentlich in Buden ſtanden) waren do mit 300 P.

Goldſchmid die zu gaden ſtunden, mit zwei und siebentzig Perſonen.

RechtsHerolten der König, dero ward do 24 P.

Kauffleut — Kramer — Kürßner — Schmid — Schumacher — Wirt — alle handwerk die zu gaden ſtunden und heuſer mietetend, der waren ob vierzehen hundert Perſonen, on ire dienſtknecht.

Pusauner, Pfeyffer, Flöther, allerley spilleut warent siebenzehen hundert Personen.

Gemain *) frawen (Lustdirnen) inn den frawenhäusern und sunst frawen, die heuser gemietent hattent und inn den stellen lagendt, das ist inn den silberkamern do die sättel innhängent, der warent ob siben hundert, an die heymlichen, die laß ich beleyben."

Es ließe sich noch mehreres dieser Art, was z. B. fürstliche Personen, Grafen, Freyherrn und Ritter aus allen Nationen (1500 werden von letzteren aufgezählt), so wie die vielen Botschafter betrifft, anführen; allein es ist mit dem Ausgehobenen wohl schon genug.

Eines Umstandes will ich indeß noch Erwähnung thun. Wenn schon Ulrich Reichenthal selbst keine Nachricht davon giebt, so ist es doch durch Stumpf und andere Zeugen erwiesen, daß zu den mannichfaltigen Ergötzlichkeiten, denen man sich bey diesem Konzilium überließ, auch die Belustigung durch Komödien gehörte, und zwar die sogenannten Mysterien (mysteries), Vorstellungen heiliger Handlungen, wie es dem Zwecke einer solchen Versammlung am meisten angemessen zu seyn schien.

Die englischen Kardinäle waren es, die solche Schauspieler aus Engelland mit sich herüber gebracht hatten. Die Geburt, die Beschneidung Christi und ähnliche heilige Scenen wurden nicht ohne vielen Pomp und Pracht

---

*) Damit kann auch die Stelle verglichen werden Bl. XXV. „Es ist auch zu wissen das als vil spacierents was, von Kostenz inn das Aichorn und anderstwohin, das man inn dem Aichorn guten erbern weyn schenkt, ein maß umb vier und fünf Pfenning und fand man darinn allerley spyl und vil gemeyner frawen."

in der abentheuerlich = ausschweifenden, Geistliches und Weltliches, Ernst und Scherz phantastisch in einander mischenden Manier der ältesten Schauspiele dieser Art in derselben Kathedralkirche, wo das Konzilium gehalten wurde, gegeben.

Es ist um so merkwürdiger und erregte auch eben deßwegen um so mehr Aufsehen, als man in Deutschland etwas ähnliches vorher nicht gekannt hatte. Selbst die Fastnachtspiele, in denen sich in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Nürnberg Hans Folz und Hans Rosenplut, Schnepperer zugenannt, Hans Sachsens Vorläufer, zuerst bekannt machten *), scheinen damals noch wenig oder gar nicht im Umlauf gewesen zu seyn; aber bald nach diesem Kostnizer Konzilium verbreitete sich der Geschmack an geistlichen und so auch weltlichen Komödien so sehr über Deutschland, und zwar zunächst von Kostanz aus gegen Franken und Schwaben hin, daß nicht leicht eine nur etwas bedeutende, wenn auch kleinere Stadt zu finden war, wo nicht zu gewissen Zeiten eine solche Komödie zur Erbauung und Ergötzlichkeit des gemeinen Volks und der Vorsteher selbst gehalten wurde. Die Verf. waren meist Schullehrer, Organisten, ja oft Geistliche selbst, wie man dergleichen Nahmen viele

---

*) S. Gottscheds nöthiger Vorrath zur Gesch. der deutschen dramatischen Dichtkunst (Leipzig 1757) S. 11 – 12. Vergl. auch Bouterweks Gesch. der Künste u. Wissensch. IX. B. S. 358. Keiner von beyden indessen erwähnt den offenbaren Einfluß des Kostnizer Konziliums auf die Bildungsgeschichte des Dramas bey uns; und wenn ich vielleicht der erste bin, der einen solchen Einfluß behauptet, so ist es gewiß nicht Paradoxiesucht; historisch sich anbietende Wahrheit und Gang der Dinge sind es, die mir das obengesagte abnöthigten.

unter den von Gottsched aufgeführten Titeln alter Schauspiele dieser Art findet. Selbst Gelehrte auf Universitäten wie wir von Celtes, von Reuchlin, von Frischlin, Buchanan u. a. wissen, wetteiferten mit den Volksdichtern in solchen Arbeiten durch lateinische gelehrtere Versuche, die ebenfalls von Studenten aufgeführt, später dann für allgemeinere Wirkung von andern in deutsche Reime übertragen wurden. Im Würtembergischen wurden in Tübingen mehrere Komödien von Frischlin, seine Rebecca u. a. geistliche Stücke, wie ich in Frischlins Leben erwähnte, von Studenten öfter aufgeführt. Im Städtchen *Waiblingen, erzählt* Crusius, führten die Bürger einmal *das jüngste* Gericht auf. Der Erfolg war aber, als sie dieselbe Vorstellung auf höheren Befehl in Stuttgart wiederholten, ungünstig genug *).

Eben so war um die nämliche Zeit in Untertürckheim, wo ich nicht irre, ein Geistlicher, Birckh, der einen ganzen Band solcher moralischen Schauspiele, die ich mich erinnere einst gelesen zu haben, schrieb, und dieselben

---

*) Die eigenen naiven Worte Crusius (II. B. S. 325) sind folgende: „Gleichwie aber (1571) die Akademie (zu Tübingen) sich nach Eßlingen (wegen der Pest) begeben hatte; also war das fürstliche Hofgericht zu Waiblingen. Daselbst spielten die Bürger um den Sonntag Lätare gar fein eine Tragödie vom jüngsten Gerichte. Daher wurden sie vom Fürsten nach Stuttgart berufen, daß sie auch allda spielen sollten. Da sie nun solches einen Tag nach Ostern auf dem Markt thaten, siehe da ereignet sich unversehens ein großes Uebel, die Schaubühne fällt ein, die Hölle kommt in Brand, die Teufel laufen davon: Gott, der hoch auf einem Throne sitzt, kommt in Gefahr, wird zornig und zankt. So verwandelte sich das Ende des Spiels in ein Gelächter der Zuschauer."

durch seine Bauern auf dem Rathhause spielen ließ, wobey er vieles Zuspruchs und Beyfalls von Stuttgarter Kollegien- und andern Herrn sich rühmt. Die Luther'sche Reformation hatte allen dergleichen Produktionen einen besondern, oft ganz polemischen Anstrich gegeben, der zum Vortheil der ächten Kunst nicht eben der wirksamste war. Es ist hier der Ort nicht, diese Materie weiter zu verfolgen, aber aufmerksam wollten wir die Geschichtschreiber der poetischen und dramatischen Literatur auf die nähere Berücksichtigung derselben von diesem Gesichtspunkte aus machen. Merkwürdig bleibt es allerdings, da wir von der erwähnten Thatsache auf dem Kostanzer Konzilium den in Schwaben, Franken und Deutschland verbreitetern Geschmack an dramatischen Aufführungen nicht ohne Grund herleiten zu können uns schmeicheln, daß eine solche Ursache eine solche Wirkung konnte hervorbringen. Ja wie diese feierlichste und größte Versammlung der abendländischen Christenheit *) das Lob verdient, eine große Wunde der Hierarchie geheilt zu haben, so hat sie neben manchem Verderblichen, das in ihrem Gefolge war, doch auch zufällig zur erheiternden Kultur Deutschlands beygetragen.

Zum Schluße des ganzen Aufsatzes über Huß, da wir am Ende desselben von der in Böhmen lange Zeit üblichen Art, des edlen Märtyrers Tod jährlich durch Bergfeuer und dabey angestellte Gesänge festlich zu begehen, geredet haben, theilen wir hier einige einfache Stanzen mit, die zwar schon anderwärts von dem Verf. bekannt gemacht worden sind, hier aber doch eine nicht unpassende Stelle finden werden.

---

*) S. J. Müller Gesch. schweiz. Eidgenoss. VII. Th. 201.

Huß.

1.

Von Böheims Bergen wallen
Dort Feuer in das Thal,
Und Trauergesänge schallen
Um ihren glumen Strahl
Umher im Volksgedränge;
Was wollen die Feuer sagen?
Was will die feyernde Menge?
Wen weinen die Todtenklagen?

2.

Sie feyern Hussens Opfertod,
Der kühn der Wahrheit heut,
Standhaft auch in der höchsten Noth,
Sein Leben treu geweiht,
Und was mit Marter und Spotte
Die Henker dräu'n und plagen,
An sich und seinem Gotte
Doch nimmer wollte verzagen.

3.

Er hat ihn nicht verlassen
In seiner heißen Noth.
Weit durch des Himmels Straßen
War dies das Morgenroth
Des schöneren Tages, der die Welt
Von Finsterniß befreyend,
Mit Luthers höherem Glanz erhellt,
Dem vollern Licht sie weihend.

4.

Das war das hohe Weltgericht,
Vor das, schon heiß umlodert,

Den Flammentod im Angesicht,
Die Peiniger Huß gefordert.
Sie hattens Spott und triebens Spott;
Doch ward ihr Stolz gebrochen;
„Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!“
Hat dieser Tag gesprochen.

5.

Das Eitle thut nicht ewig gut;
Die Wahrheit muß doch siegen!
Sie kann der Dränger Uebermuth,
Der Flamme nicht erliegen.
Der Wundervogel Phönix, der
In Flammen wird verbrennt,
Steigt aus der Asche schöner her.
Licht ist sein Element.

6.

Nun können wir singen an Hussens Grab:
„Die Wahrheit ist erstanden!
Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen“ *).
Drum fort mit Klaggetöne! —
Aus Wolken bricht ein Glanz;
Dort strahlt in heil'ger Schöne
Des Siegers Ehrenkranz!

---

*) Stelle aus einem Luther'schen Gedichte.

IV.

Andenken

Gottfried Plouquets,

Professors der Logik und Metaphysik in Tübingen.

1790.

Sapientiae noceri non potest, nulla delebit aetas praesens, nulla diminuet sequens, ac semper ulterior aliquid ad venerationem conferet. Senec. de Brev. Vit. XV.

Vorwort.

Diese kleine Schrift wurde im Jahr 1790 auf Veranlassung des nun auch verstorbenen würdigen Sohnes des hier gefeyerten, des D. und Prof. Med. Ploucquet, von mir verfertiget und einzeln damalen gedruckt. Ich lasse diese jugendliche Schrift, die ich nicht ohne Wärme schon auch aus Dank für einen verehrten Lehrer von mir, aufsetzte, hier um so mehr wieder abdrucken, da Pl. Nahme, schon zu Lebzeiten des Verstorbenen weit berühmt, noch jetzo nicht nur im Andenken vieler seiner Landsleute, sondern auch auswärtiger Kenner und Freunde der Philosophie ungeschwächt blüht und — was ich mir mit diesen Blättern freylich nicht anmassen kann oder will — auch

für die fernere Folgewelt dankbar erhalten zu werden verdient. Freuen sollte es mich aber, wenn eben dieselben einem kundigeren Veranlassung würden, Pl. Verdienste um die Philosophie, nahmentlich um die Wissenschaft der Logik näher und gründlicher zu zeichnen, als, wenn auch hier ganz der angemessene Platz dafür gewesen wäre, der Verf. dieser Schrift es vermochte.

Das angehängte poetische Denkmal, im Lapidarstyl, von dem trefflichen Freunde des Verewigten, unsers als Mensch und Dichter gleich verehrten nun längst auch dahingeschiedenen Regier. R. D. Hubers, wird man nicht ohne Vergnügen und Interesse lesen, und da es nur wenig bekannt ist, werde ich keiner Entschuldigung bedürfen, ihm hier eine Stelle eingeräumt zu haben.

Tübingen hat vor weniger Zeit einen seiner verdienstvollesten Lehrer, Herrn Gottfried Ploucquet, Professor der Logik und Metaphysik verloren.

Wer kennt seinen Nahmen nicht? Wer, dem ächte Weisheit eine Angelegenheit des Verstandes und Herzens ist, schätzt nicht und wird ewig in ihm schätzen den unermüdeten tiefen Forscher der Wahrheit, der ihre stille geheime Quelle, die nur wenigen sich offenbaret, ohne Geräusch aus dem Schutte des Irrthums aufzugraben sich bemühte, und nun jene Untersuchungen, die leider! schon seit mehreren Jahren durch einen traurigen Schlag des Schicksals unterbrochen waren, in hellern Gegenden, als dies Land der Vermuthung ist, sicherer fortsetzen wird — um so sicherer wird fortsetzen können, als er hier schon die Spekulationen und Aussagen der unabhängigen Vernunft als die Bande ansah und immer näher ansehen lernte, an die jene höheren einer geoffenbarten Weisheit könnten und müßten angeknüpft werden?

Wer ehrte nicht auch in ihm den ausübenden wahren Weisen, der, über die Zufälle des Glückes erhaben, mit einem beynahe stoischen Gleichmuth dem Leben und der Welt nur den Werth beymaß, der ihnen gebührte, und im stillen ruhigen Kreise seines spekulativen und da-

bey thätigen *) nützlichen Lebens, leicht und ruhig einem Tode, den er längst kommen sah, entgegen ging?

Wie viele in und außer dem Vaterlande erinnern sich noch dankbar der gründlichen Lehren der Weisheit, die sie aus seinem Munde geschöpft? Und wie manche — hier soll nur der Nahme eines Hollands stehen — danken es ihm dort jetzt brünstiger, daß er sie den Armen der Weisheit entgegen geführt!

Da sein äußeres Leben, wie fast das Leben jedes genügsamen Prunk, nicht achtenden, nicht ansprechenden Denkers an mancherley anziehenden Abwechslungen eben nicht reich seyn konnte, und da die Geschichte eines Gelehrten auch immer mehr die Geschichte seines Geistes und seiner Schriften ist, so wäre eine umständliche Entwicklung der stufenweisen Bildung des erstern und eine gehörige unpartheyische Untersuchung und Würdigung der letztern, so wie überhaupt eine unbefangene Erörterung seiner gesammten Verdienste um die Philosophie ungemein zu wünschen.

Zu jenem fehlen freylich hinlängliche Daten und Belege, da, wenn er auch selbst hierüber etwas sollte aufgesetzt haben, dieses beym unglücklichen Brande, den er noch im verflossenen Jahre erfuhr, mit ein Raub der Flammen werden mußte.

Dieses, das letztere, kann nicht für die Absicht und den Raum dieser Blätter gehören, die wir nur als ein kleines Opfer in der Eingebung der Liebe und Dankbarkeit auf sein Grabmal hinlegen.

---

*) Nach dem Satze Senekas. Natura utrumque facere nos voluit, et agere et contemplationi vacare. De otio sap.

Vielleicht dürfte es von solchen, die mit seinem Geiste und seinen Schriften enger vertraut sind, unternommen werden.

Allein etwas doch zu seinem Andenken hier anzuführen, scheint um so mehr nöthig, als eine gewisse vielleicht nur uns Deutschen so eigene Gleichgültigkeit auch das Gedächtniß der verdientesten Männer so bald und so sorglos hintansetzt, und die gegenwärtige Revolutionen des philosophischen Staats nicht die günstigsten scheinen dürften für die dankbare Erhaltung des Nahmens solcher Weisen, die dem so verschrieenen Dogmatismus noch das Wort redeten.

Auch aus dem Grunde scheint es nöthig, da immer der Thyrsusträger so viele, und der wahren Begeisterten so wenige sind.

Unter diese, die eingebornen wahren Zöglinge der Weisheit, die mit einer unvoreingenommenen Wahrheitsliebe, mit Tiefsinn und Scharfsinn auch eine immer mehr seltner werdende Mäßigung verbinden, gehörte gewiß Ploucquet.

Er stammte aus einer Familie, die wegen der Religion ihr Vaterland Frankreich verließ. Von bürgerlichen Eltern in Stuttgart den 25. August 1716 geboren, wo sein Vater Gastgeber zum Trauben war; (die Mutter Elisabetha Eleonora war eine geborne Fischer) erweckte er frühe durch ausgezeichnete Talente, Lebhaftigkeit und muntere Laune die Aufmerksamkeit derer, die ihn kannten, und ward deswegen dem Studiren gewidmet.

Er durchlief die untern und obern Klassen des Gymnasiums, zeigte überall schon Spuren des Selbstdenkers, dem es nicht darum zu thun war, durch Vielwisserey,

mühsamängstliches Sitzen und Schwitzen über Büchern und durch leere unverarbeitete Anfüllung des Gedächtnisses seinen Kameraden vorzulaufen, sondern der mehr seinen eigenen ruhigheiteren Gang ging.

Wie oft mochte der junge glückliche Kopf, durch überraschende Antworten, Fragen und Einwendungen, jene erste ausspühende Funken, wodurch sich das Genie immer ankündigt, seinen Lehrern Verwunderuug und oft auch — Verlegenheit abgelockt und abgenöthigt haben! Man erzählt sich aus der spätern Zeit wenigstens manche sich hieher beziehende Anekdoten, die wir indeß als gegen unsern Zweck, und auch als nicht verbürgt genug, übergehen.

Im Jahr 1732 kam er ins theologische Stift zu Tübingen, wo sich ihm eine weitere Sphäre eröffnete, und durch gegenseitige Ideenkommunikation bey einem Zusammenfluß so vieler und darunter so mancher talentreichen Jünglinge es um so eher und schneller in ihm zünden mußte, als er niemals licht- und menschenscheuer Bücherwurm war.

So wie er oft selbsten gestand, so dankte er vorzüglich Wolfens Schriften die erste Dämmerung und allmähliche Ideenaufklärung in seinem Kopfe. Wolfs mathematische Schriften erweckten in ihm den ersten Hang zu deutlichen bestimmten Begriffen, den die fleißige Lesung derselben immer mehr nährte und festsetzte. Diese liebte er über alles. Wolf war sein Führer und Leiter *).

---

*) Die mehrmal gedruckte Anekdote, er hätte aus Enthusiasmus für Wolf das Stipendium einmal ohne Erlaubniß verlassen, um in Marpurg zu den Füssen dieses Gamaliels zu sitzen, ist indessen doch nach bestimmter Versicherung des Sohnes, dem ich einen großen Theil der Materialien für diese Blätter danke, eine leere Anekdote.

Von den mathematischen ging er zu den philosophischen über, und so wie er hier immer mehr Boden gewann, fand er sich in — seinem Lande. Was ihm für die Form des Denkers Wolf der Mathematiker genutzt hatte, leistete ihm für die Materie desselben Wolf der Philosoph.

Auch hat er durch sein ganzes Leben, wie sie dann jedem gründlichen Philosophen unentbehrlich ist, Mathematik mit Philosophie verbunden, und jene dieser als Magd dienen lassen. Für die spekulative Philosophie, die aus übersinnlichen Gegenden ihren Stoff sich herholt, schien er *ganz* gemacht, er der Mann, der mit einem *seltenen* Abstraktions-Vermögen zugleich auch eine nicht *minder* schätzbare Kombinationsgabe, gewandten treffenden Witz und ein lebhaftes Versinnlichungsvermögen verband — ohne welche letzte in den terris incognitis der Philosophie umsonst auf Entdeckungen, es seyen nun wirkliche oder eingebildete, ausgegangen wird.

Dabey besaß er, bey der schönsten Harmonie der Seelenkräfte, diejenige Leidenschaftlosigkeit, bey welcher der Verstand die Phantasie und das Gefühl, beyde bey ihm weder vorherrschend noch sonst zu regsam, immer am Zaume führt, die auch den Untersuchungen der Wahrheit so günstig seyn muß.

Damals beschäftigte so eben die Leibnizwolfische Philosophie viele Köpfe Deutschlands, die Denker und Halbdenker, auch sehr viele, die in ihrem Kopfe nie anders als zur Miethe wohnen.

Wolf hatte gerade das Verdienst um die Form der Philosophie, das Leibniz, Locke, Deskartes u. a. um ihren Inhalt sich erworben hatten.

Man hatte nun ein vollendetes Gebäude dogmatischer

Metaphysik aufgeführt — man hatte alles, — auch die schwersten die kühnsten Forderungen und Anfragen schienen definirt; auch das Interesse der Religion und Sittlichkeit schien befriedigt, und mit den Entdeckungen der Vernunft in die schönste Uebereinstimmung gebracht.

Es schien nichts übrig zu seyn, als diese Form nur noch näher zu bestimmen und abzuründen, dem Gebäude mehr Ebenmaaß und Einstimmung der Verhältnisse der Theile gegen einander zu geben, da oder dort etwas abzuschneiden, hier etwas hinzuzuthun, und das Ganze nach seinem Perspektive dem Auge einladender darzustellen.

An eine kritische Untersuchung, ob und in wie ferne man Fug und Recht hätte, dies Gebäude so und nicht anders aufzustellen, konnte damals nicht gedacht werden.

Für einen nicht sclavischen Denker schien nichts übrig, als zu thun, was wir oben angemerkt, und darin möchten wir im allgemeinen Ploucquets philosophisches Verdienst gesetzt wissen.

Unter seinen Lehrern, die Einfluß auf die Bildung seines philosophischen Genie's hatten, und worunter ein Maichel und Rösler genannt zu werden verdienen, wars vorzüglich Canz, dem und dessen persönlichen Umgange er am meisten danken zu müssen öffentlich rühmte.

Canz war gewiß ein selbstdenkender und systematischer Kopf, der nicht ohne Glück Bilfingers Fußstapfen in Bearbeitung der neuen Philosophie betrat, und nur befangen in seinen von dem Geiste der damaligen Zeit vielleicht ihm und andern abgenöthigten Grillen, die Sätze der spekulativen Philosophie überall auf die Theologie bis auf die omnipraesentiam carnis Christi hinaus anzuwenden, oft zu einseitig, und oft zu steif werden mochte.

Dabey besaß er eine vortreffliche Gabe, als Ephorus des theologischen Stifts Jünglinge nach der Verschiedenheit ihres Genies, Temperaments und Neigungen verschieden zu behandeln, und zu rechter Zeit auch gegen die lebhafteren Ausbrüche derselben, wenn sie nur Spuren von Witz und Genie verriethen, Nachsicht zu hegen. Ein solcher Mann war der angemessenste für den, Freyheit des Geistes wie im Denken so im Handeln und edle Unabhängigkeit über alles liebenden, jungen Mann.

Ploucquet genoß auch immer seines vertrauteren Umganges, und ward nicht selten von Canz selbsten bey seinen Meditationen zu Rath gezogen.

Wie sein Lehrer und Freund suchte er nun auch, da er nach seinem Magisterium unter Pfaff, Weismann, Hagmaier und Klemm seine theologische Laufbahn antrat, die Theologie mit der Philosophie genau zu verbinden, und wendete die letztere bey seinem Studium immer auf die erstere an, so daß er auch 3 Jahre nach seinem theologischen Examen 1740 eine theologische Dissertation gegen Varignoni, der die Möglichkeit der Transsubstantiation zu vertheidigen gesucht hatte, schrieb und unter Pfaff vertheidigte.

Er hatte im Jahr 1738 die Universität verlassen, und der einförmige stille Vikariusgang, der er bey mehreren Predigern in Sachsenheim, Laichingen, Derdingen, Pfeffingen, Frauenzimmern durchlief, bis er als Privatlehrer zum Baron von Hiller nach Gertringen kam, diese ruhige Laufbahn gewährte ihm Muße genug, seinem Hang zur Spekulation zu folgen, auch sich andre schöne Kenntnisse in der Physik und in der Landwirthschaft zu erwerben.

Im Jahr 1743 ward er endlich Pfarrer in Rötenberg. Er verheirathete sich das nächste Jahr mit der noch leben-

den Wittwe, Christina Magdalena, einer Tochter Herrn Daniel Ebels, Pfarrers in Frauenzimmern, mit der er in der Folge sieben Kinder zeugte *).

1746 kam er nach Freudenstadt als Diakonus.

Hier wars, wo zur gerechten Belohnung seines Fleißes und seiner Verdienste durch eine glückliche Zusammenkunft von Umständen auf einmal sich eine glänzendere Bahn ihm eröffnete.

Sein alter akademischer Freund, und Kompromotionale Kies, der nachmalige Professor der Mathematik in Tübingen, mit dem er gemeinschaftliche Studien hier gepflogen hatte, hielt sich gerade in Berlin auf, wo er beym Observatorium angestellt war.

Wahrscheinlich war dieser es, da er Korrespondenz mit seinem Jugendfreunde unterhielt, der ihn aufmunterte, Proben seines Geistes und Fleißes der königlichen Akademie vorzulegen. Diese hatte eine Preisfrage über die Monaden aufgeworfen. Ploucquet konkurrirte, indem er eine schon eine neue Hypothese enthaltende, Abhandlung einsandte unter dem Titel: primaria monadologiae capita accessionibus quibusdam confirmata et ab objectionibus fortioribus confirmata: Wirklich erhielt sie auch das Accessit.

Noch im nämlichen Jahr ließ er ebendieselben seinen Methodum tractandi infinita in metaphysicis vorlegen.

---

*) Nur drey von diesen lebten noch, als der Vater starb. Wilhelm Gottfried, D. und Prof. der Arzneykunde, gest. im Jahr 1814 in Tübingen. Christoph Matth. D. der Philos. gegenwärtig in Lausanne verheirathet und dort privatisirend, Johanna Maria, als Wittwe des verstorb. Hrn. Lieutenant Vetter, gest. 1821.

1748 ward in Berlin seine Abhandlung De corporum organisatorum generatione, und im folgenden Jahr (1749) eine andere, De libero hominis arbitrio ex idea Spiritus deducto, gedruckt.

Diese rühmlichen Bemühungen veranlaßten, daß Ploucquet noch in demselben Jahre (den 4. Sept.) zugleich mit Bilfingern unter die auswärtigen Mitglieder der Akademie aufgenommen wurde und darüber ein feierliches Diplom erhielt.

Der verkannte Diakon fieng nun an auch aus dem Dunkel seines Schwarzwaldes hervor die Aufmerksamkeit seines Vaterlandes näher auf sich zu ziehen.

Der Minister von Hardenberg lernte ihn auf einer Reise nach dem Schwarzwalde kennen, und bald interessirte sich Herzog Karl, schon damals Musenfreund, für ihn. Da nun gerade durch Bibersteins Tod, welcher Professor der Kritik war, eine Stelle in der philosophischen Fakultät erledigt worden war, wurde auf unmittelbares angelegentliches Verwenden des Herzogs die Verfügung so getroffen, daß Osiander, der unterdessen die Metaphysik gelehrt hatte, an Bibersteins Stelle kam, und Ploucquet jetzt den Lehrstuhl der Logik und Metaphysik erhielt. Er kam 1750 nach Tübingen, und hielt den 24. August seine Inauguraldisputation über den Materialismus, trat auch bald darauf, nach einer den 7ten Sept. de philosophia gehaltenen Rede, sein Lehramt wirklich an.

Er bot nun alle seine Kräfte auf, die Erwartung, die man von ihm geschöpft hatte, nicht nur zu bestätigen, sondern noch zu übertreffen.

Mit welch glücklichem Erfolg er das gethan, dafür sind ihm der allgemeine Ruf und die Zeugnisse derer, die

seines Unterrichts genossen zu haben noch jetzt sich dankbar erinnern, unverwerfliche Bürgen. Er verband mit einer großen Thätigkeit eine von allem zurückschreckenden Stolz oder saurem mürrischen Ernste ganz entfernte warme Liebe für Jünglinge, vorzüglich für solche, bey denen er vorstechenden Hang und Geschick für spekulative Untersuchungen entdeckte. Mit diesen beyden, einem Lehrer so nöthigen Tugenden vereinte er das Talent eines hellen bestimmten Vortrags, den er mit einer ihm eigenen Laune zu würzen, und dabey die abstraktesten Sätze durch die faßlichsten Beyspiele vor die Anschauung zu bringen wußte.

Alle Weitschweifigkeit, die mehr verwirrt, als erklärt, haßte er wie eine Seuche. Oft beklagte er sich in seinen Vorlesungen über das Geschwätze mancher neuern, über die reiche köstlichen Brühen, worin, wie er sagte, so wenig Brocken schwämmen. Wir erinnern uns, wie er in seinen Vorlesungen oft behauptete, er getraue sich, die Quintessenz vieler gelehrten dicken Oktavbände selbst Quartanten auf ein Quartblättchen oder noch weniger Blätter zu bringen, auch empfahl er gern solche Uebungen, bey der Lektüre, vor jeder heißhungrigen, nur immer von Buch zu Buch eilenden angelegentlich warnend, nicht selten. Daher war er auch allem Schmuck und unnöthigem Prunk feind. Blumen kannte sein metaphysischer Garten nicht. Wahrscheinlich war dies die Quelle seiner in spätern Jahren immer mehr zunehmenden Abneigung gegen manche neuere deutsche Philosophen, als man die dürre systematische Form oft einem schönen Gerede aufzuopfern, und so die Gränzen der wahren Philosophie sichtbar zu verrücken angefangen hatte, wiewohl er, niemal gegen fremdes Verdienst ungerecht, die Nahmen eines Mendelssohn, Kant, Sulzer, Garve, Eberhardt immer sehr schätzte.

Die alten Philosophen las und studirte er viel und großentheils in der Quelle; überall suchte er ihre Meinungen mit den Meinungen der neuern zusammen zu halten und zu vergleichen, auch seine eignen Ideen daraus zu berichtigen und oft zu bestätigen. Dies zeigen seine Abhandlungen über die Kosmogonie Epikurs 1755 über die Spekulationen des Pythagoras 1758. Die Epoche Pyrrhos 1758. Ueber Thales von Milet und Anaxagoras 1763. Ueber die Meinungen Demokrits von Abdera 1767. Ueber des Sextus Empirikus Gründe und Gegengründe für das Daseyn Gottes 1768. Der Hylozoismus der Alten in Vergleichung mit dem der Neuern 1768. Neben dem, was er dem großen Leibniz dankte, bereicherte er den Schatz seiner Ideen viel aus Malebranche, Locke, Deskartes u. a. Manche bestritt und widerlegte er öffentlich, wie aus seinen Dissertationen, über Locke, Robinet, Helvetius, Kant (S. die Sammlung die in Holland zu Utrecht im Jahr 1781 herausgekommen) erhellt. Eindringende Gründlichkeit, bündiger Scharfsinn, Bestimmtheit, Klarheit und Bescheidenheit, sind wesentliche Tugenden dieser wie aller seiner Abhandlungen und nöthigen den Wunsch ab, daß sie mehr, als es jetzo scheint, gelesen werden möchten. Kant, der im Jahr 1763 seinen einzigmöglichen Beweisgrund vom Daseyn Gottes, aus dem Begriff der absoluten Existenz hergeleitet, herausgab, welche Schrift Ploucquet in einer eignen Abhandlung erörterte, läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren. Er bewundert sehr den Scharfsinn des Mannes, aber mit vieler Feinheit zeigt er ihm doch manche Unbündigkeit, manche unrichtige Folgerung aus an sich richtigen Prämissen, dagegen er dann die angefochtenen Beweise aus der Idee und der Kontingenz der Welt, denen er immer die schönsten Wendungen zu geben ver-

stand, mit Nachdruck vertheidiget *). Wie wünschten wir nicht: Er hätte Kants, des Kritikers Periode, in voller Stärke seines Geistes erlebt!

Alle Systeme der alten und neuen Zeit lagen offen vor seinem Geiste da; an allen hatte er, wie an ehrwürdigen Kunstruinen, mit philosophischer Andacht verweilt. Der meisten Meinungen waren durch seine Seele gegangen, alle hatte er geprüft, auf keine geschworen.

Wie viele Steine er aufnehmen, wegwerfen, wiederaufnehmen und frisch ründen, glätten und zusammen verbinden mußte, bis sein Gebäude fertig war! Und so möchten wir sein Kompendium nennen, welches das gedrungendste Resultat seiner Untersuchungen in der besten systematischen Form enthält, und worinn immer der metaphysische Theil der vollendetste ist. Zuerst gab er nur die principia de substantiis et phaenomenis 1753 heraus. Im Jahre 1759 erschienen dann die fundamenta philosophiae speculativae Tübingen 1759 worauf noch einige immer verbesserte und vermehrte Auflagen folgten, und zwar die letzte 1782 bey Metzler. —

Ein Lehrbuch das gewiß in der Geschichte der philosophischen Schriften immer genannt werden wird, und dem an Präzision, Bündigkeit und auch Faßlichkeit wenige gleich kommen.

Eines seiner philosophischen Verdienste, das wenigstens ehemals viel Aufsehen erregte, auch manche Schriften und Kontroversen veranlaßte, dürfen wir nicht ver-

---

*) In dem dritten, den neuesten Bande der Hamannschen Schriften finde ich so eben, daß sowohl Kant als der originelle Skeptiker Hamann diese Ploucquetsche Abhandlung vieler Aufmerksamkeit würdigten.

gessen, und dies ist — seine Entdeckung des logischen Kalkuls.

Schon Leibniz hatte einige Ideen hingeworfen, die, wenn sein allumfassender, zu allem forteilender Geist sie weiter verfolgt hätte, unserm Ploucquet vielleicht die Ehre der ersten Erfindung würden geraubt haben. Er, unbekannt mit dem, was Leibniz davon wie im Vorbeystreifen berührt, unzufrieden mit der bisher unter dem heiligen Schutze des Alterthums andächtelnd erhaltenen und verehrten, wenn schon durch die Bemühungen verschiedener feiner Köpfe verbesserten aristotelischen Form, die Vernunftschlüsse unter der Einkleidung symbolischer Zeichen aufzulösen, als die, immer eine Folter des Gedächtnisses, auch überdies ihre Schwierigkeiten in der Anwendung offenbarten; — Er kam, so wie er stets die Logik auf einfachere Grundsätze zurückzuführen sich bemühte, im Jahr 1758 auf den Gedanken, ob, um die anschaulichste Uebersicht von jedem Schluße mit einmal zu geben und so die Verrichtungen des logischen Denkens zu erleichtern, Schlüße nicht könnten gezeichnet und in Figuren vorgestellt werden. Er rektifizirte und simplificirte immer mehr daran, so daß er einige Jahre nachher fand, man könne alles auf eine einzige Regel zurückführen, auf den Grnnd der Verschiedenheit und Identität. Das Resultat machte er 1763 auf einem Bogen bekannt, unter dem Titel: Methodus tam demonstrandi directe omnes syllogismorum species quam vitia forma detegendi ope unius regulae. Diese Methode, wie er selbst hievon Rechenschaft giebt *), brachte ihn wenige Monate hernach auf neue logische Betrachtungen und sonach auf

*) S. Untersuch. und Abänderung der logikalischen Konstruktionen Lamberts Tüb. bey Cotta 1765.

den eigentlichen Kalkul, den er im Heumond deſſelben Jahrs unter dem Titel: Methodus calculandi in logicis, inventa a G. P. praemittitur commentatio de arte characteristica. Franc. et Lips. 1763 herausgab.

Von manchen Seiten her wurde der Kalkul, beſonders der Grundſatz, worauf er beruht, daß alle bejahenden Propoſitionen identiſch ſeyen, angefochten; vorzüglich lies Abt, der ihn bey ſeiner Durchreiſe durch Tübingen perſönlich kennen lernte *), in dem XVII. Theil der Literaturbriefe eine etwas hämiſche detaillirte Kritik deſſelben einrücken. Holland beantwortete ſie gründlich, und bewies ihm, daß er ſie nicht mit der gehörigen Anſtrengung und Aufmerkſamkeit durchgeleſen. (S. deſſen Schreiben an einen Freund ꝛc. Tübingen 1764.) Lambert lies einige Erinnerungen dagegen in die Leipziger gelehrte Zeitungen auf das Jahr 1765 1. Jan. M. 1 einrücken, worinn ſeine im Organon angebrachte Methode die Schlüſſe zu konſtruiren mit der Ploucquet'ſchen zu kalkuliren vergleicht. Ploucquet antwortete darauf 1765 und es wurden noch mehrere Briefe und Schriften von den beyden tiefſinnigen Gelehrten gewechſelt. Hr. Prof. Böck hat alle Schriften, den logiſchen Kalkul betreffend, im Jahr 1766 geſammelt und herausgegeben.

Gewiß iſt der Kalkul die einfachſte, leichteſte und zuverläßigſte Methode, die Berechnung nicht nur aller einfachen, ſondern auch der Kettenſchlüße anzuſtellen, wodurch das mühſame Geſchäft der ſonſtigen Schlußarten entbehrlich oder doch ſehr leichter gemacht wird. Ploucquet kam, wie es erwieſen iſt, früher als Lambert auf den Gedanken, und dann hat auch ſeine Methode vor der Lambertſchen die Vortheile mehrerer Deutlichkeit und Ge-

*) S. Abts Korreſpondenz im III. Th. ſ. Werke. S. 146.

wißheit voraus. Sie darf also nicht blos leere Spielerey des Geistes genennt werden, wenn schon das Verdienst, das unser Philosoph in diesem Punkt um die Logik hat, allein ihre Form angeht, und der Gebrauch der Methode bey wirklichen Disputierübungen wegfällt. Uebrigens bewährte sich ihr Nutzen durch vielfältige Erfahrung bey der akademischen Jugend, und Prinz Friedrich von Würtemberg ließ selbst auch seine Söhne darinn unterrichten.

Durch diese und andere Bemühungen erreichte der Ruf unseres Gelehrten seine Mittagshöhe.

Noch eine ziemliche Anzahl gründlicher Dissertationen, deren er jedes Jahr eine oder mehrere schrieb und vertheidigen ließ, worunter die über den Ursprung der Sprache, die er 1770 herausgab, um den von der Akademie in Berlin aufgeworfenen und von Herdern erhaltenen Preis mit konkurrirte, diente zur Bekräftigung seines Ruhms. Eine weitere Zergliederung derselben gehört nicht hieher. Sämmtlich nach ihren Aufschriften angezeigt findet man sie in Haugs gelehrtem Würtemberg.

Eine auserlesene Sammlung derselben ist durch des sel. D. Cloßius *) Besorgung in Utrecht bey Wild 1781 in 4 herausgekommen.

Herzog Karl würdigte Ploucquet eben wegen dieser seiner rühmlichen Bemühungeu und seines deutlichen gründlichen Vortrags, wovon er sich durch eigene Gegenwart bey seinen Vorlesungen mehrmalen überzeugt hatte, seiner besondern huldreichen Aufmerksamkeit, berief ihn deßwegen auch im Jahr 1778 an die Militärakademie, so daß er seine Stelle und Besoldung hier beybehielt, als Interimslehrer, welchem Auftrage er mit Eifer und Bey-

*) Vater des hier gestorbenen Med. Prof. Cloßius.

fall ein ganzes Jahr Genüge zu thun sich bestrebte, auch während der Zeit, wie vorhin schon, besondere Bezeugungen fürstlicher Huld genos.

Herzog Ludwig, Kenner und Freund der Philosophie, unterhielt eine geraume Zeit mit ihm einen literarischen Briefwechsel, nachdem er ihn vorhin seines persönlichen huldreichsten Umganges gewürdiget hatte.

Auch Herzog Friedrich wechselte mehrere Briefe mit ihm, da er die Auszeichnung erfuhr, die Lehrmeister für dessen Prinzen zu wählen.

Neben seinen logischen und metaphysischen Vorlesungen gab er auch mehrmalen ökonomische u. mathematische.

So war sein literarisches für die Akademie so nützliches Leben, bis seine Thätigkeit im Jahr 1782 den 9ten Hornung durch eine höhere Macht unterbrochen wurde. Eine Apoplexie befiel ihn plötzlich, und raubte ihm zwar nicht den völligen Gebrauch seiner Geisteskräfte; doch schwächte sie dieselbe merklich, und setzte ihn außer Stand seine Vorlesungen fortzusetzen. Jedoch schrieb er, oder dictirte vielmehr noch alljährlich seine philosophischen Thesen fürs Magisterium ohne alle Beyhülfe.

Er mußte nun meist zu Hause sich aufhalten; blos seinen Garten konnte er noch je und je zur Erholung und Erleichterung nützen. Zwar las er noch viel, vorzüglich die Alten, und alle Vormittage eine oder etliche Stunden in seinem griechischen Testamente. Ruhig und geduldig harrte er so dem Tod entgegen.

Noch die letzte für ihn und seine Familie so traurige Fatalität, die er durch den in seinem Hause zufälligerweise ausgegangenen Brand erfuhr, wo er, der kraftlose Alte, kaum mit Mühe den ihn bereits mit Rauche umge-

benden Flammen entrissen werden konnte, ertrug er gelassen. Alle seine Bücher, deren er eine ansehnliche, ausgesuchte, zum Theil seltene Sammlung hatte, alle seine Manuscripte, Briefe und Geräthschaften wurden hier eine Beute des Feuers. Mit der eines Weisen so würdigen Standhaftigkeit betrachtete er diesen Verlust und die damit verbundenen unangenehmen Folgen.

Das griechische Vaterunser betete er immer bey seinen Morgenandachten mit abgenommener Mütze. Noch wenige Stunden vor seinem Tode hatte er im Matthäus gelesen. Dieser erfolgte denn den 13ten September 1790 plötzlich Abends nach 5 Uhr, nachdem er den Tag über dem Anschein nach ganz munter und wohl sich befunden hatte.

Ueberraschen konnte ihn der Tod nicht. Er war längst mit ihm vertraut geworden, und hatte sich auf das Sterben wie ein bald zu übernehmendes Werk vorbereitet.

Schnell und leicht löschte die Kerze, deren Lebensöl allgemach versiegen gegangen war, aus.

74 Jahre und 18 Tage waren die Zeit seiner rühmlich vollbrachten irdischen Bahn.

Noch einen Blick auf seine physischen Verhältnisse, sein häusliches und sittliches Leben und seinen Charakter wollen wir zurückwerfen, ehe wir uns von ihm trennen.

Seine Statur war mittelmäßig, sein Körperbau stark, sein Angesicht *) feurig, voll und ein sprechendes Bild der Gesundheit: Auch war diese selbst dauerhaft, und selten unterbrochen; mehrere Jahre hindurch in seinem Mittelalter hatte er jedoch mit einer periodischen Hemi-

---

*) Diese Züge sind größtentheils vom Sohne, der die ganze Schrift veranlaßte.

cranie zu kämpfen. Seine Diät war einfach, häufige Bewegung war ihm von Jugend auf zum Bedürfniß geworden. In Nachdenken versunken rückte er durch seinen raschen eilenden Gang oft Meilen weit vor, wenn ihn nicht einige seiner auserwählten Freunde auf seinen Spaziergängen begleiteten; in Gesellschaft seiner Söhne machte er, meist zu Pferde, mehrere Reisen in die benachbarte Schweiz, ins Elsaß, nach Bayern u. s. w. Sein ganzes häusliches Leben war höchst einfach, ganz entfernt von allem Prunk und Glanz. Alle Verschwendung haßte er. Er war ein Weiser auch in der That und übte seine Spekulationen und Lehren. Wem seine äußere Seite etwa nicht glatt genug scheinen mochte, der erinnere sich, daß er auch von jener modischen Kunst der Geschliffenheit nichts verstand und verstehen wollte, anders zu reden, und anders zu denken. Alle seine Handlungen trugen den Stempel der Einfachheit und Wahrheit. Die rauh scheinende Schale verschloß den edlen Kern der Biederheit und ächten Deutschheit. Gutmüthigkeit, fast sorgenlose Offenheit, eine heitere Laune und eine nicht seltene Gegenwart des Geistes waren einwohnend in ihr.

Ein überall heller durchdringender Verstand, die feinste Unterscheidungsgabe, und ein in jüngeren Jahren ihm willig zu Gebot stehendes Gedächtniß bey treffendem originellem und behenden Witz *) machten ihn wie zum

---

*) Von seinen munteren Einfällen, seiner satyrischen Laune und manchen überraschenden Witzantworten, deren Nachdruck durch das eigenthümliche Aeußere, durch Geberde, Miene und Vortrag noch gehoben ward, leben noch viele im Munde des Publikums, mit dem er am meisten in Berührung stand, von den Vätern auf die Söhne vererbt, und werden sich in der Ueberlieferung so gut als manche witzige Einfälle mancher berühmter Männer, denen man schriftliche Samm-

beliebten Lehrer, so zum gesuchten Gesellschafter, und zum angenehmen Freund.

Er war ein guter liebreicher Gatte, Vater und Hausherr, fest und standhaft in seinen Gesinnungen und Entschließungen, wenn er einmal geprüft und gewählt hatte, nicht leicht aufgebracht, und wie ein gewissenhafter Lehrer, so auch ein friedfertiger, dienstwilliger, geselliger Kollege, verträglich mit allen, und der Philosophie des ersten Weisen bis an sein Ende getreu, kurz: ein christlicher Philosoph.

Um die Verbesserung, nähere Bestimmung und Erweiterung der logischen und metaphysischen Wissenschaften, durch schärfere Prüfung der alten Beweise, mehrere neue Bestimmungen und Zusätze, wie beym Beweise der Existenz Gottes aus der Idee, auch beym kosmologischen und physikotheologischen, welche zwey erstere vorzüglich er aus allen Kräften verfocht, bey der Lehre von der gegenseitigen Verbindung der Seele und des Körpers (S. das XXI. Kap. des metaphysischen Theils seines Kompendiums S. 373) bey der Lehre der Grundkräfte. (S.

---

lungen mit dem Schilde – ana widmete, erhalten. Auch eine kleine sehr ergötzliche Scherzschrift darf hier genannt werden, die er einmal in wenigen Stunden über Nacht als zur Wette verfertigte und ohne Nahmen auf Einem Bogen hier drucken ließ. Es ist diese der in Schwaben wohlbekannte Lumpenspiegel; eine kurze schnurrige Sammlung angeblicher kluger Hauswirthschaftsregeln in geschickter Handhabung schalkhafter Ironie zu Nutz' und Warnung der Verschwender. Der Verf. des Hausfreundes, der geistreiche Hebel hatte eine solche Freude an dieser Schrift, daß er sie mit einer Vorrede und einigen Zusätzen seiner eigenen reichhaltigen Laune wieder herauszugeben bereits sich entschlossen hatte. — Wir wünschten, er führte dies Vorhaben noch aus.

die Dissert. de viribus primitivis 1776) hat er entschiedene Verdienste. Auch dankt ihm allerdings die Leibniz-wolfische Philosophie, neben diesen Vortheilen mehrere Ausbreitung und erweiterten Umlauf, der, da die alte Vorurtheile einmal bekämpft waren, auch in die Theologie wohlthätigen Einfluß hatte.

Gewiß gehört er unter die Viros, wie Seneka sich ausdrückt, — cum cura dicendos! Sanft ruhe seine Asche und sein Gedächtniß lebe in jedem Gutdenkenden, und in jedem Freunde der Weisheit und Wahrheit! Möchte es beeden doch auch in unserm Vaterlande immer recht viele Zöglinge und Lieblinge erwecken!

Anhang.

Ploucquets Denkmal

von seinem Freunde

D. Joh. Ludwig Huber.

1790.

Ich wünsche, daß der Schluß dieses Denkmals, der Hahn des Sokrates, nicht mißverstanden werde, wie es so oft geschieht. Ich nehme die Meinung an, daß dieser große Weise seinen in dem Glauben an einen einzigen Gott nicht genug befestigten Freunden dies Opfer erlaubt hat, als einen Dank für seine Genesung. Denn so sah er den Tod an. H.

Nimm
dieses Denkmal von mir,
Theurer verstorbener Freund!
diese traurige Pflicht
ist, mir allein, gelassen.
Denn
von deinen Vertrauten
wer ist noch übrig, als ich?
Frühe verbandest du
die untrügliche Rechnung
der Größen und Kräften
mit dem Studium
der Welt und des Menschen.
Dein Muster war
der Deutsche unsterbliche Weise,
dem sein Vaterland,
itzt erst,
ein erbetteltes Grabmal errichtet.
Aber du verschmähtest den Schwur
auf die Gedanken des Meisters
und das Gebet der Sekte und Schule.
Dein Vaterland kannte nicht,
oft verkennt es seine Kinder,
den selbstständigen Weisen.
Es vertraute dir ein dürftiges Amt.

Da stand Friedrich auf und rächte,
auch dieses Unrecht.
Er rief, zu gleicher Zeit, dich
und den weisen Minister deines Landes
in die hohe Gesellschaft
seiner Weisen.
Da schämte sich dein Vaterland
und setzte dich
auf den Lehrstuhl der Vernunft
und der Weisheit, Gott und das Weltall zu denken.
Ach! unser bestes Wissen
ist nur Vermuthung und Hoffnung!
aber du stärktest
die besten aller Menschen-Hoffnungen:
Einen Gott der ewig regiert,
und die Menschen-Seele, die nicht stirbt.
Dein Unterricht war einfach
und hell, wie die Wahrheit,
nicht ohne Witz, der das Gleichniß trifft,
nicht unbekannt
mit dem Wörterspiel des Sophisten,
aber sein erklärter Feind.
So einfach war auch dein Leben,
so aufrichtig und bieder,
so unentstellt durch das Spiel der Minen
und der Geberden,
der Sophistik des Lebens.
Dieser blühenden Gesundheit der Seele
glich nichts, als die Gesundheit des Körpers,
das seltne Erbtheil des Weisen.
Schnell überraschte dich die Krankheit des Gesunden,
Ein Schlag aus dem Wolken-losen Himmel.
Er warf den Körper nieder
und berührte nur sanft die Seele.

Mit Gleichmuth, bis zum Lächeln,
trugest du dein Unglück
acht lange Jahre.
Da brannte
rund um dich her, dein Haus,
dein Leben wurde gerettet,
wie ein Brand aus der Flamme.
Aber auch diesem Unstern
unterlag nicht deine gleichgestimmte Seele.
Nur einen einzigen
klagenden Blick
warfest du auf die Werke deiner Freunde,
der Weisen, die itzt in drohenden Funken
von deinem Hause aufwallten.
Endlich,
unter dem freyen Himmel,
den du geliebt hast,
im Angesichte der freundlich glänzenden
Abend-Sonne,
des schönen Bildes
eines sterbenden Weisen,
ereilte dich,
der freundliche, schmerzenlose,
aber geflügelte Tod,
den die Thorheit fürchtet,
dem der Weise ruft.
Was ist hier zu weinen?
Ich danke dir deine lange,
edle Freundschaft.
Aber ich klage dich nicht.
Du bist,
wenn irgend einer,
glückselig in Ewigkeit.

Ruhe sanft, lebe wohl!
Freund, Bruder!
oder, wie nenn' ich dich itzt?
Ruhe sanft
Sokratischer Mann!
Ich eile den Hahn zu opfern.

V.

Ueber

das Feyerliche,

in Briefen.

1797.

Erster Brief.

Ich stehe diesen Morgen mit einer noch etwas schwermüthigen Laune auf, und setze mich nieder, Ihnen, mein Bester, zu schreiben, nicht die Heiterkeit Ihres Geistes mit trüben Grillen anzustecken, sondern zu versuchen, ob ich in der schriftlichen Unterhaltung mit Ihnen, da mir jene von Angesicht zu Angesicht nun versagt ist, meine eigene Seele nicht in eine hellere Stimmung werde versetzen können.

Sie erinnern sich noch unserer philosophischen Spaziergänge, wenn wir anders so stolz seyn dürfen, sie mit diesem Nahmen zu benennen, wie sie uns oft neben dem Vergnügen, das uns die heitere Luft ringsum, die Freyheit, das Entbunden seyn vom Zwang unsrer Verhältnisse schenkten, überdies noch das Vergnügen des freund-

schaftlichen Streits, der aus der reinsten Quelle, dem gemeinschaftlichen Forschen nach Wahrheit entsprang, auf eine so süße Weise gewährten. Wenn wir auch oft nicht miteinander eins wurden, wenn meine unruhigere Einbildungskraft, die sich bey mir nur zu gern immer in kalte Untersuchungen mischt, von Ihrer festeren, ruhigeren Vernunft, sich den Zügel nicht wollte anlegen lassen, oder wenn wir auch, wie das so geht — um Worte stritten, wenn wir suchten und nichts fanden, ist das Vergnügen einer Jagd — um unserm Leßing hier ein Gleichniß abzuborgen — nicht auch ein Vergnügen? Aber zur Sache! Ich wohnte gestern Abends als Zuschauer dem Leichenbegängnisse des edlen Grafen von ** bey, der auf seinem — einige Stunden von hier entlegenen Gute begraben wurde. Nachdem er im Krieg als ein braver Soldat treu und tapfer gedient hatte, auch sonst noch mehrere Jahre sich um seinen Fürsten und sein Land verdient gemacht hatte, zog er sich in einem Alter von sechzig Jahren auf seine Güter zurück, lebte hier noch sieben Jahre seiner Familie, seinen Unterthanen, und ward von ihnen als ein wahrer Vater geliebt, und so auch nun im Tode betrauert.

Es war die Abendzeit, die zunächst an die Nacht gränzt, als die Leiche aus dem Schloßhofe, unter wehenden Pechfackeln und begleitet von sechs Wagen, in denen die Verwandten des Grafen, sodann der Amtmann und verschiedene Abgeordnete der Bürgerschaft saßen, herausgeführt wurde. Die Menge des Volks, das hier größtentheils mehr Wehmuth über den Tod ihres Vaters, als Neugierde herbeygeführt hatte, das Geläute der Glocken, in das der dumpfe Schall der Kirchglocken aus den benachbarten, dem Grafen zugehörigen Dörfern herüber tönte, der ernste langsame Zug, oben der helle gestirnte

Himmel, die Natur unten, wie in einem dünnen, halb durchsichtigen Schleyer verhüllt — alles mußte zusammen stimmen, diese Scene zu einer der feyerlichsten zu machen. — Und nun als der Sarg angekommen war an der Kirche, die draußen neben dem alten Schlosse steht, worinn der Grafen Familienbegräbniß ist, und man ihn beygesetzt hatte vor dem Altar, der von vier brennenden Wachskerzen erhellt ward, — und ringsum Stille — die tiefste Trauer der Wehmuth herrschte — auf dem Sarge lag des Grafen Degen — und sein Sohn und Tochtermann der Major von ** knieeten daran — bis man nach kurzer, zweckmäßiger, rührender Rede vom Pastor ** ihn hinabsenkte . . . ich konnte nicht weinen — melancholischer tiefer Ernst hatte sich meiner Seele bemeistert: Es war mir so wohl, so weh! Mein Geist sehnte sich seine Schranken zu durchbrechen. In dem Augenblicke, mit wie viel Freude wär ich dem guten Grafen nachgefolgt! Ich schlich mich weg von der Menge, die sich nun auch nach und nach verlor, und ging unter mancherley Empfindungen und Gedanken, wer weiß durch welche Abwege? nach Haus.

Den andern Tag fragten mich viele Personen meines Orts, ob ich auch beym Begräbniß des Grafen zugegen gewesen wäre, — sie hätten es auch mit angesehen. Wie es mir gefallen hätte? der einfältigen Frage! — Einige sagten mir, es wäre schön, andre es wäre so rührend, andre es wäre prächtig, die klügsten — es wäre — feyerlich gewesen. — Vielleicht bezeichneten sie den nämlichen Eindruck mit verschiedener Benennung, wie das beym Manne, der nicht viel nachdenkt oder nachdenken kann, häufig der Fall ist. Vielleicht waren ihre Eindrücke wirklich verschieden. —

Wir haben von der nämlichen Sache oft die verschiedensten Sensationen: entweder sind unsere Organe anders modificirt, oder haben wir sie nicht genug geschärft. Meist aber bringen wir diese oder jene akkordirende Stimmung nicht mit, und der äußere Ton schlägt nicht an, wenn die Saite unsers Herzens nicht zusagt. Man geht zu feyerlichen Leichenbegängnissen, wie zu ernsthaften Schauspielen, und zu rührenden Predigten oder auch zu einem Blutgerüste hin . . aus Langeweile, aus der unseligen Jagdlust nach Veränderung, sich zu amusiren, sich zu zerstreuen, die Neugierde zu befriedigen. Die Eindrücke gehen flach hin über die winzigen Seelen: Man vergißt alles wieder beym morgenden Ball, der Spielkarte oder den neu angekommenen fremden Thieren. Und so bleibts denn bey den Exklamationen: Es war hübsch, artig, schön; haben Sie's auch so gefunden? Was spielt man auf den Abend in der Komödie? — Doch ich verliere mich in dieser Abschweifung: Sie verzeihen mir, da sie meine Art schon kennen. Genug, als ich mir selber Rechenschaft über meine Empfindung zu geben anfieng, kam ich auf den Gedanken, den Begriff des Feyerlichen mir selbst etwas zu berichtigen, und, was ich darüber nachgedacht, Ihnen mitzutheilen. Aber ich sehe, daß dieser Brief schon lange genug ist. Versparen wir es denn auf morgen.

Zweyter Brief.

Ich erinnere mich meines Versprechens, und setze mich diesen Morgen, ohnedem heiterer wie gestern, sogleich hin, Ihnen zu schreiben. — Ich fange mit der Worterklärung an. Feyerlich heißt nach dieser, was dem Andenken einer wichtigen Begebenheit, eines großen Mannes, der sich um

seine Mitmenschen verdient gemacht hat, bestimmt ist: daher unsere Feyertage. Die Feste, die der Anerinnerung großer Vorfallenheiten gewidmet waren, mahnen mich an's Alterthum. Sie wissen, wie begeistert ich werde, wenn man mich an diese Aussicht hinführt. Die öffentlichen Spiele zur Ehre gewisser Gottheiten, oder berühmter Heroen, welche die Feinde ihrer Nation vor sich gedemüthiget, die ihr Land von Ungeheuern gereiniget, oder auch durch nützliche Erfindungen sich dasselbe verbindlich gemacht hatten, wie über alles kräftiger mußten sie nicht auf das Volk wirken, zur Erhaltung der Heroismusbegriffe, der Aufspannung der Seelen, zur Vaterlands- und Tugendliebe, als in unserem raisonnirenden Jahrhunderte, wo man der Spekulation so viel und der Ausübung so wenig giebt, unsre hochgelehrte Moral, die wir in Büchern und Schlüßen aufs bündigste, im Leben leider! so selten finden, selber durch das durchdachteste System gewiß nicht wirken wird.

Die äußeren Symbole, Zeichen, Ceremonien, womit diese oder jene Wahrheit durch eine wirksamere Rhetorik und Syllogistik, als sie auf euren Kanzeln und in euren Büchern herrscht, ins Herz gegriffelt wurde, nahmen diesen ihren sichern Weg, wie sie ihn in allen ihren Zeitaltern genommen haben, durch die Phantasie, und diese scheint doch gewiß, wenn man den Menschen nimmt, wie er ist und immer war, wenn man dem Gange aller Zeiten nachspürt, einer der wirksamsten Ressorts beym Menschengeschlecht zu seyn, der die Vernunft entwickeln half, oft ihre Stelle vertrat, oder doch ihrer Gesetzgebung, wenn sie sich anders mit der Herrscherin im Hause dienstfreundlich zu vertragen wußte, beförderlich war, kurz durch den die Menschen wurden, was sie auf ihrem gegenwärtigen Punkte werden konnten. So weit haben Rousseau und nach

ihm Schlosser Recht, wenn sie der Einbildungskraft und dem durch sie bewirkten Enthusiasmus das Wort reden. Aber nicht, wenn sie behaupten, Vernunft sey in dem Menschen, nur zum bessern Fortkommen in der Welt, der Phantasie, wie die Phantasie im Thiere dem Instinkte, beygesellt: nicht vollkommen Recht haben sie, wenn sie pathetisch ausrufen: „Enthusiasmus *) hat alles Große, wofür man uns jetzt beynahe den Sinn hinwegraisonnirt hat, hervorgebracht. Ihr nennt ihn blinden Trieb, und schämet euch, dem euch zu überlassen, und — hinkt noch an der Krücke der Vernunft, wo die von warmer Seele *entzündete That* mit dem Fluge des Adlers hoch voranfleugt. — Zum Handeln ist der Mensch gemacht: zur Spekulation gewiß nicht! Er brauche seine einfältige, gerade, gesunde Vernunft, und sein Herz, wenn es noch so warm ist, wird verwahrt bleiben vor Schwärmerey, deren Klippe sie so sehr scheuen die Aufklärer Deutschlands!" — Die alten Heroen Griechenlands, die Helden Thermopylä's u. s. w. hatten bey ihrem hohen Enthusiasmus gewiß den klarsten Verstand, die festeste Besonnenheit. Eben das war das ausgezeichnete des schon gebildeten Alterthums, Ruhe und Maaß auch in dem Affekte, was selbst die Erzeugnisse ihrer Künstler und Dichter, wie z. B. des mit Unrecht als stürmisch und regellos selbst vom nüchternen, hier durch alexandrinische Urtheile wohl irre geführten Flaccus verschrieenen thebanischen Sängers leitete: Bey den ungeheuer großen Thaten indeß, die der Schauplatz der ältesten Heldenwelt darbietet, würden wir doch gewiß nicht so viele abscheuliche, die der Menschheit Schande machen, zu lesen haben, wenn das untere und obere Erkenntnißvermögen bey diesen Menschen in richtiger Uebereinstimmung gestanden hätten,

*) Nicht ihre Worte, aber ihr Sinn.

und die Fackel der Vernunft nicht so oft bey ihnen durch den Rauch der Leidenschaften und der selbstischen Triebe wäre ausgelöscht worden.

Der philosophische Biograph Plutarch merkt in dem Leben Marius, der doch schon in einem kultivirten Zeitalter lebte, sehr schön an: Er sey es gewiß wenn Marius in seiner Jugend, statt daß er auf dem arpinatischen Lande seinen Geist mehr verwildern ließ, ihn durch Studien gebildet hätte, dieser in mancher Rücksicht große Mann würde die letzten Tage seines Lebens nicht mit empörenden Mordthaten, deren er sich als ein Scheusal der Menschheit schuldig machte, besudelt haben. Wahr ists, es konnten andere Umstände mitwirken, die vielen Bedrängnisse, die oft so nahe Todesgefahr, der er auf seiner Flucht vor Sulla ausgesetzt war, wie kontrastirend mit dem langen Glücke, dessen es vorher genoß! — welches alles eine harte Rinde über seine Seele gezogen haben mußte, und dann die gegen alle Erwartung günstige Wendung, die sein Schicksal, als er sich mit Cinna verband, genommen, die seinen alten, selber im Unglück nie ganz gesunkenen Uebermuth wieder aufs neue zum höchsten Grad anschwellte: aber Mitursache dieser höchsten Ausbrüche sittlicher Verschlimmerung ist doch gewiß Plutarchs Angabe. — Doch wo gerathe ich hin? Verzeihen Sie mir meine Abschweifung! Ich kann mich mit nichts entschuldigen, als damit, daß ich — Briefe, und keine Abhandlung schreibe. Nächstens Mehreres, und ich verspreche es Ihnen, ein Mehreres mit mehrerer Ruhe. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Spötter, der Sie sind! Sie schuldigen mir selber einen heimlichen Rousseauismus — (vergeben Sie mir das Wort!) an: Darüber ein andermal, es würde mich sonst wieder zu einer größeren Digression verleiten. Ich fahre in der angefangenen Materie fort. Ich habe neulich von der Worterklärung geredet, um zu erklären, wie das Wort in die Sprache gekommen, wie es unter philosophischen Wappen herüber getragen worden, um die Empfindung, die solche Begebenheiten, solche öffentliche Anordnungen in der Seele hervorbrachten, zu bezeichnen, und wie man jetzt damit auch andre ähnliche Empfindungen, die gewisse Gegenstände in der Natur und Kunst zeugen, anzudeuten sucht. Ich will die Quellen, die Beschaffenheit, und dann das Wesentliche des Feyerlichen selbst zu entwickeln mich bemühen.

Das feyerliche Gefühl entspringt, wie ich glaube, aus einer Mehrheit starker sinnlicher Ideen. — Beym Erhabenen kann's oft nur Eine Idee, die meine Seele erhebt, seyn — z. B. Gott, der ungeheure Raum des Himmels, der ungemessene unabsehbare Ocean, überhaupt das Gränzenlose, das Unendliche selbst: denn hier fängt das Gebiet des Erhabenen an, da das Gebiet des blos Großen sich so weit als das Meßbare ausdehnt. Aber ist es nicht auch das nämliche bey der Empfindung des Schönen? Hier fließen auch mehrere Ideen zusammen — Mannichfaltigkeit, Einheit. — Worin der Unterschied zwischen dem Schönen und Feyerlichen? Das Schöne beschäftiget meine Phantasie, die in der Mannichfaltigkeit, Einheit und Zweckmäßigkeit sucht und entdeckt; und zwar im kürzesten Zeitraum auf die leichteste und also gefallendste Art es entdeckt. Dieses Gefühl der Lust schließt sich

sogleich an das Urtheil, daß ein Gegenstand schön sey, und einen Grund des Gefallens in sich habe, an. Das Schöne verschafft mir ein Gefühl erhöhter Thätigkeit, oder, wie Kant sagt, befördert meine Lebenskraft: auch das Feyerliche, als eine besondere Klasse des Erhabenen? Beym Feyerlichen, es ist wahr, ist auch Mannichfaltigkeit in der Einheit, Uebereinstimmung zu Einem Zweck, bey öffentlichen Spielen, Leichenbegängnissen u. s. w. Und darum kann es auch oft schön genannt werden. Aber man gebe nur auf die verschiedenen Gemüthszustände acht, worinnen sich der, dessen Auge an einer lachenden Morgenaussicht hängt, und der, welcher in der Monddämmerung unter gestirntem Himmel einher wandelt, befinden, und man wird bald entdecken, wie ungleich beyde sich nach ihren Zuständen befinden. Jener ist heiter, wie die Natur um ihn, er ist unbefangen und froh, wie die schöne Landschaft umher. Plato würde sagen: Seine Seele hat sich in dem Augenblicke verschwistert mit der Seele der himmlischen Aphrodite. Oder — Mendelssohns Satz! — der Geist strebt sich zu formen nach den äußeren Gegenständen — oder hören Sie Hemsterhuis mehr gerne? die Seele wünscht sich zu vereinerleyen mit dem, was ihr gefällt. Der andere hingegen ist ernst, feyerlich, wie seine Natur. — Er ist mehr zurückgezogen in sich, nachdenkender, ohne eben weniger zu genießen, wie der erste. — Er fühlt durch die äußern Gegenstände um ihn her gleichfalls seinen Geist beschäftiget; aber die süße Lust, die allein beym Schönen herrscht, ist hier mit einer Unlust gewürzt.

Sein Geist ist im Innern, seine praktischen, sittlichen Kräfte, was beym Schönen, das ohne Interesse gefällt, nimmermehr ist, sind angeregt. — Das tiefe, ernste Stillschweigen der Natur selber begeistert ihn — er

ahnet sich höheren Wesen näher — die tausend und tausend Sterne, die ob ihm hinkreisen — wie viel Mannichfaltigkeit sieht er hier nicht, hinstimmend zu einem Zweck. Die Wirkung führt ihn zur Ursache: Schon in der Unermeßlichkeit der erste versinkt sein Geist und hier — wie in seiner Erhebung gedemüthiget, wie beynahe zernichtet fühlt er sich! Nicht so beym Schönen, das den Puls des Lebens in freudigere Schwingung versetzt! — An diesem Gefühle der Eingeschränktheit, der Unvollkommenheit, nächst dem, daß mir das Feyerliche die Vorstellung von Wichtigkeit, Würde, Werth, was wohl das Gute, das Nützliche, das Schöne aber nicht thut, immer herbeyführt, sey's durch den gegenwärtigen Eindruck, sey's durch Reminiscenz, glaube ich einen wichtigen Unterschied zwischen dem Feyerlichen und Schönen aufzählen zu können. So bey Leichenbegängnissen, bey einem Oratorium, bey dem Eintritte in einen durch Alterthum und wichtige Erinnerungen geheiligten Hain u. d. gl. Man erinnere sich der Leiche Friedrichs des Einzigen, wo seine zwölf Siege, die stattlichsten Denkmale seines Ruhms durch eben so viele Altäre vorgestellt wurden: oder wenn in der Petruskirche *) zu Rom bey den tausend allmählich ersterbenden Lampen durch das schauerliche Gewölbe und seine hohen Pfeiler hinab das ernste Miserere dringt, und mit ihm der Gedanke an Grab und Ewigkeit die Seele

---

*) Diese Kapelle selber ist ein Gegenstand des Feyerlicherhabenen, nämlich so ferne ich mir den Zweck des Gebäudes, und die Angemessenheit der Bauart zur Würde und Majestät des Gegenstandes vorstelle. Ohnedies ist sie ein Gegenstand des Erhabenen. Kant führt (Kritik d. U.) eine Anekdote von einem Reisenden an, der sich, als er das erste mal hineintrat, im Zustande der Bestürzung fand, und gebraucht diesen Umstand als eine Erläuterung seiner Erklärung des Erhabenen und der Merkmale desselben.

mächtig anfaßt. — Oft ist es auch nicht der Aufwand von Pomp, der zur Hervorbringung des feyerlichen Eindrucks nöthig ist. Sehr häufig schadet ihm dieser sogar. Wie das Erhabene durch seine Einfalt sicherer und stärker rührt, so auch das Feyerliche *).

Das einfache Monument der Landgräfinn in Darmstadt mit der ihres großen Verfassers würdigen Aufschrift femina sexu, ingenio vir, das uns in einem Tannenhain überrascht, wo alles darauf angelegt ist, hohe schauerliche Ideen in der Seele zu erregen, und der römische Tumulus, wie der Stein, der dem Andenken der Margaretha Klopstock im Garten der Familie Schimmelmann gewidmet ist, sind gewiß weit feyerlicher, wie das noch so gerühmte überladene Monument des Marschalls von Sachsen in Straßburg, wo die Attribute des Helden und personificirten Tugenden uns den Mann, dem zu Ehren sie da stehen, vergessen machen. Eben so Nahls Grabmal in Hindelbank **), zugleich

---

*) Es ist dieses bey allen Künsten der Fall. Ausschweifende Pracht und Zierrath irret und verwirret mehr, als sie einen reinen Sinn wohlthätig zu beschäftigen im Stande ist. Auch sind solche Auswüchse, Kinder eines widernatürlichen Luxus, immer Zeichen des Verderbens der Künste. Winkelmann spricht an mehreren Orten sehr eindringend darüber, vorzüglich auch schon in einer seiner frühesten Schriften: Anmerkungen über die Baukunst der Alten (Winkelmann W. herausg. v. Fernow 1808 I. Thl.) Schön und sinnig beschließt er jene treffliche Abhandlung mit den Worten S. 426. „Weil unsre Zeiten sich immer weiter von der Ernsthaftigkeit der Alten entfernen, so ist man (bey einem solchen Verderbniß) den Königen in Peru ähnlich, in deren Gärten die Pflanzen und Blumen von Golde waren, und deren Größe sich in ihrem verderbten Geschmacke offenbaret.

**) S. Hirzels Briefe über die Schweiz. I. B.

ein Denkmal seiner Achtung gegen die Verstorbene — und sein kontrastirender Pendant gegenüber. Die alten Aufschriften auf Urnen und Grabmalen, wo nicht ein Sta viator: Heroem calcas wegen seiner Allgemeinheit den Wandrer kalt läßt, wo kurz angegebene Thaten *) den Mann verrathen, dessen Asche dein Fuß tritt, haben etwas Feyerlicherhabenes, das wie viele Aufschriften der academie des inscriptions weit hinter sich läßt.

So sehr verschmäht das Feyerliche Prunk und Pracht. Wollten wir auf den Unterschied, der zwischen dem Feyerlichen und Prächtigen inne liegt, Rücksicht nehmen, so glaube ich, ihn darin zu finden: das Prächtige giebt mir blos die Idee von Aufwand, Verschwendung. Das Schwelgermal eines Apizius, dem vier Welttheile zinsen, kann prächtig heißen. Der Aufmarsch mehrerer Bataillone, wenn sie in der Staatsuniform zur Parade ziehen, ist prächtig. Wenn sie im blanken Kriegsgeschmeide zur Schlacht ziehen, so nähert er sich schon dem Feyerlichen, weil die erste Idee durch die Vorstellung des ernsten Zweckes, worin sie nur ausziehen, auch durch die Bilder des Schreckens, der Verwüstung, die sie zu verbreiten auf dem Wege sind, oder selbst durch die Vorstellung der Todesgefahr, der so viele kraftvolle blühende Jünglinge und Männer jetzt entgegen gehen, verschlungen wird. Das Prächtige kann also einzeln für sich seyn, es kann aber auch neben dem Feyerlichen, wie das Schöne stehen. — — — — — —

— — — — — — — — — —

---

*) Wider das bekannte: Wandrer sags zu Athen: . . . .

Sparta's Sohn und meinen, den Helden bedecket dies Grabmal.

Feige beweinet man. Segnend begruben wir ihn.

Vierter Brief.

Unsere Korrespondenz scheint in der That eine recht feyerliche Korrespondenz zu werden. Lassen wir immer alles Fade denjenigen, die sich mit Nichts zu beschäftigen gelernt haben, und fahren fort uns über ernsthaftere Gegenstände zu unterhalten, ohne den Eckelnahmen Pedant zu scheuen, wir, die wir ohne alle Anmaßung mit aller Bescheidenheit, dünkt mich, glauben können gelernt zu haben, das Schöne dem Nützlichen zu verbinden, und der Erinnerung Plato's an seinen Xenokrates wohl nicht bedürfen.

Immer mögen wir über das Feyerliche nachsinnen und schreiben und verkehren, wie wir wollen, wenn wir nur nicht selbst die Feyerlichen dabey machen. Sie verstehen mich, daß ich auf jene gravitätisch feyerlichen Leute ziele, die sich ein Ansehen von Würde und Wichtigkeit in Kleinigkeiten und bey Dingen, die keine taube Nuß werth sind, geben, die ihr Geschäft, das sie treiben, wenn sie auch — Erbsen zählen sollten, für das ausschliessend wichtigste unter Gottes Sonne halten. Wenn das keine Pedanten sind, so weiß ich nicht, was das Wort sagen will. Sie sehen, daß wir hier wirklich wieder eine Art des Feyerlichen aufgezählt; es ist aber mehr eine Abart, die ins Lächerliche versinkt, wo die gespannte Erwartung beym kreisenden Berg in Nichts — oder an einer heraushüpfenden Maus zerplatzt, wo der Kontrast zwischen dem Ehrfurcht oder doch Achtung fordernden (imponirenden) Wesen und dem Inhalt desselben bey näherer Besichtigung allzugroß ist, als daß man sich des Lachens enthalten könnte. Doch daß ich nicht zu viel abschweife. — Sie fragen mich, worein ich das Wesen des Feyerlichen setze? Ob ich es mit Sulzer und anderen,

zum Erhabenen rechne, und als eine Art deſſelben anſehe? Allerdings! Mich dünkt, ich habe mich ſchon oben darüber erklärt: Nur möchte ich das Verhältniß nicht wie Gattung und ſpezifiſcher Unterſchied angeſehen wiſſen. Ich nehme es als eine ganz beſondere für ſich beſtehende Klaſſe des Erhabenen an, das man in der allgemeinen Bedeutung als einen endlichen Ausdruck des unendlichen bezeichnen kann, und möchte ſeinen Begriff dahin feſtſetzen.

Was mir durch Mehrheit ſinnlich ſtarker Ideen die Vorſtellung von Wichtigkeit, Würde, Furcht, Ehrerbietung u. ſ. w. giebt, iſt feyerlich. Beym Feyerlichen durchkreuzen ſich mehrere Empfindungen, wie beym Erhabenen. Der verwüſtende Ausbruch eines Vulkans, den ich vor mir ſehe, oder in der Einbildung mir vorſtelle, der empörte Ocean, der ſchwarze Gewitterhimmel kann furchtbar erhaben genannt werden, der Anblick des Niagara oder auch nur des Rheinſturzes majeſtätiſch erhaben, (wo ich Ueberlegenheit und Macht ohne Schaden mir denke) keiner dieſer Gegenſtände erweckt die Empfindung des Feyerlichen oder iſt feyerlich. Bey allen iſt es nur eine Hauptidee, die mein Gemüth in Aufruhr bringt und in Arbeit erhält — Bewunderung der Größe des Gegenſtandes, an der meine Seele ſich hinaufzumeſſen vergebens ſtrebt. Der Gedanke an Tod und Ewigkeit und alle Schauſpiele der Natur und Kunſt, ſo dieſe Vorſtellung am ungezwungenſten herbeyzuführen geſchickt ſind, ſind ächte Gegenſtände des Feyerlichen. Warum? Erſtens, weil mehrere Ideen meine Seele hier bewegen, zwiſchen mehreren Leidenſchaften z. B. Furcht und Hoffnung umherwerfen und in einer ungewiſſen Erwartung erhalten. Und dann zweytens, weil hier ein Intereſſe hinzu kommt, das beym Reinerhabenen, wie auch beym Reinſchönen nimmermehr ſtatt finden kann und darf.

Was kann mir, als sittlichem Wesen, wichtiger seyn, denn der Gedanke an Tod und Ewigkeit? Erhaben an sich kann wohl die Vorstellung der Ewigkeit seyn, dieser endlosen Dauer, für die ich im Kreise meiner Erfahrung gar keinen Maaßstab habe, so lange ich sie mir nicht mit Interesse in Beziehung auf mich denke: denn hier tritt schon, durch Zugesellung mehrerer Vorstellungen und besonders der einer bestimmten Wichtigkeit für mich, die Empfindung des Feyerlichen ein. Eben hier glaube ich ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen beyden Begriffen aufgefunden zu haben. Immer mag dann der letztere, der Begriff des Feyerlichen, nach Kantischen Grundsätzen nicht rein ästhetisch seyn. Ich will ihn auch nicht für einen solchen, da es ein zusammengesetzter Begriff ist, angesehen wissen. Auch hat das Feyerliche, wie schon aus dem angeführten erhellt, mehr mit dem Wehmüthigen, dem, was meine Seele in stärkere oder sanftere Bänglichkeit und Trauer versetzt, zu thun, wie das Erhabene, das, wie Kant schön sagt, die Seele in ihren Kräften auf Augenblicke zwar hemmt, aber nur um sie voller wieder ausströmen zu lassen — die Wonne der Wehmuth, das wohlthätige Gemisch von erhöheterer Lust und Unlust, ists, die bey der Empfindung des Feyerlichen meist immer mehr oder weniger bemerkt werden kann.

Sie treten in einen Kirchhof, den eine weite Reihe einfacher Denksteine, den vielleicht ein Cypressenhain oder eine Lindenallee schmückt; Sie selbst haben vielleicht hier schon manchen Freund ihrer Seele begraben sehen. Wie feyerlich wird ihnen alles! Die Bilder der Ruhe, der Vollendung, Abgeschlossenheit, dieses Nahegränzen dessen, was ihnen sichtbar ist, an die unsichtbare Welt — Vergangenheit — Gegenwart — Zukunft — alles erfüllt

Sie mit ernsten schauerlichen Vorstellungen: — Sie selbst, der Mittelpunkt aller dieser durchkreuzenden Empfindungen — eine große Masse von Helldunkel, wenn ich so sagen darf, liegt über ihrer Seele — Ihr Herz scheint zu zerschmelzen in wollustwehmüthigem Gefühl, in der — Wonne der Wehmuth.

Oder Sie betreten einen alten ehrwürdigen Hain, der ihnen vielleicht noch wegen besonderer Nebenumstände Sagen, Ueberreste aus alter Zeit u. s. w. wichtig ist, und lagern sich jetzt unter seinen breiten Schatten. Was macht Ihnen den Aufenthalt so feyerlich? Ists nicht die Dunkelheit des Waldes und die daher entstehende Anwandlung einer Art von Furcht? Sie denken sich, wie viele Jahrhunderte diese Bäume schon möchten gestanden haben. — Vielleicht opferten hier unsere Vorfahren ihren Göttern: Vielleicht berathschlagten sie hier in schweigender Nacht manche große für Jahrhunderte entscheidende That. Beydes führt die Idee der Wichtigkeit herbey. Sie knüpfen Gegenwart und Vorzeit aneinander; der Gedanke an Veränderung, an die Umwälzung aller Dinge bemächtigt sich Ihrer Seele: daher jetzt die Schattirung der Wehmuth in ihrer Empfindung. So auch bey ehrwürdigen Ruinen von Städten, Schlössern, Burgen, wie jedes Land sie, am schönsten von Ufer zu Ufer die herrliche Rheingegend anbietet, oder von Wahlstätten, wie die weite merkwürdige Ebne bey Lützen, bey Denksteinen und Denkkapellen *). Dieses leichtere Grauen verwandelt sich bey dem weniger kultivirten Menschen oft in eine Art Furcht; aber wenn die Furcht zu heftig wird, hört die Empfindung des Feyerlichen auf; denn jener

---

*) Tellskapelle, Kapelle zu Sempach, Gebeinhaus bey Murten u. d. gl.

verworrene Gemüthszustand, der sich blos ein Unheimliches, Schaden drohendes der Nähe oder Ferne vorstellt, läßt es so wenig zu, wie den Genuß des Erhabenen.

Ein plötzlicher aber doch nur so lange anhaltender Schreck, daß der Reflexion Raum gelassen wird, verträgt sich wohl damit, aber so nicht anhaltende Furcht, die alle Reflexion ausschließt. So war es ein feyerlichschreckhaftes Gefühl, das, nach der Erzählung Mose, (1. B. K. 28.) Jakobs nach dem wunderbaren Traume sich bemeisterte: „Mit Grausen: heißt es, sagte er: wie hehr ist dieser Ort! Er ist nichts anders, als Gottes Haus! Er ist das Thor des Himmels.“ Hier ist, wie die letztern Worte andeuten, noch Reflexion. Wenn aber beym Shakespear Hamlets Geist erscheint, oder bey Euripides das Gespenst Palydors in der Hekuba — so wird alles Nachdenken gehemmt, Geist und Herz sind beklommen und die Scene ist nur schreckhaft, nicht feyerlich. Doch ich breche hier ab und schließe mit der Bitte, mir die Schrift, die Sie besitzen, von Burke, über das Erhabene, zum Lesen für kurze Zeit zu borgen? Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Sie finden einige Verschiedenheit in den Beyspielen, die ich vom Feyerlichen aufgezählt? Ich möchte deßwegen nach den verschiedenen Schattirungen unsrer Empfindungen, den verschiedenen Graden ihrer Stärke, Lebhaftigkeit, Dunkelheit, sowohl in Rücksicht auf Extension als Intension die Unterabtheilung machen vom Feyerlicherhabenen, Feyerlichsanften, Feyerlichrührenden, Feyerlichwehmüthigen (und auch hier

wieder, wer will eine richtige Stufenleiter angeben, da wir für die so vielerley Nüancen der vermischten Empfindungen oft noch gar keine Benennungen in der Sprache haben) und von dem, was mit durch Neuheit feyerlich wird, und blos feyerlich ist aus Ideenvergesellschaftung. So ist mir z. B. der Strauch, an den ich die Idee einer Geliebten knüpfe, mit der ich einst darunter gesessen, die Quelle, die Linde, wo ich mit meinem nun todten Freunde so oft in den süssesten Ergüssen der Sympathie gewandelt habe, feyerlich. Die ländlichen Spiele unsrer Dorfjugend, ihre Kirchmeßtänze, ihre Johannisfeyer, ihre Osterfeyer, ihre Pfingstlustbarkeiten, Jahrmarkt, Ernte- und Herbstfreuden können feyerlich heißen, nicht nur im etymologischen Sinne, weil sie zu einem besondern Zwecke angestellt sind (wobey aber freylich größtentheils das Bezeichnete bey dem Zeichen jetzt ganz vergessen ist), sondern weil sie wirklich sehr oft auch bey wohlgebildeten Seelen geschickt sind, sanfte Empfindungen der Unschuld, der ländlichen Freude und frohen Einfalt hervorzubringen. Zum Eigentlichfeyerlichen gehören sie je dennoch nicht.

Eine Hochzeit kann subjektivfeyerlich seyn dem, der sich die Wichtigkeit des Zweckes, wozu all jenes gewöhnliche Gepränge veranstaltet ist, lebhaft denkt. Objektiv wird sie es nur dann werden, wenn diese äußeren dabey vorkommenden Ceremonien und Zeichen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes entsprechen, wenn in ihre Anordnung ein gewisser Ernst verflochten ist, der diese Empfindungen auch bey Anderen hervorzubringen im Stande ist.

Dieser war mit den alten Triumphen *), Schauspielen

*) Nach Plutarchs Angabe des Unterschieds zwischen beyden, im Kamillus, könnte man einen Triumph wohl, aber nicht eine bloße Ovation, feyerlich nennen.

und öffentlichen Festen Roms und Griechenlands verbunden. Die Hyppolytusfeyer in Throezene mahnte natürlich durch das äußerliche dem Zweck entsprechende an das unglückliche Ende des edlen Jünglinges, der ein trauriges Opfer der Eifersucht seines Vaters und der leidenschaftlicherregten Stiefmutter für ihn ward. So die bürgerlichen und religiösen Spiele in Athen. Auch die heiligen Feyerlichkeiten der Israeliten und aller Völker. — Man hat bey der Religion vorzüglich das Feyerliche anzuwenden gesucht, um hier auch durch das äußerliche Gepränge, durch die Phantasie aufs Herz zu wirken. So wie man aber von der alten ernsten Einfalt nach und nach abwich, vieles von heidnischen Gebräuchen schon in den ersten Jahrhunderten herüber nahm, oder aus Nachsicht anfänglich und, daß ich so sage, aus kirchlicher Politik, und nachgehends aus Interesse und Anhänglichkeit ans Alte legitimirte, ward der Zweck verfehlt, die dunklen Empfindungen wurden allein überrascht und der Verstand betäubt.

Die katholische Religion hat bey ihren Messen, Umgängen und andern Andachtsübungen, bey Kanonisationen u. d. gl. sehr vieles, was zwar momentane Regungen und Empfindungen hoher Andacht *) hervorzubringen geschickt ist, aber leicht auch den dunkeln Glauben im Gegensatze gegen den lebendigen, der in einem muthvollen Ergreifen des Ewigen besteht, nur mehr nährt.

Ob man nicht in gewissen Kirchen zu wenig hierin thut, ob unsre Aufklärer dadurch, daß sie dergleichen Ceremonien und symbolische Zeichen zumal und alle abge-

---

*) Der Begriff der Andacht ist mit dem des Feyerlichen genau verwandt. Zollikofer hat den erstern Begriff sehr schön in einer besondern Predigt entwickelt.

schafft wissen wollen, nicht zu rasch und zu weit gehen, ist eine andere Frage.

Unsre ernsten Alten brachten ihre ceremoniösen Franzen und Schnörkel bey allen gottesdienstlichen und bürgerlichen Verordnungen an, sie suchten dadurch dasjenige, was sie bezweckten, dem rohen Menschen und der Sinnlichkeit recht feyerlich zu machen. Man durchgehe alle Innungen, alle Zunftgebräuche unter Layen und Gelehrten, Priester und Profanen: Von der Kaiser- und Königskrönung, der Ritterweihe, bis zur gelehrten Dominuswürde und dem Gesellwerden bey den Handwerkern herab! In der ersten Einrichtung war die Absicht gewiß gut. Aber ob in der Folge? Ich werde mich vielleicht darüber ein andermal mit Ihnen zu unterhalten Gelegenheit haben. — Für jetzo genug!

Sechster Brief.

Ihren Burke *) erhalten Sie zurück. Er enthält einen Schatz einzelner richtiger Bemerkungen; aber seine Deduktion des Erhabenen aus dem Triebe der Selbsterhaltung und aus der Furcht hat mir nicht Genüge gethan. Dies ist offenbar zu weit ausgeholt, und so wie zu viel ins Weite, auch zu viel, mit aller Achtung gegen den denkenden gelehrten Mann sey es gesagt, ins Blaue hineingesprochen. Solche Triebe, wie die der Selbsterhaltung und der Furcht sind zudem zu sinnlich, finden sich bey jedem vernunftlosen Thiere, wo niemand ein Gefühl des Erhabenen suchen oder voraussetzen wird, da doch ein solches einzig in vernünftigen sittlichen Wesen

---

*) Ueber das Erhabene.

angetroffen wird, und sonach, sofern wir es als Empfindung begreifen, als vernünftiges Gefühl, was doch kein Widerspruch seyn wird, bezeichnen können. Ehe ich indeß meine zerstreuten Beobachtungen über die angefangene Materie beschließe, erlauben Sie mir noch weniges über das Feyerliche des Ausdrucks in Rede und Kunst! — Die sinnlich vollkommene Darstellung dessen, was in mir die Idee von Wichtigkeit, Ehrfurcht, Größe zu erregen fähig ist, was mich sittlich interessirt, nenne ich feyerliche Darstellung. — Der Dichter und Redner, so wie die übrigen Künstler, wenn sie von ihrem Gegenstand durchdrungen sind und die Kunst verstehen, uns hinzulenken, wohin sie wollen, geben uns viele Beyspiele des Feyerlichen an die Hand.

Euripides, mehr noch Sophokles unter den Griechen sind voll von solchen Beyspielen. Euripides in seinem Hippolytus in der letzten Scene, als der enthaltsame Jüngling im letzten Todeskampfe da liegt, und Diana, deren Dienst er sein Leben gewidmet hatte, ihm das letzte Lebe wohl sagt. — — — — — —

— — — — — — — — —

Artemis *).

Fahre wohl! denn ich darf keinen Sterbenden sehen, noch mein Auge beflecken mit dem röchelnden Odem der dahin fahrenden, und ich sehe dich nahe dieser letzten Noth.

Hippolytus.

Scheide denn, gesegnet auch du! selige Jungfrau, verlasse leicht und mit Huld deinen vieljährigen Genossen! **) — Ich verzeihe meinem Vater seine Eifersucht,

---

*) V. 1448.

**) Nach der Lesart μακρὰν δὲ λοίποις χαδίως. — Die Isaak-

da du es mir gebeutst, hab ich ja sonst auch immer willig dir gehorcht (indem Diana verschwindet.)

Wehe! wehe! schon umfängt Dunkel meine Augen — Fasse mich an Vater! Lege meinen Leib zurecht.

Theseus.

O mein Sohn! mein Sohn! wozu machst du mich Unglückseligen?

Hippolytus.

Aus ists, mit mir ists aus! Schon sehe ich die Pforte der Unterirdischen, dort —

Theseus.

Und läßt mich zurück, meine Seele mit Blutschuld beladen?

Hippolytus.

Nein! nicht! Ich spreche dich rein von meinem Tode.

Theseus.

Wie? frey sprichst du von Blutschuld mich?

Vossische Lesart, gebildet nach einer vorgefundenen im cod. Flor. (δακρυων ραδιως ὁμιλιαν) μακραν δ. λειπ. δακρυουσ' ὁμιλιαν — taugt, wie schon Valkenair in seinen trefflichen adnot. in Eurip. Hipp. p. 93. (hinter Egertons Ausg. des Hippol. Oxon. 1796) nachgewiesen hat, nichts, aber Valk. eigene Muthmaßung für μακραν — ὁμιλιαν — μιαραν zu lesen ist doch offenbar auch verunglückt (commode relinquas hunc coetum impurum.) Man sieht nicht ein, was das commode hier thun soll und wie sollte Hipp. das letzte impurum coetum von sich sagen wollen? Wenn man ῥαδιως noch in der Nebenbedeutung nimmt, die ich ausgedrückt, so ist die gewöhnliche Lesart die beste.

Hippolytus.

Bey der Bogenbeherrschenden Artemis!

Theseus.

O Theuerster! wie edel erweisest du dich gegen den Vater!

Hippolytus.

O gesegnet auch du, höchlich sey mir gesegnet, Vater!

Theseus.

O des kindlichen, o des frommen Sinns!

Hippolytus.

Bitte, daß solche Kinder — deines Leibes dir werden! u. s. w.

Ein anderes Beyspiel vom Feyerlichschrecklichen möchte ich Ihnen aus Sophokles Elektra hersetzen, wo der Chor die bevorstehende furchtbare Rachethat als Werk der fruchtbaren Erinnyen weissagt und die Gemüther zu dieser Stimmung vorbereitet *).

„Sie kommt, kommen wird Erinnys,
Aus der Höhle ihrer furchtbaren Lauer,

---

*) V. 487 fg. Der Verf. hat bey dem jetzigen Abdrucke diese eigene freyere Uebersetzung aus früherer Periode beybehalten wollen, wenn er jetzt schon andere Grundsätze der Verdeutschung anerkennt, da sie wenigstens den Sinn treu darstellt. Solger hat die Stelle so übersetzt:

Ja vielfüßig und vielhändig, mit ihren Füssen
Tritt die Erinnys schon vor aus grausen Höhlen,
Weil schnödes Betts scheußliche Begier
Zu mordbeflecktem Ehebund
Jene zuchtlos hingejagt.

Es hallt ihr eherner Fußtritt,
Sie kommt, sie ist da
Die hundertfüßige, hundertarmigte da,
Schon setzt sie den Fuß
Ins blutschändrische Bett,
Ins Gräuelbett,
Wo Schande sich verschwur mit Mord,
Ins schaamvergessne Ehebrecherbett."

Wie Vieles ließe sich nicht aus Shakespear, aus Milton, Homer, Virgils 4tem Buch u. a. hersetzen. Ossian und Klopstock sind unerschöpflich. Ich gebe von beyden nur einige Proben, wie sie mir ins Gedächtniß kommen:

Z. B. wenn Ferda bey Ossian, als Deugala die stolze Schöne einen Zweykampf mit Cuchullin von ihm fordert, spricht: „Ich will fechten mit meinem Freunde, Deugala! Aber möchte ich fallen durch sein Schwert: Könnte ich wandern auf dem Hügel und sehen das Grabmal Cuchullins?" — und dann Cuchullin:

„Ich ächzete, wie der Wind an der Felsenklippe ächzt. Ich zückte hoch die Schneide meines Stahls. Der Sonnenstrahl der Schlacht fiel, der erste von Cuchullins Freunden. Unglücklich ist die Hand Cuchullins, seit der Held fiel."

S. die Lieder von Selma!

Klopstock XIV. Ges.

Siehe, du bist in den Hütten des Friedens, doch deine Seele
Bleibt nicht immer allein, auch dies verweßliche wird sich
Einst in Unverweßlichkeit wandeln, die Blume, die hinsank,

Schnell im Sturme gebrochen, wie herrlich wird sie erwachsen
Jenen festlichen Frühlingsmorgen der Auferstehung!

Beyspiele des Feyerlicherhabenen finden wir in Menge bey dem letzteren Dichter, besonders auch bey Gerstenberg in seinem Ugolino und in seiner Minona. Wer kann die feyerlichen Geistergesänge nach dem herrlichen Monolog, wie sie plötzlich heraufdringen, lesen, ohne im Innersten seiner Seele erschüttert zu werden? Ebenfalls ergreifend sind die Worte des Chors: — —

Bis sie hinstürzt! Trümmer an Trümmer!
Ihre Völker, die Verworfnen heulend um sie her!
Ein ungeheurer Trümmer woge sie
Unter Wehklag und Geheul
Auf der Tiefe des schwellenden Meers.
Und dann die innigflehende andre Stimme!
Zürnende Zukunft rette sie noch!
Ach die schönste Perle des Meeres war sie!
In allen ihren Wurzeln erbebt
Die Insel des schwellenden Meers.

Das Ganze von S. 83 — 92 ist das vollendetste Muster des Feyerlichen im Ausdruck uud begreift alle Arten desselbigen in sich. Eben so feyerlich schrecklich sind die Gesänge der Geister der Druiden S. 165—68. — —

— — — — — — — — —

VI.

Etwas über die älteren Vorstellungen von Schicksal, Nothwendigkeit und Strafgerechtigkeit,

mit Beziehung auf einen Aufsatz in den Horen

(VII. St. vom Jahrgang 1795.)

Die Griechen suchten das finstre Bild von der Nothwendigkeit, dem unvermeidlichen über Gute und Böse eigensinnig waltenden Schicksal (eine Idee, auf welche der Verstand der ältesten Welt, vermuthlich veranlaßt durch die ihrer Reflexion sich überall aufdringende Naturnothwendigkeit sehr frühe kam) dadurch schon zu Solons Zeiten und wohl eher zu mildern und von ihrer schreckenden blinden Gewalt zu befreyen, daß sie den Begriff derselben an den Begriff der Sittlichkeit anknüpften, und sonach doch wieder unsre Freyheit retteten; wenigstens gedrungen von der leisen Macht des Selbstbewußtseyns

sie zu retten sich bemühten. Der Böse war es hauptsächlich, den die verderbenden Pfeile des Schicksals trafen: die widrigen Begegnisse an Individuen, Familien oder auch Völkern wurden daher auch nicht selten für die Folgen irgend einer Verschuldung angesehen. So sehr dieses wieder vorschnell geurtheilt war, so rechtfertigen sich doch wieder selber in diesen Misgriffen die Aussprüche des moralischen Sinnes und die Anforderungen der praktischen Vernunft, die ihre Rechte ewig gelten macht, ich meine die Forderungen, dem Menschen seine Freyheit zu sichern, und zwischen seinen Schicksalen und Handlungen, als zwischen Ursache und Folge, eine Vereinigung auszumitteln.

Ein Geist der Wahrheit lebt unter dieser Hülle des Vorurtheils; ein rühmliches in der Sittlichkeit des Menschen selbst gegründetes und auf Sittlichkeit hinweisendes Bestreben kündigt sich darinn an, den Menschen, der an eine traurige Naturnothwendigkeit ausgeliefert scheint, von den Banden dieser Tyranninn zu befreyen, und an vernünftige Willkühr, an die sittliche Freyheit wieder loszukaufen. Die Ursache der Ereignisse seines Lebens sollte er in sich haben; als möglicher Schöpfer seines Glückes und Unglückes sollte er dargestellt werden. Wir finden diese Beobachtung auch in unsern heiligen Büchern im A. und N. T. bestätiget.

„Lasset uns loosen, um welches willen es uns so übel gehe" riefen die Schiffleute einander zu als der Sturm über dem Meere wüthete (Jon. 1, 7.)

„Meister wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?" fragen (Joh. 9, 2.) die Jünger Jesu ihren Herrn.

In beyden Stellen werden wir an einen Volksglauben

hingeführt, der auch sonst in der alten Welt einheimisch war, und noch jetzt unter vielen der Menge, wie jeder sich durch Erfahrung überzeugen kann, noch lange nicht erloschen ist, auf den Glauben nämlich, gewisse auffallende Arten des Unglücks seyen Strafgerichte.

Im Worte Strafgerichte liegt schon ein moralischer Begriff, der den einer Verschuldung einschließt, und der uns das Unglück als Wirkung einer Verschuldung zu betrachten auffordert: die beyden Beyspiele aber zeigen noch ferner, wie dieser Glaube sich weiter dahin verirrte, als ob erstens um eines Schuldigen willen auch Unschuldige, mit dem Schuldigen in keiner nähern Verbindung stehende, von dem rächenden Schicksal könnten getroffen werden; zweytens wie die Sünden der Väter sich auf die Nachkommen mit ihren Strafen vererben: die letztere Meinung herrscht durch das ganze alte Testament; sie ist aber auch im Gedankensysteme der alten Griechen, so wie mehrerer Völker zu finden: man vergleiche z. B. nur, was jene betrifft, mehrere Gedichte, die dem Solon und dem Theognis zugeschrieben werden; so den Homer, die Tragiker und den Pindar. Aus Solons Gedicht an die Musen setze ich folgende Stellen her:

„Güter wünscht' ich mir zwar zu besitzen, doch nimmer mit Unrecht
Sie zu gewinnen; Es folgt immer die Nemesis nach.
Reichthum, wie ihn mit Lust die Himmlischen schenken, gedeihet
Langsam; aber er treibt ewige Blätter herauf.
Wie der Mensch ihn sich liebt; der nahet nicht säumend; gewaltig
Muß er herbey; der Gott wird dann in Ketten ins Haus

Von dem Frevel geschleift; doch bald vermischt ihm sich Ate;
Da ergeht es ihm dann, wie es dem Feuer ergeht.
Klein beginnt es und wächst und verzehrt, und verzehrend erstirbt es:
Unter den Sterblichen hat nimmer der Frevel Bestand.
Zevs sieht immer hinaus aufs End'; urplötzlich erscheint er,
Wie ein Orkan der Luft schleunig die Wolken zerstreut:
Auf wühlt dieser die Tiefen des weitumwogenden öden Meergrunds; über das Land fährt er verwüstend und rafft
Felder zusammen und Saaten; der Sitz der Götter, der hohe
Himmel schüttert; mit Eins ruft er zurücke das Licht,
Und die herrschende Sonne durchleuchtet der freundlichen Erde
Weiten umher; doch rings siehe verstürmt das Gewölk!
So erweist sich der rächende Zevs; nicht jedem Vergehen,
Wie der sterbliche Mensch zürnt er in schleunigem Grimm;
Dennoch bleibt es nicht ewig verheimlichet; was ein Verbrecher
Je gesündigt, der Gott zieht doch den Frevel ans Licht.
Der büßt schnell, der später, und, wenn auch der Frevler entrinnet,
Und ihn selber nicht mehr Göttervorhängniß ereilt,

Stets doch erscheint es; ja selbst unschuldige Häupter
ergreift es,
Faßt des Schuldigen Söhn' oder sein kommend
Geschlecht."

Es wird nicht unangenehm seyn, eine Stelle aus einer Elegie des Theognis mit der oben angeführten zu vergleichen: Der Dichter drückt den Satz aus: Unrecht Gut gedeiht nicht; nur bey redlich erworbenem ist Segen: Der Ausgang werde es immer bewähren, wie jenes nur Fluch und Unheil über die Familien bringe: Und so fährt er fort:

„Das betrügt der Sterblichen Sinn; es folgt dem
Verbrechen
Stets nicht gleich auf dem Fuß Strafe der Himmlischen nach.
Der büßt selbst die verschuldete That; ein andrer vererbet
Später die rächende Straf' oft zu den Kindern
hinab.
Manchen ergreift nicht der Arm der Rächerin; denn
es ereilet
Vorher sein Auge des Tods nimmer bestechlicher
Pfeil."

Diese Stellen, was drücken sie anders aus als den Satz? Unrecht verdient Strafe und bleibt nicht ungeahndet. Wenn auch schon das furchtbare Amt der Gerechtigkeit zu weit ausgedehnt ist, wenn schon die Subjekte, welche die Strafe trifft, verwechselt werden mit denen, welche die Strafe verdienten, so beweist dieses geschwinde Urtheil doch so viel: Man suchte zwischen Schuld und Leiden einen Zusammenhang in der Selbstthätigkeit des Menschen, in seiner freyen Causalität.

Und wie, wenn diese Meinung, daß die Sünden der Väter auch an den Kindern und Enkeln gebüßt werden, von einem Erfahrungssatze ausgegangen, oder doch durch denselben mit veranlaßt worden wäre? — Durch diesen: Daß wirklich oft ein natürlicher Zusammenhang in jener nicht zu läugnenden je und je eintretenden Erscheinung sichtbar ist.

Man sah: Mit Unrecht erworbene Güter gediehen nicht: Der Sohn trat in die Fußstapfen des Vaters, früh erzogen und eingewöhnt in dessen unsittlichen Maximen, nur hatte er nicht gleiches Glück: Oder die ohne Mühe erworbenen, durch Erbschaft an ihn gekommenen Reichthümer machten ihn übermüthig, verschwenderisch, und ehe er es sich versah, ward er zum Bettler.

Oder in einem andern Falle, ein Verbrechen des Vaters ist erst am Ende seines Lebens, ohne daß er noch zur öffentlichen Strafe dafür konnte gezogen werden, oder gar nach seinem Tode entdeckt worden, und nun drücken den Sohn der öffentliche Schimpf und Haß und hindern sein Fortkommen, und alle seine Versuche, diesen unverschuldeten gehässigen Drang von sich zu entfernen und durch eigenes Wohlverhalten diesen ihm anhaftenden Familienflecken auszutilgen, mißlingen: Er kann nicht emporkommen: Und so schreibt das Urtheil der Menge das, was eigentlich mittelbar Schuld ihrer Vorurtheile ist, dem unmittelbaren Einflusse einer rächenden höheren Macht zu: Der unglückliche Sohn des vormals glücklichen Verbrechers ist ihr ein lebendiges Denkmal verfolgender Götterrache; sie sieht in dem Unglücke des erstern das genugthuende Opfer beleidigter Gerechtigkeit.

Man kann solche Fälle ins Unzählige vervielfältigen;

aber gewiß wird sich immer daraus ergeben, wie man oft einen ganz natürlichen Zusammenhang unter der Begünstigung der Leidenschaft und des Vorurtheils, denen aber doch selber wieder Etwas den sittlichen Geist im Menschen ankündigendes, ein angebornes nur nicht deutlich entwickeltes scharfes Gefühl für Recht und Gerechtigkeit *) zum Grunde lag, man möchte sagen, wie geflissentlich übersah, und in einem übernatürlichen Princip in der Gottheit die Ursache einer solchen Erscheinung um so leichter fand, als man sein eigenes Urtheil hier bestätiget fand, als dieser Sprung, der aller Mühe weiterer Nachforschung überhob, so bequem war und endlich die menschlichen ungereinigten Vorstellungen von der Gottheit, in denen die der absolutesten Gewalt beynahe alle anderen beherrschte, ihn so ganz ohne Anstoß zuzulassen schienen.

So kann sich jene Meinung weiter genährt haben; so nährt sie sich noch. Und die Sprichwörter: Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben; wie gewonnen, so zerronnen. Der Gewinner muß seinen Verschwender haben. Böse Eltern bauen den Kindern Fluch. Es ist nicht so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonne u. s. w. mit ihren schönen Gegensätzen: Ehrlich währt am längsten. Redlichkeit hat eine lange Hand,

---

*) Dieses Gefühl dürfte auch in manchen aberglaubischen Meinungen nicht zu verkennen, ja zu verehren seyn: z. B. in den häufigen Spuckfagen, nach welchen Verbrecher, die im Leben der Hand der Gerechtigkeit entgingen, nach dem Tode als umirrende gequälte Geister auf der Erde büßen, und wobey die Phantasie immer die Art der Strafe der Art des Verbrechens bis auf die örtliche Beziehung hin anzupassen geschäftig war, daß z. E. wer Grenzsteine an den Feldgütern versetzte, diese nach dem Tode zu hüten verdammt ward u. s. w.

reicht über das ganze Land u. s. w. sind zwar nicht alle gemeingültige Wahrheiten, wozu sie vom Volke erhoben werden, aber doch gewiß nicht ohne bedeutende und für das Volk sehr fruchtbare Wahrheit. Darum bedienen sich solcher und ähnlicher Formeln auch mit Recht die ältesten Gnomologen unter den Griechen, und in unsern heiligen Schriften sehr häufig Salomo, Sirach und die Psalmendichter und andere. Sie sind eigentlich aufgegriffen aus dem Erfahrungsschatze des Volkes, und können noch jetzt, mit weiser Anwendung, für die sittliche Erziehung desselben sehr zweckmäßig genutzt werden.

Ich kehre zu meiner Materie zurück.

Bey der hartklingenden Meinung, über deren wahrscheinlichen Ursprung wir bisher redeten, sahen wir, daß man doch immer eine Verbindung, eine Blutsverwandtschaft zwischen dem Verbrecher und dem Gestraften, wenn schon mit einer Verwechslung, annahm; aber wir thaten oben einer andern noch härteren Meinung Erwähnung, der, daß ein Schuldiger auch über ganz Unschuldige mit dem Strafwürdigen in keiner besondern Verbindung, des Bluts z. B. stehende Personen dennoch oft Strafe herbeyzuführen im Stande sey. Die Männer, die mit Jonas im Schiffe waren, glaubten dies: Sie meinten der Sturm, der ihnen allen den Untergang dräue, könne keine andre Ursache haben als die, es müsse irgend ein Verbrecher, der den Zorn des Himmels gereizt habe, unter ihnen seyn. Um nicht mit diesem umzukommen, suchten sie sich klugerweise mit der feindlichen Alle wegen Eines verfolgenden Macht abzufinden, und ihr den Schuldigen, den sie schon durch das weise Loos zu entdecken hofften, auszuliefern, d. h. ihn ihr zum Sühnopfer ohne Umstände in das Meer zu stürzen. Wäre es uns um Aufzählung mehrerer Beyspiele aus der Geschichte der Israeliten und

anderer Völker zu thun, so dürften wir in der That darum nicht verlegen seyn. So viele Erzählungen, besonders die, so uns unsre ältesten heiligen Bücher aufbewahren, verbürgen die einmal vorhanden gewesene, auch jetzt noch nicht ganz erstorbene Meinung; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß auch frühe schon der richtigere moralische Sinn gegen diese Meinung ankämpfte; man bemerkt daher oft mit Vergnügen diesen Gegenstreit in derselben Erzählung. So liegt der alten Sage von der verwüstenden allgemeinen Fluth wohl die nämliche Idee zum Grunde; aber doch entdeckt man darin auch mit Wohlgefallen das Bestreben, die Gerechtigkeit des furchtbaren rächenden Geistes, der diese Verheerung über seine sündigen Geschöpfe herbeyführte, wieder zu retten. Noch auffallender leuchtet dieses hervor aus der Geschichte der Zerstörung der Städte Sodoma und Gomorrha (1. B. Mose C. 18), in deren Erzählung ebenfalls der Geist dieser Meinung sich lebendig abdrückt, auf der andern Seite aber doch auch wieder, aus der eingewobenen Unterhandlung, die Abraham mit Jehovah pflegt, (V. 22 — 23.) der entgegenstehende hellere Wahrheitssinn, wie das Licht gegen den Schatten, wohlthätig hervorgeht: sey es nun, daß diese Episode in der Erzählung und ihre Einkleidung eine spätere Zuthat ist oder nicht *). Sie wäre auch als späterer Zusatz immer alt genug, um meinen Satz erweisen zu können: Und wenn die Hauptsache: Um vieler Schuldigen willen kommen auch oft Unschuldige um, in dieser Sage dargestellt ist, so ist der Gegensatz: Es ist

---

*) Ich glaube mit Recht diesen Einfall, von dem ich mich sogleich nicht entsinne, ob er sonst behauptet worden ist oder nicht, verwerfen zu können, weil dieselbe Manier der Behandlung sowohl in der Episode als in der übrigen Geschichte, mir zu herrschen scheint.

unbillig und der Gottheit unwürdig, daß der Unschuldige um des Schuldigen willen leide, ganz naiv in dem zurechtweisenden Dialog Abrahams mit dem Herrn ausgedrückt:

„Wilt du denn den Gerechten mit dem Gottlosen „umbringen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in „der Stadt seyn, wolltest du die umbringen und dem Ort „nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die drinnen „wären? Das sey ferne von dir, daß du das thust, und „tödtest den Gerechten mit dem Gottlosen, daß der Ge„rechte sey gleich wie der Gottlose, das sey ferne von „dir, der du aller Welt Richter bist, du wirst so nicht „richten."

Man sieht aus diesem hofmeisternden Ton: Der Abraham, der hier eingeführt wird, traut doch seinem Jehovah so etwas zu, sucht ihn in seine Schule zu nehmen und auf bessere Gedanken zu bringen. Auch im darauf folgenden Kapitel macht Abimelech dem drohenden Jehovah, der ihm des Nachts im Traume erscheint, dieselbe Einrede. (V. 4. Kap. 20.) Herr, wilt du denn auch ein gerecht (unschuldiges) Volk erwürgen?

Doch genug der Beyspiele! Was mochte nun der Grund dieser zurückstoßenden das moralische Gefühl so sehr beleidigenden Vorstellungsart seyn? Daß um Eines oder mehrerer Schuldigen willen auch Ein oder mehrere Schuldige von der Rache höherer Mächte oft getroffen werden?

Ich glaube wieder: wohl hauptsächlich der: Man hatte aus der Erfahrung gelernt, daß oft Eine oder mehrere Personen durch ihre Thorheiten und Vergehungen, durch die regellose Befriedigung ihrer selbstsüchtigen Neigungen viel unverdientes Uebel über ganz schuldlose mit ihnen in

Berührung, wenn schon nicht in Familienverbindung stehende Menschen herbeygeführt haben: Dies alles aber nach einem durchaus natürlichen Zusammenhange. Ein ehrgeiziger Volksführer, von der Eroberungssucht angetrieben, wie viel tausend seiner Unterthanen hat er nicht schon seiner Leidenschaft hingeopfert! Nun erträumte man aber bald einen übernatürlichen Zusammenhang, und bemühte die Welt und die Geister, von denen wir nichts wissen, um sie, denen man vorher seine eigenen Leidenschaften geliehen hatte, in das Spiel unserer Begebenheiten hereinzuflechten.

Der Fürst war entweder eine Geißel der Gottheit, ein Rachewerkzeug höherer Macht, um das Volk wegen begangener Vergehungen zu strafen; denn dem Begriff Uebel, Unglück knüpfte man sogleich den einer Strafe an; und da doch nicht alle gleiche Schuld dem Grade nach haben können, ließ man eher, um nur nicht die Schuldigen zu verfehlen, auch die Unschuldigen als Zugabe in der Vorstellung mit darein gehen; oder auch um eines bösen Fürsten willen wurde ein Land mit Strafe heimgesucht.

Pharaos Störrigkeit wird an seinen unschuldigen Aegyptiern mit den ausgesuchtesten Plagen, und endlich mit dem Untergange vieler Tausend, welche die wiederkehrende Fluth überrascht, vom Gotte der Israeliten gestraft: Davids Uebermuth, den er durch die Volksmusterung zum Mißfallen Jehovahs erprobt, wird durch die Pest und sonach den Untergang einer unzähligen Menge seiner unschuldigen Unterthanen gebüßt.

Im Homer finden wir: Wegen eines von Agamemnon beleidigten Priesters (Chryses) werden verheerende

Seuchen von Apoll unter das griechische Heer gesandt (I. Ges. Fl.) Und so bestätiget sich die alte Wahrheit:

Quicquid delirant Reges, plectuntur Achivi.

Unter den Griechen verband folgende Meinung sich vorzüglich mit der obigen, und begründete diese zum Theil.

Man glaubte: An den Verbrecher hänge sich ein göttlicher Fluch, der, wie ein tödtliches Gift jedem, der auch noch so unschuldig sey, durch die Annäherung an den Verbrecher gefährlich werde. Im heroischen Zeitalter wenigstens war diese Meinung noch sehr gangbar, wie wir aus dem Homer und aus den Tragikern sehen.

Diese Meinung hat auch wieder in der Empfindung und in der Vernunft ihren Grund. Die erstere erzeugte den Abscheu, aber unter der Richtung der praktischen Vernunft. Und ich weiß nicht, ob ein Volk wegen seiner Aufklärung sehr zu preisen ist, das sein Gefühl so abgestumpft hat, daß es ohne Abscheu und Widerwillen auch mit den lasterhaftesten und verruchtesten Bösewichtern umgehen kann.

Gegenüber dieser Behauptung steht eine andere; als ob um Eines oder mehrerer Frommen willen auch die weniger Rechtschaffenen, auch die Gottlosen, Segen und Schutz von der Gottheit finden: Diese Idee trifft man häufig in den Schriften des A. T., in den Sprichwörtern z. B. S. II. Kap. V. II., auch sonsten, an. Ja sie hat sich noch unter uns in der Denkart des Volkes erhalten; auch scheint mir ihre Wirksamkeit auf die Bildung unsrer Versöhnungslehre Einfluß gehabt zu haben, und aus derselben nicht undeutlich hervorzugehen. Was ihren Ursprung betrifft, so läßt er sich auf die nämliche Art, wie

der Ursprung der zuerst angeführten Meinung erklären. Offenbar ging man auch hier von Erfahrungssätzen aus, und hier läßt es sich oft aus einem ganz natürlichen Zusammenhange, den aber der eingeschränktere Geist des noch wenig gebildeten Menschen übersieht oder überspringt, befriedigend darthun, wie die Rechtschaffenheit einzelner Menschen von wohlthätigen Einflüssen, wenigstens für den äußeren Zustand mehrerer unsittlicher Menschen, werden kann.

Ich komme auf eine andere mit den obigen verwandte Meinung: Sie ist die, daß auch ganz unwillkührliche Verbrecher eben so wenig als die willkührlichen den Strafen einer höheren Macht entrinnen.

Auch da, wo diese Meinung nicht in ihrer ganzen rohen Härte herrschend war, wurde doch ein solcher absichtsloser Verbrecher für einen Unglücklichen angesehen. Man glaubte, irgend ein Fluch der Götter laste auf ihm, oder man betrachtete ihn als ein unseliges Werkzeug ihrer Beschlüsse, ihrer Rache. Der natürliche Abscheu des Menschen vor jeder Blutschuld regte auch einen gewissen Widerwillen gegen den unschuldigen Mörder auf, und regt ihn um so eher auf, als in manchen Fällen die Schuld oder Unschuld desselben sich nicht ganz vollkommen ausmitteln läßt, und oft noch einigem Verdachte Raum gelassen wird. Das Ungewisse, Zweifelhafte unsres Urtheils bey der Theilnahme an der Begebenheit erhält und nährt unsre Befremdung und unser Mißtrauen gegen den Thäter in desto lebhafterem Grade, desto nähere Veranlassung wir zur Theilnahme an dem Ermordeten haben. Ja, man kann sagen: Ein Grund davon scheint auch darin zu liegen, weil es der Vernunft des Menschen schwer wird, an einen Zufall zu glauben. Zudem sind in solchen Fällen doch oft dem vorsatzlosen Mörder Unbedacht-

samkeit, zu leichtsinnige Raschheit u. d. gl. in der That vorzuwerfen, und befreyen ihn auch bey uns, nach Beschaffenheit der Umstände, nicht ganz von aller gerichtlichen Ahndung. Solche und ähnliche Rücksichten verstärkten den Abscheu vor einer solchen Person, und an die Empfindungen desselben knüpfte sich dann leicht der durch anderweitige Vorurtheile näher bestimmte Glaube an, diese Unglücklichen müßten Gegenstände der Rache der Götter seyn. Daher kam es auch, daß ihnen Reinigungsopfer zur Sühne für den Gemordeten und seine Familie geboten waren. Die Fragmente der zwölf Tafeln, die in den Ciceronischen Schriften aufbewahrt sind, liefern uns ein solches Gesetz. (Tab. 8. §. 13.) *). Das Gesetz sagt deutlich, daß das Opferthier die Stelle des Opferers zu ersetzen bestimmt sey, und wenigstens ein Schein von Genugthuung dem scheinbar oder zweifelhaft beleidigten Rechte der persönlichen Sicherheit, auch durch eine Art von Täuschung, zur Besänftigung des gereizten Rachegefühls — man weiß, wie stark dieses beym unkultivirteren Menschen hauptsächlich wirkt — müsse dargebracht werden. In den mosaischen Gesetzen werden für solche unvorsätzliche Mörder **) besondere Freystätten angewiesen, wo sie unter dem Schutze des Priesters (ich finde keine ausdrückliche Stelle von einer gebotenen noth-

---

*) Cic. op. Fol. XI. p. 443. Si quis hominem liberum, dolo, (sciens occiderit, criminis capitalis reus esto. Sin casu eum, sine dolo, ac sine voluntate sua occiderit, pro capite ejus, quem trucidaverit, ejusque liberis pacandis, arietem in concione suo loco caedendum, substituito.

**) Vielleicht dürfte auch der Ausdruck II. M. 21, 13 „hat er ihm nicht nachgestellt, sondern Gott hat ihn lassen ohngefähr in seine Hände fallen, so — u. s. w.“ nicht unmerkwürdig seyn.

wendigen Reinigung; aber der übrige Geist der Gesetze macht mir diese Bedingung wahrscheinlich) vor dem Bluträcher sicher sind: (S. 2 B. Mos. 21, 13. 4 B. Mos. 35, 11, u. f. 5 B. Mos. 19, 2. Jos. 20, 2.) doch ist es diesem erlaubt, wenn er den Mörder außer der Gränze seines Asyls finden sollte, seine Rache an ihm auszuüben. (S. IV. B. M. 34, 26 — 28.) Ein Gesetz, dessen Gerechtigkeit ich nicht einsehen kann! Bey Herodot wird Adrast (S. α'. 44.), der unvorsätzliche Mörder seines Bruders vom Könige Crösus, zu dem er, von seinem Vater verstossen, seine Zuflucht nimmt, wegen dieses Mordes gereiniget und sodann als ein Freund seines Hauses aufgenommen. Er wußte nicht, der unglückliche König, daß er sich durch diesen Zug der Menschenliebe nur selber für die Zukunft empfindlichen Jammer bereiten würde, daß sein eigener Sohn ebendasselbe Schicksal, das der Bruder Adrasts erfuhr, aus den nämlichen Händen auf die nämliche unwillkührliche Art erfahren sollte. — Die ganze Geschichte, neben dem daß sie den von Herodot so oft kommentirten Satz belegt: „den Rathschlüssen der Götter und dem Willen des Schicksals kann der sterbliche Mensch nicht entrinnen" kann auch als Beleg für das gebraucht werden, was wir oben vom alten Glauben gesagt haben, solche unvorsätzliche Mörder seyen unselige Werkzeuge eines rächenden höheren Verhängnisses, Menschen, mit denen man ohne Gefahr nicht wohl Gemeinschaft haben könne, es seyen, wie wir nicht ohne Einfluß ähnlicher, wenn schon dunkler Vorstellungen zu sagen pflegen, fatale Menschen. Wenigstens, wenn schon Crösus nicht den Adrast anfänglich für einen solchen nimmt, scheint ihn doch Herodot im Zusammenhange der hier zum Grunde liegenden Geschichte als einen solchen auszuheben und

Adraft sich selbst dafür zu halten, wie der Erfolg zeigt *). Auch ruft Crösus, als der Jüngling nach der unglücklichen That an der Leiche des Königssohnes den gebeugten Vater um die letzte und einzig ihm übrige Wohlthat, um den Tod fleht, gegen den Bittenden aus: „Ich habe, o Fremdling, von dir alle Genugthuung, da du dich selbst zum Tode verurtheilest: Aber nicht du bist der Urheber dieses Unglücks: — Nur daß du gegen deinen Willen das Werkzeug dazu seyn mußtest: Irgend der Götter einer ist der Urheber, der mir auch vorlängst schon angedeutet hat, es werde so kommen.“

Wenn man nun mit diesen Meinungen, nach welchen ein unwillkührlicher Verbrecher gar als ein δεηλατος oder als eine Maschine höherer Macht angesehen wird, noch die weiter oben zuerst angeführte zusammenhält, und beyde in Eine Vorstellung zusammengefaßt findet, daß ein solcher dennoch der göttlichen Strafe anheim fallen müsse, wie kommt es, daß eine Lehre, die durch ihre Widersprüche sich selbst zu zerstören scheint, die auf der einen Seite die Freyheit, auf der andern die Idee der Strafgerechtigkeit aufhebt, dennoch Eingang gefunden, und die ewige Gegenwart des sittlichen Gefühls im Menschen, die zu ihrem inneren Leben der Freyheit bedarf, wie wir zum äußeren der Luft, sich nicht nachdrücklicher dagegen behauptet habe?

Es ist wahr, daß beyde Vorstellungen nicht nothwendig mußten zusammen gedacht werden, und sie wurden es auch nicht immer: aber die eine schon ist empörend

---

*) — Ἄδρηστος — ἐπει τε ἡσυχιη των ἀνθρωπων εγενετο περι το σημα, συγγινωσκομενος ἀνθρωπων εἰναι των αυτος ἡιδε βαρυσυμφορωτατος, ἑωτον επικατασφαζει τω τυμβω.

genug: „Ungefliſſentliches Vergehen verdiene dieſelbe Strafe wie gefliſſentliches.“ Vollends verbunden mit der andern ſcheint ſie in die Augen ſpringender Unſinn. Und doch kann nicht geläugnet werden, daß ſie auch ſo, in dieſer Zuſammenſetzung, vorhanden war. Freylich läßt ſich nicht annehmen, daß man ſich die Theile, aus denen ſie zuſammengeſetzt war, deutlich dachte. Wie hätte ſie ſonſt nur der Gemeinſinn ertragen können? Wie hätte er ſie nicht unwillig von ſich abſchütteln ſollen? Mehr Produkt der Empfindung und Phantaſie, als eines beſonnenen Nachdenkens, wie ſie war und an der Hand einer engen Erfahrung aufkeimte, bildete und erhielt ſie ſich neben den Forderungen und Ausſprüchen des ſittlichen Sinnes, oft ſelbſt unſchädlich für dieſe. Man findet ſo oft in der Geſchichte des Menſchen, wie Irrthum und Wahrheit neben einander hingehen, und oft von einander ſich nähren. Sollte es nicht auch hier der Fall ſeyn? Aus der Geſchichte des Oedipus geht ſie vorzüglich hervor dieſe troſtloſe Lehre. Oedipus wird vom Schickſale, durch ausdrückliche Schlüſſe und Nöthigungen der Götter zu Vergehungen fortgeriſſen, die er gegen ſeinen Willen begeht, und von dem Schickſale, von den Göttern für eben dieſe unwillkührliche Vergehungen aufs härteſte beſtraft. Die dramatiſche Kunſt der Alten hat ſich hauptſächlich an dieſem merkwürdigen Gegenſtande verſucht. Selber ein ſo fein fühlender ſittlicher Dichter, wie Sophokles, konnte ihn zu einem Stoffe ſeiner meiſterhaften Kunſtarbeit wählen, konnte auf einem Wege nach unſerm Herzen zielen, der unſre Herzen geradezu von ſich hätte abſtoſſen ſollen. Und er verfehlte durch den Gebrauch dieſes Mittels nicht ſeines dichtriſchen Zweckes, der gefälligen Rührung?

Ich kenne die Gränzen des Schauſpieldichters und des Sittenlehrers wohl. Beyde haben ihre eignen Befugniſſe,

und Zwecke. Aber was nicht erster und unmittelbarer Zweck seyn darf und soll, muß der darum ganz ausgeschlossen seyn? Gewiß hat kein Dichter die Würde der Sittlichkeit weniger verletzt als Sophokles, und er ist gerade oft da, wo er am meisten Dichter ist, der feinste richtigste und eindringendste Moralist, ohne diesen machen zu wollen, wie z. B. im Philoktet, einem Stücke, das neben seinen großen Kunstschönheiten sich hauptsächlich auch durch seine edle sittliche Tendenz uns wohlthätig anschmiegt und sich uns von dieser Seite her um so mehr empfiehlt, als die vortrefflichen moralischen Wahrheiten, die es anschaulich macht, aus den Situationen und dem ganzen Plane des Dramas hervorgehen und nicht sowohl diese um jener willen erfunden und angelegt sind. Wie wenn aber der Hauptgedanke, den ein Dichter darstellt, ein falscher unmoralischer Gedanke wäre, würde man ihm da verzeihen können? Es scheint beym Oedipus der Fall zu seyn. Allerdings, es ist wahr, ist ein solcher Mann der Gegenstand unsres höchsten Mitleidens, aber seine Vorstellung empört uns auch zugleich gegen die ungerecht blinde Macht, die so tyrannisch richtet: und in so ferne hätte Sophokles seinen Stoff nicht am glücklichsten gewählt, und man findet sich zur Verwunderung geneigt über die Bewunderung, die dieses Stück nicht nur im Zeitalter des Dichters, worinn doch durch einen Sokrates u. a. schon so reine sittliche Begriffe in Umlauf gekommen waren, sondern auch bey allen späteren gebildeten Jahrhunderten gewann. — Und es gewann sie mit Recht, da es allen Kunstanforderungen sonst die vollkommenste Genüge thut. Aber wie rechtfertigen wir den Dichter gegen den ersteren Vorwurf? Und wie erklären wir es uns, warum dieses Stück dennoch, statt den moralischen Sinn gegen sich zu empören, bey der harten widersprechenden Lehre, die es anschaulich macht, so sehr

habe anziehen können, und noch anzuziehen im Stande sey?

Ein scharfsinniger Schriftsteller hat uns in einer kleinen Abhandlung über die Idee der Alten vom Schicksal (Horen VII. St. Jahrgang 1795) das Widersprechende dieser Lehre einigermassen zu retten, das Unbegreifliche des Glaubens an dieselbe zu erklären und sonach auch die Antwort auf die oben aufgeworfene Frage zu geben versucht. Er verneint es und mit Recht, daß die Alten sich unter dem Schicksal wirklich immer eine verstandlose Nothwendigkeit gedacht hätten: Durch die Aufstellung des Begriffs von Strafe habe die Vernunft, sagt er, die Begebenheiten der Welt mit den freywilligen Handlungen der Menschen als Folgen verknüpft, und so zugleich die ursprüngliche Anordnung des Weltlaufs einer Causalität anvertraut, welche nach andern als Naturgesetzen bestimmt werde: Die Begebenheiten selbst seyen immer noch der gleichen Nothwendigkeit unterworfen worden, aber der letzte Grund derselben der Macht des Schicksals entzogen und so die Vernunft mit sich selber in Uebereinstimmung gesetzt worden. Um zu zeigen, wie die Geschichte des Oedipus, selbst in der dichterischen Darstellung, für das sittliche Gefühl mehr anziehend als abstossend habe werden können, nimmt er an, daß unter der Hülle der Fabel ein tieferer Sinn verborgen gewesen sey, wodurch sich dem Gemüth eine wichtige moralische Wahrheit in dunkler Ahnung geoffenbart habe. Wie er von Kantischen Ideen ausgeht, so wendet er auch hier die Unterscheidung Kants zwischen dem Menschen als Erscheinung und als höherer Intelligenz an, um darzuthun, wie Naturnothwendigkeit mit der moralischen Freyheit in einem und ebendemselben Wesen und sogar in einer und ebenderselben Handlung vereinigt könne gedacht werden. Aus diesen Ideen sucht er sich

das schwere Problem aufzulösen: Ohne den geheimen Einfluß der Vernunftidee „moralische Zurechnung sey mit dem nothwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten vereinbar, vor der richtenden Vernunft erscheine der Mensch immer als ein Wesen, dessen Existenz nicht in der Zeit bestimmbar sey und es könne ihm als einem solchen vor ihr keine Naturnothwendigkeit zu statten kommen“ ohne den Einfluß dieser dem sittlichen Gefühle so natürlichen Idee, die auch in der Geschichte des Oedipus sinnlich dargestellt sey, würde das Stück nur empörend und nicht rührend gewesen seyn; so aber lasse sichs erklären, wie die Zuschauer des griechischen Trauerspiels das schreckliche Ende des Oedipus als ein unglückliches Schicksal beweinen und doch zugleich als verdiente Strafe billigen konnten.

So scharfsinnig der Weg ist, den der Verf. hier eingeschlagen hat — auch verdient gewiß die ganze gründlich gedachte und schön geschriebene Abhandlung alle Empfehlung — so sehr ich in manchen der hier aufgestellten Ideen mit ihm vollkommen übereinstimme, so muß ich doch bekennen, daß mich vorzüglich die Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall und die Erklärung der Erscheinung, warum das Schauspiel Oedipus einer in ihm dargestellten widersinnig scheinenden Idee ungeachtet, dennoch habe so große Bewunderung erhalten können, nicht ganz befriediget hat.

Ich will nicht davon sagen, daß die ganze hier untergelegte Vorstellungsart doch etwas zu entlegen scheinen dürfte von dem Geiste des Zeitalters und der Masse seiner sittlichen und intellectuellen Ideen, daß sie jenseits des Gesichtskreises eines dem größeren Theile nach zum Tiefsinn eben nicht sehr aufgelegten Publikums schwebt: Der Verf. versteht es auch nicht so, daß die Griechen

sich so etwas deutlich hierbey haben denken können. Nicht einmal von Sophokles wird er es so verstanden wissen wollen: Er sagt ja ausdrücklich, nur in dunkler Ahnung habe sich ihnen ein solcher Sinn geoffenbart und das moralische Gefühl, sey durch Versinnlichung des allgemeinen Satzes: „Freyheit des menschlichen Willens werde nicht aufgehoben durch Naturnothwendigkeit" in diesem konkreten Falle befriediget worden. Nur kann ich mich nimmer überzeugen, wie dieses dunkle Gefühl einer Wahrheit nicht ganz durch das lebhaftere, stärkere vor die Anschauung gebrachte „Oedipus hat seine Strafe nicht verdient, er leidet unschuldig; denn er sündigte unwissend" habe untergedrückt werden müssen, wie also doch das Stück von dieser Seite her sich an den moralischen Sinn habe rechtfertigen können.

Der Verf. scheint die Schwierigkeit seiner Unternehmung, das Problem auf diesem Wege zu lösen, selber zu fühlen. Er muß gestehen, daß das einzelne Beyspiel in seiner individuellen Bestimmung der Idee wenig angemessen sey; aber im allgemeinen, sagt er, behaupte sie doch ihre Realität. (S. 86.) Er begegnet dem Einwurfe: Wie denn die Vereinbarkeit der moralischen Zurechnung mit dem nothwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten in diesem Falle habe dargestellt werden können, da es doch ein wesentliches Erforderniß der moralischen Zurechnung sey, daß eine Handlung mit Bewußtseyn und mit Kenntniß ihres Verhältnisses zum Gesetze unternommen sey, was doch bey Oedipus nicht so ist, der die Personen, an denen er sündigt, nicht kennt, und in so ferne durch die Vernunft von Schuld und Strafe freygesprochen werden muß. (S. 85.) Aber wie begegnet er diesem Einwurfe? Dieser Umstand, sagt er, gehöre blos zur dichterischen Darstellung, welche einzig auf Erregung

des Mitleidens über das traurige Schicksal eines Unglücklichen berechnet sey. Allerdings wirkt er dafür, dieser Umstand. Der Dichter ist nicht Verweser der Gerechtigkeit; auch der unschuldig unterliegende ist ihm ein Gegenstand seines Zwecks der Rührung, und je höher die Macht ist, der er unterliegt, desto erhabner ist das Schauspiel; nur empört es immer den moralischen Sinn, wenn göttliche Macht als ungerecht richtend dargestellt wird. Diese dichterische Darstellung wäre also doch unglücklich gewählt gewesen: Und sollen die Worte soviel bedeuten, sie war willkührlich vom Dichter so gewählt, so streitet dies gegen die Geschichte. Nach ihr, oder nach den Sagen, aus denen Sophokles seinen Stoff nahm — schon beym früheren Aeschylus findet man ja in den Sieben vor Theben die Oedipus'sche Geschichte eben so genommen — war Oedipus unschuldig: Auch scheint mir die ganze Anwendung der subtilen Idee auf dieses Trauerspiel unhaltbar zu seyn, wenn er schuldig war; denn der mit Bewußtseyn zu Werk gehende Vatermörder und Blutschänder hätte doch gewiß die Strafe, die ihn befiel, verdient, und ich sehe dann gar nicht ein, wenn nur der Dichter ihn hätte absichtlos zum Behufe seiner Kunst sündigen lassen, wie dann das ganze Sujet ein Symbol der oben angeführten Idee könnte genannt werden.

Ein anderer scharfsinniger Schriftsteller, der Verfasser der Briefe über Dogmatismus und Vernunft (Philos. Journal. 1795 XI. Heft. S. 231.) drückt sich über diesen Punkt so aus: Die griechische Tragödie, sagt er, ehrte menschliche Freyheit dadurch, daß sie ihren Helden gegen die Uebermacht des Schicksals kämpfen lies: Um nicht über die Schranken der Kunst zu springen, mußte sie ihn unterliegen lassen: Aber um diese durch die Kunst abgedrungene Demüthigung menschlicher Freyheit wieder gut

zu machen, mußte sie ihn auch für das durch das Schicksal begangene Verbrechen büßen lassen: Er mußte bestraft werden, weil er nicht ohne Kampf unterlag, für sein Unterliegen.

Man sieht, daß der Verf. die nämliche Idee, wie dem Menschen als Sittenwesen und als Intelligenz keine Naturnothwendigkeit vorm Forum der Vernunft zu statten kommen könne, aufgefaßt hat und hier ausdrücken wollte. Nur kann ich mich nicht überreden, abgesehen von dem, daß den griechischen Künstlern solche spitzfindige Vorstellungen gewiß kaum auch nur dunkel vorschwebten, wie die Vernunft sich bey einer Schwierigkeit, die nicht anders als durch einen Widerspruch könnte gelöst werden, befriedigen dürfte. Und Widerspruch ist es ja immer, büßen für etwas, was durch das Schicksal, also durch fremde Causalität begangen worden ist, wo nach den Begriffen der Vernunft alle Zurechnung und alles Verdienst der Strafe wegfällt: Wie dadurch die Ehre der menschlichen Freyheit könne gerettet werden, sehe ich nicht ein *).

Ich will noch versuchen, ob es mir nicht vielleicht auf einem einfacheren Wege gelingt, den weisesten und nüchternsten der griechischen dramatischen Schriftsteller vom möglichen Vorwurfe zu retten, als ob er etwa in der Wahl seines Thema sich hier vergriffen, und zwar ein an sich höchst tragisches aber doch so beschaffenes, daß es unser sittliches Gefühl ganz von sich abstossen müßte, was von einer andern Seite her wieder nicht zuläßig

*) Auch haben die letzten Worte der angeführten Stelle für mich schlechterdings keinen Sinn, wenn nicht die Worte „wenn schon" (weil er, wenn schon nicht ohne Kampf unterlag) etwa als ausgelassen angenommen werden.

wäre und mit seinen eigenen in seine übrigen Schauspiele so herrlich beurkundeten moralischreligiösen Sinne im Widerspruche stände, zur Bearbeitung sich vorgenommen — überhaupt zu erklären, wie es seyn konnte, daß die Zuschauer und die Leser dieses Trauerspiels bey aller sittlichen Ausbildung, die sie haben mochten und haben mögen, dennoch mit wohlgefälliger Theilnahme daran verweilen konnten und noch verweilen können.

Dies wird aus der näheren Ansicht des besondern Zweckes, den dieses Stück neben dem allgemeinen hat, den ihm die Kunst vorschrieb, mit Rücksicht auf die Zeitbegriffe, in welche die Fabel gehört, und unter denen der Dichter schrieb, am natürlichsten hervorgehen.

Zuvor aber will ich nach einigen Sätzen, von denen weiter oben die Rede war, zurückkehren.

Ich habe gezeigt, daß die Idee, das Verbrechen der Väter verfolge die Kinder und die Enkel, eine herrschende Idee des Alterthums gewesen sey: Ich habe versucht, den Ursprung dieser Meinung darzuthun, und wenigstens wahrscheinlich zu machen, wie diese Vorstellung, so sehr sie auch, da sie die Idee einer ungerechten Bestrafung an Unschuldigen einschließt, mit den Anforderungen unsres sittlichen Gefühls im Widerspruche steht, dennoch diesen gegenüber, ja selbst durch den Einfluß des sittlichen Gefühls sich habe erhalten können. Damit verbinde ich einen andern ebenfalls allgemeinanerkannten und unbestreitbaren Satz: Göttlicher Macht und göttlichen Beschlie-
ßungen kann die Macht und der Wille der Sterblichen nicht widerstehen.

Dies wende ich auf die Geschichte des Oedipus an: Nicht sowohl Oedipus wird gestraft, als vielmehr der

Sohn des Lajos, der dieser Oedipus war, und also der Vater im Sohn.

Oedipus war (S. die Phönizierinnen des Euripides) gegen ausdrücklichen, vom Orakel ertheilten Götterwillen gezeugt und nachher ausgesetzt worden: Daher in der Folge, nach einem natürlichen Zusammenhange, seine Vergehungen, die er unwissend begieng, die Ermordung seines Vaters, den er nicht kannte, die Heirath mit der Mutter, die er nicht kannte, und die Blutschande, die er unwissend mit ihr vollzog.

Allein die Beschlüsse der Götter sollten durch Menschenwillkühr nicht ungeahndet gebrochen, ihre Warnungen nicht ungestraft verachtet werden. Der Vater des Oedipus hatte sich durch Uebertretung der göttlichen Warnung „wenn er einen Sohn zeugen würde, sollte er von der Hand des Sohns sterben" versündigt, und einen Fluch über sich und sein Haus geladen: Er suchte, was er in einer schwachen Stunde verfehlte, durch menschliche Schlauheit, der kein anderer Ausweg als Ungerechtigkeit blieb, zu vergüten, und hieß den Sohn, der ihm geboren ward, umbringen: Aber der Rath der höhereu Macht sollte siegen und der Ungehorsam gegen die Warnung nachdrücklich gerügt werden; der Vater fand zwar seinen Tod und seine Strafe durch die Hand des Sohns, aber die That des Ungehorsams sollte noch weiter in dem wider Götterwillen gezeugten Sohne, ja an der ganzen Familie, an Oedipus und Jokasten und den beyden aus den blutschändrischen Umarmungen entsprungenen Söhnen, dem Eteokles und Polynikes, die, wie der Verfolg der Geschichte zeugt, alle wie durch einen fürchterlichen Knoten des Schicksals in diesen göttlichen von Einem verschuldeten Fluch mit hinein geschlungen wurden, unabwendbar gestraft werden. Gegen Götterwillen könne

menschlicher Wille nichts ausrichten, am wenigsten ihn täuschen (*ει δε Θεον ανηρ τις ελπεται λαθεμεν ερδων, αμαρτανει* Pind. I. Olymp. Od.) Vergehung gegen göttliche Befehle ziehe unausbleibliche Strafe nach, und verpflanze den Fluch auch auf die Familie. (*αει ξυνεπεται δικη των απολειπομενων τε θειε νομε τιμωρος.*) — Die Darstellung dieser religiösen Ideen scheint mir in dieser Geschichte des Alterthums und in der aus ihr genommenen berühmten Tragödie zum Grunde zu liegen. So konnte der Grieche die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit, unterstützt durch die hier anschaulich gemachten Vorstellungen und selbst auch durch den Einfluß des starken Widerwillens gegen Vatermord und Blutschande mit der Mutter, der in seiner aufgeregten Lebhaftigkeit das Vorsätzliche vom Unvorsätzlichen nicht so genau zu unterscheiden geschickt ist, allerdings billigen; so konnte er diesem Oedipus, wenn er sich es nun auch deutlicher dachte, daß der Unglückliche ohne geflissentliche Schuld für das Vergehen des Vaters büßte, desto eher sein Mitleid schenken, und der Dichter seinen Zweck der Rührung, durch jene andere Vorstellungen noch begünstiget, die das Empörende, was die Geschichte sonst für das sittliche Gefühl haben mußte, wenn nicht ganz heben, doch gewiß sehr mindern, um so zuverlässiger erreichen: denn, wenn schon immer der Widerspruch blieb, warum der unschuldige Sohn für den schuldigen Vater büßen müsse, so wurde er doch so weniger fühlbar gemacht, auch darum schon, weil der nicht so genau unterscheidende Volkssinn mit dem Begriffe Sohn den des Vaters und umgekehrt leicht so enge verbindet, daß ihm beyde in einander überfließen, und weil der Verstand vermöge seines Strebens nach Einheit in seinen Begriffen Familien sich als Individuen zu denken geneigt ist und so die Subjekte in der Familie nur zu oft in seinen Urtheilen verwechselt. Immer liegt also doch auch dem

Mißgriffe der ächte Griff der Wahrheit zum Grunde: die Person des Verbrechers wird gestraft und verdient Strafe *). Ohne alle Schuld nahm man nicht leicht Strafe an, und so beruhigt sich immer wieder das mo-

*) Auch hat der Dichter, so sehr in der Hauptsache dem Oedipus an den Vergehungen, in die sein Verhängniß ihn riß, keine Schuld beygemessen werden kann, doch von anderer Seite her in dem Stücke selbst (Oedipus Tyrannos) dafür gesorgt, daß der Eindruck des Empörenden so herber Strafe dafür etwas gemildert werde. Obschon schuldlos vor dem Gerichtshofe der Gerechtigkeitspflege erscheint Oed. doch nicht ganz schuldfrey, nicht ganz ohne Antheil an seinen bewußtlosen Verschuldungen durch die leidenschaftliche Unruhe und Heftigkeit seines Temperaments, die ihn vom Hause seines Pflegvaters Polybos nach dem Orakel irre treibt, und, durch die dunkeln Aussprüche desselben jetzt nun mehr beängstiget, von da in die Irre stößt, wo er dann Lajos seinem Vater, den er nicht kennt, begegnen muß und nach dem aus bekanntem Anlasse entstandenen Streite eben so heftig diesen mit seinen Gefährten bis auf Einen entrinnenden, der in der Folge ein so merkwürdiges Motiv der Katastrophe wird, niederstößt. — Schon in der Ueberlieferung, die der Dichter vor sich hatte, ist diese Heftigkeit des Oedipus'schen Charakters gegeben, und scheint schon da ein warnendes Symbol zu seyn, daß Ueberschreitung des Maaßes in unsren Handlungen zu keinem guten Ende führe. Aber der Dichter hat es noch mehr hervorgehoben und weise genutzt durchs ganze Stück. Auch in der Antigone noch deutet der Ausspruch des Chors nach der herrlichen Rede der Tochter des Oedipus an Kreon V. 467 — 8 darauf hin:

δηλοι το γεννημ' ὠμον εξ ωμης πατρος
της παιδος εικειν δ' ὀυκ επισταται νομοις.

Kund thut des heft'gen Vaters heft'ge Art sich an
Der Tochter; denn zu weichen weiß sie nicht der Noth.

ralische Gefühl. Sollte auch jenes erwiesen werden können, so könnte man sagen, daß den Volksbegriffen, denen der Dichter sich anschmiegt, die Vorstellung einer auch despotisch richtenden Macht, zumal durch Angewöhnung und da sie furchtbar erhabene Gefühle weckt, nicht so auffallend abstoßend war, als sie dem ausgebildeten moralischen Sinne seyn muß. Man vergleiche die Geschichte aller Religionen; man vergleiche die Vorstellung von der nothwendigen Nacht, wie sie in vielen Stellen der Tragiker und des Pindarus vorliegt. Sie sind hervorgegangen diese Begriffe aus dem Geiste der Zeit, wo die Stärke immer mehr galt als Recht, und der Machtbegriff auch derjenige war, den man an den Göttern vorzüglich aushob, und womit man sie am meisten ehren zu können glaubte, und sie mußten sich durch die erhöhende lebendige Darstellung noch weiter dem Volksgeiste einprägen. Auch der thebaische Sänger erwähnt in seiner zweyten olympischen Ode der Begebenheit mit Oedipus, und sucht das Harte, was darinn liegt, zu mildern: Und wie? dadurch, daß er die Geschichte, die er nur kurz berührt, an die Gemeinsätze anknüpft: Was geschehen soll, geschieht. Es ist nichts beständiges im Menschenleben: Glück wechselt unter Familien mit Unglück ab *).

---

*) Beym Herodot (γ'. 39 — 45.) warnt der ägyptische Amasis seinen Gastfreund Polykrates, den Beherrscher der Insel Samos, mistrauisch in sein beständiges immer fortwährendes Glück, sich das θειον φθονερον durch irgend einen freywilligen Verlust eines seiner geliebtesten Schätze auszusöhnen. Polykrates thuts und wirft einen kostbaren Ring in das Meer. Als er diesen in einem ihm geschenkten Fische von ungewöhnlicher Größe bald darauf wieder findet, und Amasis dieses durch den Polykrates selber erfährt, kündet der Aegyptier dem Griechen die Gastfreundschaft auf, weil

των πεπραγμενων *)
ἐν δικα τε και παρα δικαν
ἀποπτον ἐδ' αν χρονος ο παντων πατηρ
δυναιτο θεμεν εργων τελος.

ἤτοι βροτων γε κεκριται **)
πειρας οὐ τι θανατε
ἐδ' ἀσυχιμον ἀμεραν
Ὁποτε παιδ' ἀλιε
ἀτειρει συν ἀγαθω

---

er die Verbindung mit einem Manne, den das Glück nur darum so auffallend überall zu verfolgen schien, um ihn desto gewisser am Ende zu stürzen, für sich gefährlich glaubt: Und der Erfolg muß seine Vermuthung bestätigen.

*) Nur das geschehene
War es Recht, war gegen die Gebühr es,
Kann auch die Zeit nicht, die zu Geburt alles führt,
Hemmen im Lauf nach dem Ziel. Thiersch S. 20.

**) Doch den Sterblichen enthüllt
Nie vom Tode sich das Ziel,
Noch ob wir in Behagen endigen
Den Tag sehn mit ganz
Undurchbrochenem Besitz,
Den Sohn Helios.
Es zieht andrer Zeit andre
Anfluth mit freundlichem Genuß und Mühe den Männern heran.
So auch der Gott, welcher in diesem Haus
Pflegt das heiter waltende Geschick mit Reichthum des Himmels:
In dem Erfolg andrer Zeit geleitet er
Das Leid wiederum
Einlenkend, seit Lajos einst starb
Von dem Verhängniß des Sohnes, der begegnend
Uralten Ausspruch von Python her erfüllt.
Thiersch S. 31. 32.

τελευτασομεν.
Ροαι δ' ἀλλοτ' ἀλλα,
Ἐυθυμιαν τε μετα και
πονων ες ανδρας εβαν.
ὁυτω δε μοιρ' α τε πατρωιον.
των δ' εχειν τον ἐυφρονα ποτμον
Θεορτω συν ολβω
βροτων κεκριται
Ἐπι τι και πῆμ' ἀγει
Παλιντραπελον ἀλλω χρονω.
Ἐξ ὰ περ ἐκτεινε Λαιον μοιριος υιος
Συναντομενος, εν δε Πυ-
θωνι χρηθεν παλαιφατον τελεσσεν.

Uns ſelber, die wir den Dichter nach den Begriffen ſeiner Zeit beurtheilen, kann wohl bey unſrem entwickelteren ſittlichen Sinne das, was denſelben befremden mußte, wenn wir uns in jene hineinſetzen, wenig irren, und im Genuße der hohen tragiſchen Schönheiten, die uns dieſes Schauſpiel darbietet, gewiß nicht ſtören. Daß aber Sophokles dennoch den Widerſpruch der Kataſtrophe ſeines Stücks, den es für die beſonnere Reflexion von Seiten der ſittlichen Tendenz haben möchte, gewiß mehr fühlte, als ihn ſein Publikum wohl mag gefühlt haben, bin ich von ſeinem zarten moraliſchen Sinne, den er in andern ſeiner Stücke ſo häufig zu Tage legt, vollkommen gewiß: Und er hat es am ſchönſten beurkundet durch ſeinen zweyten Oedipus, den in Kolonos; wo dieſer Mann des Fluches ausgeſühnt wird den Göttern und auch die Gerechtigkeit des Schickſals, die wir zuvor anzuklagen uns geneigt fühlten, hergeſtellt wird durch ſeinen glorreichen Tod. Ein Bote Gottes rafft ihn hinweg: Der Fluch endet an der Gränze der Sichtbarkeit, und wir werden durch dieſen bedeutenden Zug hinge-

wiesen in eine höhere Ordnung der Dinge. Oedipus, der unwissende Verbrecher, vom Schicksale zu Vergehungen hingerißne, von eben diesem dafür gestrafte, Oedipus der Geblendete, der Vertriebne; von den Rachegöttern verfolgte, wird — zu den Göttern aufgenommen.

VII.

Etwas
über das Wunderbare
und
den Hang zu demselben.

Das Wunderbare beweist seine Macht über alle Gemüther. In allen Zeiten, in allen, durch Kultur auch noch so verschiedenen Ständen und in allen Lebensaltern offenbaret es seine Herrschaft. Wenn schon die Grade verschieden sind, in welchen seine Gewalt über die Menschen und die frohe Unterwürfigkeit derselben unter diese Gewalt sich hervorthun, so ist sie doch selbst in keinen Fällen abzuläugnen.

Man kann deßwegen mit Recht behaupten, daß der Hang zum Wunderbaren eine der menschlichen Natur eigenthümliche Stimmung ist, der auch allerdings eine genauere Untersuchung verdient.

So befremdend es scheint, daß bey der Vernunftmäßigkeit unsrer Natur und der in dieser begründeten Liebe zur Wahrheit, so wie bey dem uns allen anwohnenden

Triebe, bey einer in der Erfahrung gegebenen Thatsache eine vernünftige Kausalität, überhaupt einen vernünftigen Zusammenhang der Dinge zu entdecken, dieser entgegengesetzte Trieb der Liebe zum Entgegengesetzten vorhanden seyn soll, so wahr ist die Erscheinung doch, und die allgemeine Erfahrung bestätigt sie.

Wie oft zieht man nicht, durch einen eignen Reiz getrieben, bey der Erklärung einer Wirkung die übernatürliche der natürlichen, die ungewöhnliche der gewöhnlichen vor! Man findet dies zwar hauptsächlich beym ungebildeten Menschen; aber auch der durch wissenschaftliche Uebung oder Erfahrung und Umgang verfeinerte Mensch, der das Wahre vom Falschen mehr absondern gelernt hat, legt das Wohlgefallen am Wunderbaren — einer Ereigniß oder einer Reihe von Ereignissen, die eine gegen den bekannten Gang der Dinge streitende ursachliche Verknüpfung haben — nie oder nur selten ab, und es wird für ihn eine Quelle wahren Vergnügens, wo er dasselbe in einem Kunstwerke zweckmäßig genützt sieht: er kehrt mit Wollust zu den romantischen Dichtungen eines Ariosts oder Wielands zurück, er überläßt sich der süßen Illusion, die diese vortrefflichen Meister so sehr in ihrer Gewalt haben, er tritt mit ihnen in den gefälligen Bund,

„sich willig täuschen zu lassen" *)

tritt mit ihnen in den magischen Kreis ihrer Schöpfungen ein, wohin sie den Leser beschwören.

Man sagt nicht genug, wenn man die Ursachen dieses Geschmacks und des Hanges zum Wunderbaren überhaupt blos im Vergnügen sucht, welches die dadurch erhöhte thätige Kraft unsrer Phantasie uns gewähren müsse. Beym Naturmenschen kann ohnehin dieser Hang darinn

---

*) Wielands Oberon. I. Ges.

allein nicht gegründet seyn. Die Unbekanntheit mit den wahren Ursachen auf der einen, auf der andern Seite das Verlangen auf die Fragen wie? und woher? eine Antwort, was immer für eine, so abentheuerlich diese auch seyn möge, bey der Faulheit in der Thätigkeit nicht lange nachsinnen zu dürfen, zu erhalten, bestimmt ihn, und drängt ihn mit den seltsamsten und widersinnigsten Erklärungen, die er sich selber schafft, oder die ihm von andern aufgeheftet werden, zufrieden zu seyn. Wir müssen also für die Beantwortung dieser Frage unsre zusammengesetzte Natur zur Hülfe nehmen. Aus dieser, aus der Vernunft und der Sinnlichkeit zugleich geht die Grundursache des Hanges zum Wunderbaren, der bey Gebildeten und Ungebildeten angetroffen wird, hervor, aus Vernunft und Sinnlichkeit, in ihrer Verbindung, scheint auch der oben berührte Widerstreit am besten erklärt und zugleich gehoben werden zu können. Ja in den Gesetzen der Vernunft selber entdeckt man Quellen, aus denen diese Liebe zu dem Wunderbaren, die zunächst von der Phantasie und der Einbildungskraft bestimmt wird, entspringen dürfte. Ich sage: diese Liebe wird von der Phantasie und der Einbildungskraft bestimmt, in dem mit Recht zwischen diesen beyden Vermögen unterschieden werden muß, und zwar (dem erstern) als einem Vermögen, unwillkührlich, mehr leidend (Phantasie) und dem zweyten, willkührlich, freythätig Bilder von abwesenden Gegenständen vor das Gemüth zu rufen, die höher hinauf in dem Vermögen der Vorstellung und (als Hang) in dem Triebe nach Vorstellungen aufzusuchen sind.

Hier schließen sich schon ihre Quellen an die gemeinschaftlichen Quellen der Vernunft an; — der theoretischen und praktischen, deren erste die Gesetze des Denkens, die andere den Willen bestimmt. —

Daß der unkultivirte Mensch, bey dem Sinnlichkeit und Phantasie vorm Verstande und der Vernunft noch vorausherrschen, der Mensch, bey dem die Natur noch das Uebergewicht über die Freyheit hat, sich den Reizen des Wunderbaren so gerne und so unbedingt hingibt, wird in der That, bey diesen Bedingungen unsres Wesens keinem leicht wunderbar scheinen: eben so wenig, als man sich sonach über die Neigung des Kindes selbst, die es dafür allgemein zeigt, verwundern wird — des Kindes, das mit dem Naturmenschen ungefähr auf eben derselben Stufe steht, und in dessen Spielen, in dessen Hange, fremde Zustände sich anzueignen, aus sich selber, aus seinen ihm bekannten Verhältnissen herauszutreten, sich dem Beobachter bereits ein allgemeiner Hang des Menschen zu demselben ankündigen dürfte.

Der Trieb der Thätigkeit, die Liebe zu abwechselnden und neuen ungewohnten Vorstellungen, wenn schon diese auch nicht immer einen Zustand rein angenehmer Empfindungen gewähren, wie dieß beym Wunderbaren der Fall ist, das oft mit Schreck, mit Furcht und Grausen verbunden seyn kann — wenn die Seele jetzt das sucht, wofür sie sich entsetzt — drängen junge und erwachsene Kinder zum Wunderbaren hin. Das magische Helldunkel solcher Vorstellungen, das süße Staunen, das solche fremde, wenn auch nicht selten schreckhafte Gestalten verschaffen, zaubert den Menschen mit unbeschreiblicher Gewalt an sie hin und erfüllt sein Gemüth mit schauerlicher Wollust. Zurückgestoßen wird er angezogen, und niedergedrückt fühlt er sich gehoben, aus dem Kreise der Gegenwart herausgerissen, eingeschlossen in einen höheren neuen, empfindet er sich über sich selber gerückt; und, wo die Natur für ihn aufhört, waltet die Freyheit der Einbil-

dungskraft, — gränzenlos könnte man ohne Widerspruch sagen, in der Gränze, unendlich in der Endlichkeit.

Aber daß auch der Mensch von gebildeter Vernunft, den dieselbe an der Hand der Erfahrung groß gezogen hat, noch ein so lebhaftes Wohlgefallen an dem Wunderbaren hat, — diese Erscheinung dürfte befremdender seyn; und doch läßt sie sich aus derselben Ursache ableiten. Nur ist das Wohlgefallen denn bey solchen Menschen dem Grade nach vorzüglich verschieden, und auch die Beschaffenheit des Wunderbaren muß anders seyn, wenn es das Wohlgefallen des Gebildeten wecken und festhalten soll.

Auch der Unterrichtetste und Aufgeklärteste weiß, daß er nicht Vernunftwesen allein ist, und daß er das Ideal reiner Vernunft nie erreichen kann. Je mehr er seine Bestimmung, die ihm seine zusammengesetzte Natur vorlegt, im Augenmerke hat, desto eher wird er darauf bedacht seyn, nie einseitig die Kräfte seines Geistes und Gemüthes anzubauen. Er wird sich deßwegen oft auch gerne den Spielen der Einbildungskraft, in deren Feld das Wunderbare gehört, hingeben, aber so hingeben, daß er seine Vernunftfreyheit immer dabey behaupte. Der Unterschied ist:

Das Kind und der Ungebildete werden bethört, ohne es zu wissen: der Gebildete, Vernunftmündige läßt sich mit Fleiß bethören; er will jetzt bethört seyn. Er tritt auf einige Zeit der Einbildungskraft die Herrschaft ab vor der Vernunft, ohne diese aufzugeben. Nur die Plätze beyder werden verrückt. Diese tritt, so zu reden, in den Hintergrund, und eben daß sie dem Spiel der Phantasie selber mit zusieht, es wohl auch leitet, daß er sich bewußt ist, er lasse sich jetzt täuschen, erhöht sein Vergnügen.

Darum ist seine Wahl auch eckeler und strenger: Diese hält ihm der Geschmack vor, er, der, abhängig von der Urtheilskraft wie von der Phantasie, mit der Vernunft weit enger zusammenhängt, als die Phantasie.

Nicht alles und jedes Wunderbare, dem der Pöbel — im weitesten Sinne des Worts — mit pöbelhaftem Staunen huldigt, nicht jedes Ammenmährchen, nicht jede Abentheuerlichkeit der bildenden, zeichnenden oder redenden Künste lockt ihn an sich; — es geschehe denn, was Mährchen, diese bisarresten, buntesten Kinder der Einbildungskraft, beträfe, aus einem besonderen Interesse, nach den Gesetzen der Ideenvergesellschaftung, um seine Jugendgefühle wieder daran zu wecken, seine glückliche Kindheit wieder darinn zu finden, wovon hier nicht die Rede seyn kann. —

Nur diejenigen Spiele der Phantasie, was allerdings auch von den besseren Mährchen, den thöricht-verständigen eines Hamiltons z. B., gelten kann, werden ihn unterhalten, in denen auch bey der freyesten Willkühr und dem launenhaftesten Muthwillen, den der Künstler mit seinem Stoffe so ausübt, daß er nicht selten sein eignes Werk wieder zu zerstören scheint, immerdar noch Gesetzmäßigkeit herrsche. Das Spiel muß seines Ernstes, wenn er sich schon dessen jetzt hier begiebt, würdig seyn. Auch seine noch so leichten Erhohlungen sollen geistreich, seines Geschmackes und seines Verstandes werth seyn. Er will auch in den regelloseſten Schöpfungen der ausschweifendsten Phantasie die vollendende Hand der Grazie nicht vermissen, und irgend eine weise Bedeutung, wenn nicht sehen, doch ahnen. Eine palagonische Balüstrade voll Ungeheuer *) kann seine Aufmerksamkeit nie-

*) Vergl. darüber die Reisen nach Neapel und Sicilien von de Non, auch Goethes Reise in Italien.

mals an sich ziehen, eben so wenig, als die verworrenen und verwirrenden Teufelsgruppen eines Breugels, die ihn einengen und ihm Sinn, Herz und Geist gleich peinlich zusammenschnüren. So wird er auch vor den monströsen Schauerstücken unsrer romantischen Hexen-, Gespenster-, Sagen- und Rittergeschichtsschreiber, an deren Unzahl und meist ungeheuren Form in dem letzten Jahrzehende besonders des abgewichenen, merkwürdigen Jahrhunderts nur der schlaffe, kleinlichte und nichtige, durch üppige Sinnlichkeit verwahrloste und verbildete Geist einer beträchtlichen Klasse von sogenannten aufgeklärten Menschen unsrer mehr mit der Aufklärung ringenden als aufgeklärten Zeit ein so dumpfsinniges Wohlbehagen finden konnte — in allem Ernste zurückschaudern.

Es wäre hier noch manches von dem weisen und nüchternen, durch ächten Geschmack zu bestimmenden Gebrauche, den unsre Künstler vom Wunderbaren mit Wahl und Mäßigung zu machen haben, anzuführen. Den Künstlern des Alterthums war der Boden eines gefälligen, heitern Wunderbaren, das sich an einem freyen und besonnenen Geschmack immer rechtfertigte, schon von ihrer Religion, von ihrer Staatsverfassung und einer Menge glücklich zusammentreffender Umstände wunderbar bereitet.

Ein reicher Teppich der mannichfaltigsten, frohesten Gestalten lag, so zu sagen, im üppigen Leben der Wirklichkeit vor ihnen ausgewickelt. Ihr jugendlich kräftiger Genius durfte diese Bilder nur aufnehmen, wie sie vom Zeitalter zurück in ihn einfielen, und in schöner Zusammensetzung zu seinem eigenen schaffen. Mit kindlichem Glauben trauten sie, trauten ihre Zeitgenossen dem übersinnlichen Sinnlichen, in welchem das Geistige sinnlich und das Sinnliche geistig war, und sie waren, wenn sie

der Phantasie ihrer Mitwelt das erhöhte Leben, von dem sie umgeben waren, wieder in treuer Auffassung darstellten, ihres Eindruckes auf dieselbe gewiß.

Charakteristisch für die alterthümliche Zeit der Griechen besonders ist es, daß immer das Wunderbare bey ihnen mehr in einem heiteren Lichte auftritt, frey von den Verworrenen, Frazzenhaften, welches dasselbe so wie bey den Mythologieen anderer Völker, so auch bey den durch diese bestimmten Kunstwerke behauptet. Auch bey der Verpflanzung der abentheuerlichsten Sagen aus Aegypten und dem fernern Oriente herüber rechtfertiget sich stets wieder der eingeborne glückliche Sinn dieser Nation, der das Ernstere Mystischtrübe, oft gestaltlosverworrene mit leichter spielender Grazie zu umkleiden bemüht war und sein Sigel den Umbildungen solcher Sagen aufdrückte. Wie anmuthig sind nicht schon die homerischen Wundererzählungen in der Iliade und Odyssee, sie mögen nun Göttliches oder Menschliches, Irdisches oder Ueberirdisches betreffen, wahre speciosa miracula, wie sie ein feiner Kenner des Schönen unter den Römern in seiner trefflichen Rhapsodie über die Dichtkunst bezeichnet. Wie frisch und jugendlichheiter sind nicht die Legenden von Hermes und Dionysos und den kühnen ergötzlichen Wunderthaten, die schon als Knaben diese Götter vollbrachten, erzählt! Es ist nicht anzunehmen, daß die Sänger den Stoff willkührlich so gebildet, sie müssen ihn in der Ueberlieferung so vorgefunden haben, wenn schon die schöne Auffassung und Darstellung desselben durch die Dichter natürlich das Heitere der Wundersagen durch die Einkleidung noch mehr erhöhen mußte. Offenbar haben auch diese so gefällige Schilderungen wunderbarer Ereignisse und Situationen den Mahlern und Bildhauern des Alterthums reichen Stoff an die Hand gegeben, und es ist

bekannt, wie auch in neueren Kunstperioden seit Raphaels Zeiten besonders viele derselben mit Glück sind benützt worden.

Eine eigene in dem Hohen unbeschreiblich zarte und süße Art, oft den Aeschylos hier zu vergleichen, wo der kühnere Gegenstand diesen nicht zu sehr mit sich fortreißt, eine holde anmuthige Weise, das Wunderbare in den Göttersagen zu behandeln, hat vorzüglich Pindaros. Man vergleiche nur die treffliche Beschreibung in der 6ten Olymp. Ode von der Geburt und wunderbaren Erhaltung des Sehers Jamos, Poseidons Enkel und Sohn der Evadne und Apolls. Ich kann mich nicht enthalten, einige der schönsten Züge derselben dem Leser hier nach der sehr glücklichen Thierschischen Verdeutschung (S. 59. V. 65 — 117.) mitzutheilen.

„Doch die Jungfrau, als den krokosschimmernden
Gurt sie gelegt
Hin zu dem silbernen Krug, entband sich im dunkeln Gesträuch
Eines erhabenen Knäbleins. Aber der Lockige hieß
Ihr die Sanftmuth Eleutho's sammt den Schicksalsschwestern beystehn.

Str. 3.

Aus ihrem Schoos, aus süssem Weh entwand sich darauf Jamos
Schnell zu dem Lichte. Sie ließ voll bitterer Qual
Ihn an den Boden und zween braunlichte Drachen
Nährten nach Rathschlag der Gottheit labend das Kind mit der Bienlein.
Schadlosem Saft sorgfältig bemüht. — Doch der König, als

Vom Felsland Pytho heim sein Roßgespann trieb,
forschte von allen im Hause
Ueber den Knaben, den Evadna gebar. Entspros-
sen sey er aus Apollon

Gegenst. 3.

Und werde vorragend blühn ein Seher dem Men-
schengeschlecht
Herrlich geschmückt, und der Stamm ihm nimmer
vergehn.
Also verkündet er: Sie drauf schwuren, nirgends
Sey gehört er, noch gesehn, fünf Tage geboren
bereits. — Doch
Er lag geschirmt durch Binsen und Dickig im tief-
sten Hain,
Vom Schein lichtweißer und hochrother Purpur-
Veilchen des zärtlichen Leibes
Glieder bethaut; und die Sag' andeutend ward für
alle Zukunft durch die Mutter

Ep. 3.

Ihm der unsterbliche Nahm' *). Als drauf der
goldumkränzeten Jugend Gedeihn
Ihn empfing, stieg tief in des Alpheos Strom er
hinunter und ruffte den drey-
zackmächtigen Gott,
Seines Geschlechts Ahnherrn, und der Gottheitvol-
len Dalos treffenden
Hort, begehrend seinem Haupt ein völkerernähren-
des Amt,
Unter der Heitre der Nacht. Antwortend erschallte
des Gottes

---

*) Iamos (Veilchenreich.)

Sichere Stimm' und entrückt' ihn jenem Sitz: Hebe dich, Kind,
Folge nach meinem Ruf und nach der allempfangnen (!- παγκοινον) Heimath.

Str. 4.

Sie kamen bald zum hohen Fels bey Kronions sonniger Höh'.
Allda gewährt' er ihm zwiefachen Besitz
Schauender Kunde, sogleich Kläng' auszudeuten
Ungetrübt durch Lüge, doch, wann kommend zu wagendem Anschlag
Heraklees, Alkäos erhabener Sproß, daselbst
Dem Zevs ein Fest erhüb' unzähligen Volkes sammt den mächtigsten Weisen des Wettkampfs,
Dann, so gebot er, des Gottes ruhmreichsten Heerd zum Ort der Weissagung zu weihen. u. s. w.

Wie der Dichter in zarten lieblichen Farbentönen hier eine alte Wundersage behandelt, so weiß er anderwärts nicht minder anmuthig, nur kräftiger noch und mit einer Art heroischer Freudigkeit in raschhineilendem Gange solche zu bearbeiten, wo der Gegenstand rauher, wilder und sogar verworrner scheint, wie in dem herrlichen 4ten Pythischen Gesange, Arkesilaos gewidmet, wo die epischlyrische Schilderung des Argonautenzuges und was von Eurypylos, Jason und Medea, Chiron u. a. erwähnt wird, als ein Meisterstück lichtschimmernder einfachschöner Komposition, alles Grelle, Widrige vermeidend, mit Bewunderung jeden erfüllen muß. Wie viel andre Beyspiele ließen sich nicht noch aus diesem trefflichen Dichter nachweisen, den man, wie ich schon an einem andern Orte

bemerkt, ganz verkennt, wenn man ihn auch auf das Ansehen Horazens hin als einen stürmischen regellosen Lyriker, dessen einzige Göttinn Kraft und ausschweifende Phantasie wären, will beurtheilen. Wie lieblich in der Wildheit ist nicht das Gemählde der wunderbaren Bergnymphe und Jägerinn der Kyrene (IX. Pyth. Ges.) gehalten! Eben so gehört auch unter die anziehendsten und gemüthvollsten Schilderungen des thebanischen Dichters die der X. nemeischen Ode so kunstreich eingeschaltete Erzählung von Kastors durch Zevs im selben Augenblicke gerächeten Ermordung und der großmüthigen Aufopferung des edlen Pollux für den dahingeschiedenen Bruder!

* * *

In dem romantischen Mittelalter haben die Sagen des Wunderbaren unter mancherley Einflüssen, der Völkerwanderungen schon und des Konflikts so mancherley Völker der entferntesten Gegenden, der verschiedensten größtentheils rauhen Sitten, des Lehensystems, des Rittertums, der Kreuzzüge und einer von frühern Zeiten herauf zu einem trüben weltflüchtigen Ernste sich heranbildenden Religion, als im Kontraste mit dem wilden Treiben nach außen, einen abentheuerlicheren ins Ungeheure oft ausschweifenden Charakter angenommen, der alles Maaßes oft spottend die Gränzen des Schönen weit überschweifet. Die Dichter und Künstler jener Zeiten huldigten dem Gebote derselben, und wenn nicht zu läugnen ist, daß in ihren Produktionen große glücklich aufgefaßte und in der rauhen Form kräftig wieder gegebene Züge der Natur und ein Reichthum, ja ein Uebermuth üppig-kecker Phantasie zu finden sind, so wird doch oft auch wieder durch das Unmäßige, Grelle, durch die holprichte Form und den fahrläßigen Naturalismus einer erst

beginnenden Kunst der Sinn des Schönen häufig beleidiget. Zumal auch in den vielen Legenden unter manchem Tiefen, bedeutend Sinnvollen, wie viel frazzenhafter eckler mönchischer Wust!

Daß eine gebildetere Kunst von den reichen Schätzen des romantischwunderbaren — der Begriff des Wunderbaren ist selbst schon ein wichtiges Ingrediens vom Romantischen — auch jetzo noch den fruchtbarsten Gebrauch zu machen vermag, zumal wenn sie, wie Ariost und Wieland u. a. das Element des Heiteren, wie es der Poesie als einer gaya ciéncia gebührt, vorwalten läßt, daß auch das Heilige des Wunderbaren aus den Legenden in einem Zeitalter, das jenem Glauben entfremdet ist, noch mit Glück von Dichtern und Künstlern benutzt werden kann, wenn das allgemeine Menschliche, das, aus schönem Gemüthe hervorgegangen, reine Gemüther auch überall ansprechende mit zartem und ernstem Sinne, wie von Schiller im Mädchen von Orleans und in einigen seiner Balladen, von Herder in seinen Legenden *) (S. dritter Thl. der Herd. W.) in schöner Einkleidung und edler Form hauptsächlich herausgehoben wird — wer zweifelt daran? Ob es aber räthlich sey, für den Sänger sowohl als den Mahler alte Wundersagen, bey deren Wahl ohnehin ein besonnener Geist den ächten Künstler leiten wird, gerade auch wieder in der Form und Manier der Zeit, der sie angehören, überall und durchaus vorzutragen, ist eine andere Frage. Die Meinung, die man gewöhnlich hegt, dadurch größere Täuschung und Wirkung hervorzubringen, die von der Bequemlichkeit so gerne unter-

*) Wo auch die geistreiche Einleitung über die Natur und die rechte Ansicht der Legenden des Mittelalters alle Empfehlung verdient.

stützt wird, ist doch größtentheils Vorurtheil. Ein gewisser Strich und Ton des Alterthümlichen wird sich erhalten lassen, ohne daß man mit einem Rückschritte in der Kunst die ganze alte unbeholfene Form, wobey man nicht einmal konsequent und selten durchgreifend verfährt, beybehalte.

So wenig es für den Historiker zu empfehlen ist, Geschichten alter Zeiten im Style alter Zeiten vorzutragen, so wenig die Griechen und Römer, was sie von alterthümlichen Sagen erzählten oder dichteten, in der rauhen Sprache jener Perioden, worein diese gehörten, vorzutragen sich gestatteten — einen gewissen ins allgemeine gehenden alterthümlichen Firniß verschmähten oft, es ist wahr, Historiker und auch Dichter, wie Sallustius, Tacitus, Lukrez u. a. nicht, aber mit welcher Nüchternheit und Sparsamkeit machten sie Gebrauch davon — eben so wenig, glaube ich, ist die zu ungebundene Freyheit mancher sonst trefflichen Künstler in dieser Rücksicht zu loben! *) —

Sonst noch vom Gebrauche des Wunderbaren im weiteren Sinne, wie in manchen selbsterfundenen Dichtungen unsrer Literatur, in Romanen u. d. gl. es heutzutage oft gehandhabt wird, vieles hier zu reden, möchte noch weniger erfreulich seyn; denn leider! ist das Wunderhafte in vielen neuen Erzeugnissen oft nur ein Wunderliches, ein müssiges Spiel mit hergebrachten Formeln des Wunderbaren, beynahe möchte man sagen, eine Phantasie-chrie, wo man, ohne ächte Wirkung und

*) Ich will hier z. B. nur Tieck nennen, und auf seine sonst sehr gute Romanzen, die wir in seinen 1821 herausgekommenen Gedichten wieder finden, aufmerksam machen z. B. vom treuen Ekkard und andere, nordischen Stoffes.

Eindruck nur irre geführt, oder auch im eigentlichsten Sinne getäuscht wird um die Täuschung. Nicht selten geschieht es auch, daß der Beschwörer, der uns in seinen magischen Kreis bannen will, vor der Zeit ungeschickter Weise die Illusion zerstört, oder gar, wie Zettel im Shakespear'schen Zwischenspiel, der den Löwen agiren soll, uns gleichsam zuruft: „Erschrecket nicht, ich bin kein rechter Löwe nicht.“

VIII.

Historische Miscellen.

Erste Abtheilung.

I.

Konradins Einzug in Rom.

Beytrag zur Kulturgeschichte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Als Konradin, sein väterliches Erbe Neapel und Sicilien wieder zu erobern, von den Gibellinen aufgefordert, unter freudigen Hoffnungen nach Italien zog, und überall von seinen Anhängern, die eine neue und bessere Ordnung der Dinge von dem muthigen Jünglinge erwarteten, mit Jubel und Huldigung empfangen ward, da war es die alte Herrscherstadt Rom, wo der glorreichste Einzug, eine Nachbildung alter Triumphe beynah, dem gefeyerten neuen Herrscher festlich zubereitet wurde.

Wohl die meisten neuern Geschichtschreiber haben das Umständliche dieser Feyer, wie es von Saba Malaspina, einem gleichzeitigen Schriftsteller, erzählt wird, als für

die Hauptsache nicht wesentlich übergangen. Mir war jene Schilderung interessant, nicht nur als ein anziehendes Karakter-Gemählde der Sitten der Zeit selbst, in welche es gehört, wo im Süden wenigstens der Glanz des alten Ritterthums noch nicht erloschen war, sondern auch wegen seines bedeutenden Kontrastes, worin es mit den sobald darauf folgenden Unglücksscenen und der so schnell dadurch veränderten Stimmung der Gemüther steht, die leider! überall nur dem wandelbaren Glücke am willigsten folgen.

Vielleicht gelingt es uns, daß die Leser das Interesse, womit Malaspina's Darstellung uns erfüllt hat, mit uns theilen. Es wird nicht unnöthig seyn, einiges zur Erklärung nur der Möglichkeit einer so auffallenden Erscheinung, wie dieser Triumphzug war, zu einer Zeit, wo Pabst Clemens so eifrig bemüht seyn mußte für die Vertheidigung seines Schützlinges Karl, und dieser selbst alle Wachsamkeit für die Erhaltung seiner usurpirten Krone aufzubieten hatte, aus der Geschichte vorauszusenden. Heinrich, ein Verwandter Karls, ein kastilianischer Prinz, Alfonso's X. Bruder, von Jugend auf in manchen ehrgeizigen Planen und Abentheuern umgetrieben, war es, der aus Rache gegen seinen königlichen Vetter in Rom eine Empörung zu bewerkstelligen, die Guelfen zu vertreiben, und die vertriebenen Gibellinen wieder einzusetzen wußte. Was seinen Haß gegen Karl entzündete, der ihn mit Ehre und Wohlthaten reichlich beschenkt hatte, als er von Tunis aus, wo er im Dienste des dortigen Königes mehrere Jahre verlebte, von neuen Hoffnungen des Ehrgeizes angetrieben, aus seiner Verbannung sich zu ihm wendete, waren Karls später genommene mißtrauische Maßregeln gegen ihn, als jener, seinen wachsenden Einfluß beym römischen Volke fürchtend, das Königreich Sardinien,

womit nach Karls Empfehlung Heinrich anfänglich vom Pabste sollte belehnt werden, nun für sich forderte, auch eine Summe Geldes, die Ersparniß seines Dienstlohnes bey den Saracenen, die er vom Vetter geborgt hatte, ihm zurückzuzahlen sich weigerte. Als Rathsherr der Römer, die durch einen königlichen Prinzen ihrem damals neugebildeten Rathe den schönsten Glanz zu verleihen sich schmeichelten, als Befehlshaber von dreyhundert saracenischen Reitern, die in seinem Solde dienten, und als Mann von keckem, unternehmendem Geiste und kluger Gewandtheit war es ihm gelungen, großes Ansehen bey den Römern sowohl, als auch bey dem päbstlichen Hofe sich zu verschaffen. So bemächtigte er sich durch kühne List der Häupter des Adels und der Guelfen, ja reckte seine Hände selbst nach der Geistlichkeit und ihren Schätzen aus, Kirchen, Grabmale und Altäre, (wie ihm Malaspina wenigstens vorwirft *), unter dem Vorwande, seine Gegner möchten dort nach der Sitte der Zeit von ihren eigenen Schätzen Manches verborgen haben, in ungebundener Willkühr nimmermehr schonend. Dieser nun wars, der, seine Rache an Karl zu sättigen, vielleicht auch noch vermeßnere Plane des Ehrgeizes nur unter einem falschen geheuchelten Eifer für Konradins Sache, für sein eigenes Interesse nährend **), sich als Anhänger des jungen Fürsten öffentlich erklärt hatte, und durch sein Bündniß mit ihm und seinen Anhängern, worein er Rom verwickelte, Karln sowohl, als dem päbstlichen Hofe furchtbar zu machen wußte. Der Pabst und die Kardinäle hatten sich nach Viterbo geflüchtet. Umsonst, daß Karl dem anrückenden Heere Konradins bis an die Gränze von Lucca

---

*) Sicul. Hist. III. 20.

**) Deutlich spricht diesen Verdacht der Guelfe Malaspina L. IV, 6. aus.

und Pisa entgegenzog, um ihm den Eingang in Toskana zu sperren. Ein beträchtlicher Theil Italiens war in Bewegung gegen ihn. In Sicilien war der Aufruhr, angefacht durch Konrad Kapece und Friedrich, Heinrichs Bruder, in hellen Flammen ausgebrochen. Die Pisaner verstärkten ihn, und wäre nicht bald Eifersucht zwischen Lanzea, dem Anführer der Pisanen und Konrad, und Konrad und Friedrich selbst entstanden, ganz Sicilien wäre leicht schon damals für Karln verloren gegangen. Dennoch sah sich sein Statthalter, den er dort aufgestellt hatte, bald verrätherisch gesprengt, verlassen, und nur wenige Städte und feste Plätze hielten noch zu ihm und ihrem vorigen Könige. So fand sich Karl durch diesen schnellen Wechsel des Glücks und des Pabstes nachdrückliches Aufforderungs-Schreiben genöthiget, seinen Staaten näher zu rücken, und das immer wachsende Heer Konradins zog ungehindert seinen freudigen Gang, von der Hoffnung nahen Sieges berauscht, an den Wällen Viterbos vor den Augen des Pabstes und der Kardinäle vorüber, bis an die Thore Roms. Hier war es nun, wo eben Heinrich um die Macht seiner Einwirkungen in allem Glanze vor dem Heere der Deutschen und den sie begleitenden Wälschen zu entfalten, und diese zugleich mit der unbezweifeltsten Hoffnung eines glücklichen Erfolges zu beflügeln, das glänzendste Schauspiel für Konradin durch seine Veranstaltungen bereitet hatte. Der feyerliche Pomp, womit er ihn empfing, war folgender: Ein allgemeiner Festtag war mehrere Tage vorher auf Konradins Ankunft kund gemacht. Heinrich selbst am Tage, da der Erwartete erschien, zog ihm entgegen mit einem Heere festlich gerüsteter Krieger, in so großer Menge, daß es eher schien, er rücke feindlich aus gegen die Ankommenden, als daß er sie freudig und freundlich em-

pfangen wolle. Aber der Jubel, der von allen Lippen erscholl, die freudigen Stimmen des Preises und Dankes gegen den muthigen Jüngling, den Retter aus großem Drange, die mit Blumen und Kränzen geschmückten Helme der Krieger, die kostbaren Gewande von reichen Stoffen und glänzenden Farben, die über ihre Panzer die Kriegsmänner hatten angethan, und auf den Wiesen St. Peters unterm Montemall, wo das Volk in geordneten Reihen versammelt stand, die Reigentänze, die Volk und Kriegsleute nun anstellten, als singend und springend sie Konradin in die Thore der Stadt hineingeleiteten, offenbarete aufs unzweydeutigste das Schauspiel des freyesten Opfers der Huldigung. Zwischen den Mauern der Stadt selbst angekommen, wurde der junge Held empfangen von Schaaren auserlesener, schön gekleideter Frauenzimmer, die mit Cymbeln, Pauken, Hörnern, Geigen und anderm lustigem Saitenspiel frohlockend ihn begrüßten. Ja, was seltner schien, in den Straßen, durch die er zog, waren oben an den gegenüberstehenden Häusern, den Bogen oder Brücken gleich, Seile ausgespannt. An diesen hatten die Damen, ihn zu ehren und im eigenen Glanze sich ihm zu zeigen, das Kostbarste ihres Schmucks aufgehängt. Stirnbinden, Gürtel, Halskrausen, Handschuhe, Bänder von mancherley Farben und Stoff, Kniebänder, Armspangen, Halsgehänge vom schönsten Edelgestein, seidene Beutel, Messer mit atlassenen Futteralen *), Stickwerk,

---

*) So verstehe ich cultros tectos de biancavo samito, da samitum sonst für eine Art von Seide genommen wird, (sericum villosum, cf. Spelmann Gloss. archaeol. p. 100). Bey den übrigen Worten — flecta strophaca, dextrocheria (Handschuhe), frisia (Krausen aus Boy eigentlich), Grammata (Stickwerk), tovaliae (das italienische tovaglia) u. s.

Tapeten, seidene, purpurne und andere Tücher und Vorhänge, mit Seide und Gold durchwirkte Leinwand und goldgewobene Mäntel flatterten im schimmerndsten Farbenspiele, gleich Segeltüchern, und Zeichen frohen Willkomms und glücklicher Vorbedeutung, herunter auf die vorüberziehenden Schaaren. Ja, die Straßen selbst waren nicht nur nach gewöhnlicher Sitte mit Lorbern oder sonstigen Baumzweigen geschmückt, sondern selbst diese mit Gewanden und reichen Pelzwerken überdeckt. So glänzend auch wenige Jahre vorher Karl von den Römern war empfangen worden, solche Ehrenbezeugungen waren ihm nicht widerfahren. Weit überstrahlte Konradins Bewillkommnung an Pracht und Herrlichkeit, ja, selbst der Guelfe versicherts, an Herzlichkeit jene. Aber wer würde nicht versucht, das wandelbare Glück und die wandelbaren Menschen selbst anzuklagen! Wie ganz anders war wenige Zeit hernach der Eintritt Konradins in Rom, nach der unglücklichen Wendung der anfänglich für ihn so sieghaften Schlacht bey Tagliacozzo, als er verkleidet, heimlich bey Nacht, wie ein Dieb, einzuschleichen sich gedrungen fand, in eben diejenige Stadt, die mit so lautem Jubel ihn jüngst empfangen hatte. Wie ganz anders jetzt die Stimmung! Wie Vieler Herzen fand er jetzt schon von sich abgewandt, die vorher freudig ihm hatten entgegen geschlagen, da die Guelfen jetzt wieder von allen Seiten zurückkamen, und Angst und Verwirrung an die Stelle der vorigen Hoffnungen bey den Gibellinen getreten waren. Alles, was seine Freunde für ihn thun zu können glaubten, war, ihm so-

---

w. glaube ich den Sinn nicht verfehlt zu haben. Nur ein Wort blieb mir unverständlich: arbitra. Wenn die Leseart arrazeria nicht zu gewagt wäre, so wäre ich geneigt, diese dafür anzunehmen.

bald als möglich zur Flucht aus Rom nach Pisa zu rathen und behülflich zu seyn, zu jener unglücklichen Flucht, die ihn und seine Gefährten bey Astura in die Schlinge des treulosen, habsüchtigen Frangipani, und so in seines Todfeindes Karls Hände und auf das Blutgerüste selbst brachte. — Traurige Katastrophe, die Konradins Anhänger der wüthendsten Rache Karls und Kalabrien und Sicilien einem Elend und einer Bedrückung überliefer-ten, die zwar eine spätere Nemesis herbeyführten, aber eine Nemesis, die in ihren blutigen Scenen den verstümmelten und verbrannten Römern *), den scheußlich Hingewürgten an der Seeküste Augustas durch die Henkersknechte Wilhelms des Banners **), dem schmählich grausam getödteten Konrad Kapece bey Konturbia ***) und wie vielen andern nichts erstatten konnte, als schreckliche Leichenopfer für ihre Manen.

2.

Konrad Kapece's Untergang. ****)

Nach dem entsetzlichen Mordbade zu Augusta war Konturbia noch übrig, das allein dem schrecklichen Bluträcher Karls, Wilhelm dem Banner, sich noch nicht ergeben hatte. In diese Feste, unzugänglich durch Natur und Kunst, hatte sich Konrad Kapece mit seinen ihm treu gebliebenen deutschen und toskanischen Kriegern ge-

---

*) Malasp. IV. 13.

**) ebend. IV. 15.

***) Malasp. IV. 19.

****) Vergl. Malasp. IV. c. 9. — Was hier erzählt wird, ist nach diesem, wenn schon nicht wörtlich, erzählt.

worfen, und vertheidigte sich dort auf Leib und Leben. Nichts desto weniger setzte Wilhelm die Belagerung der Burg fort, und hielt sie so hartnäckig umzingelt, daß er die Eingeschlossenen bald durch Hungersnoth zur Verzweiflung und Uebergabe zu bringen hoffte.

Da geschah es, als die Gefahr immer dringender wurde, daß zwölf der Aeltesten in der Burg, für ihre eigene Rettung mehr als ihres Führers besorgt, einen verrätherischen Anschlag gegen Kapece faßten. Würden sie diesen ausliefern, hofften sie, müßte der blutdürstige Wilhelm ihres Lebens wenigstens schonen. Die Unterhandlung mit den Bedingungen wird geheim angeknüpft, diese angenommen und zugesagt, und Zeit und Ort der Auslieferung bestimmt. Ehe der Tag noch erschienen war, hatte Konrad bereits aus verschiedenen Umständen, aus den Mienen selbst seiner Verräther, nicht unzweydeutige Spuren des tückischen Anschlags wahrzunehmen geglaubt. Ernst und finster, sein nahes Unglück ahnend, ohne schickliche Mittel, ihm begegnen zu können, zog er von ihnen in die Einsamkeit zurück; aber je mehr er sich zurückzog, je ängstlicher sah er alle seine Tritte und Schritte aus der Ferne von ihnen belagert. Die Hallen der Kirche, als suchte er im Heiligthume Gottes eine Freystätte in der ihn bedrängenden Noth, waren jetzt sein gewöhnlichster Aufenthalt. Mit einmal, als er eben dort düstersinnend und über dem Wechsel der Weltschicksale, die er erlebt, wie über seinem eigenen in starrer Ruhe brütete, traten die zwölf verschworenen Häupter, bewaffnet, gegen ihn an. Ihr Nahen, ihr Gang, der Ausdruck ihrer Gesichte, die vergebens den Frevel zu verbergen sich anstrengen, verkünden ihm das über ihn Beschlossene und die gereifte Vollziehung ihres schwarzen Verraths. Mit Festigkeit doch tritt er ihnen entgegen,

sie fragend, warum sie gekommen? ob sie glaubten, daß ihr finsterer Anschlag gegen ihn ihm wäre verborgen geblieben? Als sie jetzt verlegen weder läugnen noch gestehen, dann ihren Treubruch gegen ihn mit Worten noch zu beschönigen arbeiten, fällt er ihnen in die Rede: „Es bedürfe hier keiner Worte, er wisse Alles," doch, fährt er fort, liebe Herren und Streitgenossen, wüßte ich, daß mein Leben das eure retten könnte, mit Freuden würde ich es hinopfern, wie ich's oft für euch wagte in andern Kämpfen. Aber erwäget das Eine, bevor ihr es waget, Hand an mich zu legen. Glaubet ihr, könnt ihr glauben, daß man euch Wort und Treue halten wird? Wann hat Karl, wann sein Rächer, den er über Sicilien gesandt, es gehalten? Hat Wilhelm nicht denen, die in Augusta erst kürzlich ihre Vaterstadt verriethen, in der Ungerechtigkeit hier vielleicht allein gerecht, das gleiche barbarische Schicksal zuerkannt wie den Verrathenen? Ist es aber durchaus an dem, daß ihr gewiß seyd, euer Leben retten zu können mit dem meinigen, nun so ist an diesem nichts gelegen. „Verfüget über mich, wie euch gut dünkt." Als er schwieg, suchten sie sich zu reinigen mit folgender Rede: Herzlich leid thue ihnen das Unvermeidliche, das sie gegen ihn zu beschließen sich gedrungen fänden. Allein beschlossen hätten sie es in der sie umgebenden unausweichlichen Noth, nicht sowohl um ihrer, als seiner eigenen Rettung willen. Der Banner hätte ihnen mit zuvorkommender Huld alles, was sie nur wünschten, versprochen, wenn sie sich nur seinen Wünschen fügen wollten. Sie würden vereint ihre Bitten um sein Leben ihm vorlegen, und zweifelten nicht, sie müßten Erhörung finden. Darum sollte Konrad nicht verzweifeln an seiner Begnadung, und willig und demüthig ihnen zu Wilhelm hinab folgen."

Als er sah, daß sie fest seinen Verrath beschlossen hatten, als er wahrnahm, daß auch alle andere unter ihm dienende Kriegsleute auf der Burg mit in den Verrath verflochten waren, und keiner zur Rettung seines Herrn auch nur eine leise Bewegung machte, antwortete er nichts weiter, sondern bestieg stumm und finster den Gaul, der ihm gebracht wurde. So in der Mitte der Zwölf, ohne gebunden zu seyn, wurde er hinunter geführt zu dem längst harrenden Wütherich. Dieser, entzückt über den neuen Fang, ohne viel Worte, sobald er seiner Beute gewiß war, befahl sogleich, ohne Recht und Urtheil, ihm die Augen auszureissen, und als dies geschehen war, ließ er ihn an einen Galgen hängen auf der Anhöhe bey Katanea am Ufer des Meers. Weil er als Zeichen ritterlicher Würde Ritterschild und Schärpe trug, ließ Wilhelm den Schild, der nach alter Sitte ausgelegt war mit den buntesten hellschimmernden Farbenstücken, aufhängen neben ihm. So endete Konrad Kapece, ein unternehmender tapferer Krieger, hochangesehen noch vor Kurzem in Sicilien, und von Karl gefürchtet. Gleiches Schicksal hatten auch bey Neapel seine beyden Brüder Martin und Jakob Kapece.

3.

Zur Sitten-Karakteristik des dreyzehnten Jahrhunderts in Italien unter Manfred, und zu Manfreds Karakter selbst.

Als Manfred, der im Jahr 1258 *) sich in Palermo zum Könige von Neapel und Sicilien hatte krönen lassen,

---

*) Nach zwey Urkunden, die man noch hat. (S. Murat. Vorrede zu Matteo Spinello, dem ersten Geschichtschreiber,

den Gedanken faßte, eine Stadt nach seinem Nahmen Manfredonia zu bauen, ließ er aus Sicilien und der Lombardey zwey Astrologen holen, von denen er glaubte, daß sie ihm die rechte Konjunktion der Sterne, wenn der Grundstein zur Stadt dürfte zur besten Stunde gelegt werden, am richtigsten könnten angeben *).

Den Sitten der weichlichen Italiener wußte sich Manfred, erzogen in Italien und von Natur selbst schön gebildet, und für jede zärtliche Regung sehr empfänglich, sehr anzuschmiegen. Auch machte er seine Regierung durch Galanterien gegen die Damen bey diesen und ihren Anbetern sehr beliebt. So, als er einst in Barletta Weihnachten feyerte, geschah dies mit solchem Pomp und solcher Pracht, daß mehrere Monate hindurch **), so lang er in der Stadt verweilte, Lustbarkeiten auf Lustbarkeiten, Bälle auf Bälle folgten. Die schönsten Frauenzimmer jedes Standes wurden dazu geladen, und der König beschenkte alle ohne Unterschied gleich, so daß keine wußte, welche ihm am besten gefallen, und aller Anlaß zur Eifersucht abgeschnitten war. — In den warmen Frühlingsnächten ging der König oft mit zwey siciliani-

---

der in italienischer Sprache (apulischer Mundart) schrieb), datirte Manfred selbst immer von dieser Zeit an seine Regierung.

*) S. Matteo Spinello di Giovenazzo, p. 1088. (Murat. script. ital. T. VII.)

— — et questo fece solamente per mettere a buono punto la prima petra.

**) Fece stantia molti mesi et nelle feste di natale se ne fece gran triumfo, perchè ogni giorno se ne fecero balli, dove erano Donne bellissime d' ogni sorte, et lo re presentava equalmente a tutte, et non se sapea, quale più li piacea. Matth. Spin. 1093.

schen Musikern, großen Romanzadoren, durch die Straßen und sang Liebeslieder *), wodurch er sich die Damen in Barletta sowohl, als im übrigen Neapel und Sicilien, sehr verband. Merkwürdig war ein Richterspruch, den er bald nach jenem feyerlichen Hoflager zu fällen sich veranlaßt fand. Es geschah im Monat März selbigen Jahres, daß eines der schönsten Mädchen von Barletta des Nachts in ihrem Bette von ihren Brüdern überrascht wurde, und zwar in den Armen Meß. Amelio de Molisio, Kämmerers bey König Manfred. Die an ihrer Ehre gekränkten entrüsteten Brüder halten den Liebhaber an, rufen den Justitiarius, er muß sich gefangen geben. Des Morgens darauf bringen Vater und Brüder ihre Klage beym König an. Dieser befiehlt, Amelio soll das Mädchen sogleich ehlichen. Nun war das Mädchen arm und von niedrigem Stande. Amelio gab daher aus seiner Verhaftung vom Spruche des Königs Nachricht an seinen Oheim, den Grafen Amisio, und bat ihn um seinen Bescheid. Der Graf ließ ihm sagen, er sollte schlechterdings die Heirath nicht eingehen, er litte es nicht. Es wird um eine Abfindung mit Geld unterhandelt. Der Neffe will dem entehrten Mädchen zweyhundert Unzen Heirathsgut geben, und eben so viel der Oheim. Eltern und Brüder wären es zufrieden gewesen, wegen ihrer Armuth; der König nicht. Er beharrt auf seinem Spruche, und der Kämmerer, weil er nicht anders Hoffnung hat, seiner Haft ledig zu werden, wohl auch aus Neigung gegen das schöne, wenn schon arme Mädchen, heirathet es, auch auf die Gefahr hin, sich den Zorn seines Oheims, der lange darüber sehr erbost blieb, durch solche Mishei-

---

*) Lo re spesso la notte esceva per Barletta, cantando Strambuotti et Canzuni; et con isso ivano dui Musici Siciliani, ch'erano gran Romanzaduri. ibid. 1096.

rath zuzuziehen. — Der König erfreut über diesen Gehorsam seines Kämmerers, richtete die Heirath auf eine königlich-glänzende Art selbst aus, und erklärte dem Amelio, daß er ihn für einen nicht schlechtern Ritter jetzt hielte, denn zuvor, und daß die Frauenzimmer Säcke seyen, und daß alle Söhne, die aus Liebe entspringen, große Männer werden *). Zugleich giebt er ihm zur Mitgift die Herrschaft Alvarone im Kapitinat. — Der Geschichtschreiber, von dem ich die Erzählung schöpfe, fügt hinzu: was auch der alte Graf von Molise durch alles dies nichts desto weniger lange nicht besänftigt wurde, so machte sich der König doch durch diesen richterlichen Ausspruch beym Volke, vorzüglich aber bey den Frauen, sehr beliebt, und die Hofleute des Königs, als mit siebenfachen Knoten gebunden **), hielten sich jetzt nur in um so bescheidenern Schranken. — Und dieser Fürst, von dem außer diesen schönen menschlichen Zügen seines Karakters noch mehrere ähnliche durch bewährte Geschichtschreiber, Zeitgenossen, und keineswegs nur partheyische, beurkundet werden, sollte der grausame, ja unmenschliche gewesen seyn, als der er von Guelfischen, meist spätern Schriftstellern oft verrufen wird? Er sollte sich der fluchwürdigsten aller Handlungen schuldig gemacht haben, einem edlen Vater, der ihn, den jüngsten seiner Söhne, am zärtlichsten liebte, dem von großen Anstrengungen, Sorgen und Jahren, am meisten aber durch die bittern Kränkun-

---

*) Che era cosi buon Cavaliero mò come prima et che le femmene sono sacchi; et che tutti li figli, che nascono per amore, riescano huomini grandi. — S. Matth. Spin. p. 1096. Bekanntlich war Manfred selbst auf diese Art entsprossen.

**) Da l'ora innanti — tennero la brachetta legata a sette nodeche.

gen seines von ihm gewichenen Glücks und seines unversöhnlichen Feindes, Innocenz IV., so wie durch längst an ihm zehrende Krankheit niedergebeugten Friedrich (II), seinen Tod durch Gift zu beschleunigen, ja, als traute er der Wirkung desselben nicht, ihn mit einem Kissen, das er über des Sterbenden Angesicht niedergedrückt, noch zu ersticken? Wenn eine in den kalten Künsten herzloser Politik beynahe ergraute herrschsüchtige Livia solch einer Handlung gegen ihren Mann *), den alten August, möchte fähig gewesen seyn; wenn ein frühe schon von Natur tückischgrausamer Halbmensch, Cajus, einer ähnlichen gegen Tiberius **); gewiß war es der reinmenschliche, blutjunge, kaum achtzehnjährige, unbefangene, heitere, stets fein und zart fühlende, schöngestaltete, in jeder freyen und edlen Bildung, die seine Zeit ihm gewährte, gewandte, seinem Vater, der in seinen Armen zu Fiorentino in Capitanata (1250) starb, innig ergebene Manfred nicht ***), so wenig als des ihm ebenfalls angeschuldigten Mordes seines Bruders Konrad.

Die Quellen solcher niederträchtigen Dichtungen liegen, wenn nicht tiefer in Bosheit und schnödem Leichtsinn, schon anlaßweise in solchen ältern Sagen von Ster-

---

*) S. Tacit. Ann. I. 5. wo aber vorsichtig genug auch dieser Frevel nur als eine nicht ganz unwahrscheinliche Sage angedeutet wird.

**) S. Suet. 73. wo von Vergiften und Erdrücken durch ein übergeworfenes Kissen zugleich die Rede ist.

***) S. Sab. Malaspina L. 1. C. 1. und 3, 13. Und Nicolai de Jamsilla histor. p. 497. „Formavit enim ipsum natura gratiarum omnium receptabilem, et sic omnes corporis sui partes conformi speciositate composuit, ut nihil in eo esset melius etc." — Auch 498 — 499 und sonst. — (Die Muratorische Samml.)

befällen aus Fürstenhäusern, wie wir zwey davon haben angedeutet. Es ist daher sehr zu mißbilligen, daß ein sonst wackerer Geschichtforscher, der verstorbene Professor Jäger in Altdorf, in seiner Geschichte der Deutschen dieser Lästerung noch Beyfall schenken konnte, in den Worten: (Gesch. d. D., Heilbronn 1778, S. 168.), „das Vorgeben, daß Friedrichs natürlicher Sohn Manfred, aus Begierde nach der Herrschaft über das sicilianische Reich und nach den Schätzen seines Vaters, ihm Gift beygebracht, oder ihn mit einem auf das Gesicht gelegten Kissen erstickt habe, ist, wenn man alle Umstände, besonders den Karakter M. in Betrachtung zieht, bey weitem nicht so unwahrscheinlich, als Manche geglaubt haben." Weit besser drückt sich hierüber der ungenannte vortreffliche Verf. der Geschichte Friedrichs II. (Züllichau 1792) aus: (S. 349.) „Die Schriftsteller, welche unter dem Schutze der Kirche und der Könige aus dem Hause Anjou die Geschichte Friedrichs geschrieben haben, schildern der Nachwelt diesen Manfred als ein Ungeheuer, das sich mit Vatermord und Brudermord befleckte. Es scheint aber, sein ganzes Verbrechen bestand nur darin, daß er gegen Karl von Anjou und den Pabst das Erbtheil seiner Väter zu vertheidigen suchte. Keiner von den Geschichtschreibern, die sich in der Nähe befanden, so partheyisch für die Kirche und so freygebig mit Lästerungen gegen Friedrich und seine Kinder sie auch sind, gedenkt dieses unnatürlichen Verbrechens, das nicht eher Glauben fand, als bis in spätern Zeiten kein Zeuge dieser Begebenheiten mehr übrig war." *)

---

*) Man vergleiche noch die Note in Beziehung auf das Stillschweigen des gegen Friedrich und Manfred sonst genug lästersüchtigen Biographen Innocenzs IV., und die sehr richtige Folgerung, aus der Unwahrscheinlichkeit, wie ein natür-

4.

Fragmente über historische Sagen und Mythen.

Es ist für den Forscher der Geschichte, wie der Menschheit überhaupt, nicht uninteressant, die verschiedenen Sagen, die sich aus Veranlassung einzelner merkwürdiger Personen im Laufe der Zeit allmählich entsponnen, mit Bedachtsamkeit aufzufassen, zu vergleichen und mit psychologischem Blicke zu würdigen. Nur zu oft haben neuere Geschichtschreiber, um nicht ihrem Publikum gegenüber für unaufgeklärt gehalten zu werden, dieselben ihrer Beachtung gar nicht werth gefunden, da doch sinn- und gemüthvolle Historiker des Alterthums, wie der kindliche Herodot, der männlich-beredte Livius, und auch der ernste Forscher Tacitus ihnen ihre Aufmerksamkeit nicht entzogen. Wir reden jetzt nicht von den vielen Wunderbegebenheiten, von denen die Chroniken des Mittelalters wimmeln. Sie, von Religionswahn häufig erzeugt, oft geflissentliche Täuschungen, um für Religion das Volk zu begeistern, oft Kinder frommer Schwärmerey selbst, bey denen, die sie verbreiteten *), wenn schon in andern Be-

---

licher Sohn größere Vortheile von einem Stiefbruder als von einem Vater habe erwarten können; zumal, da Manfred, so lange zwey rechtmäßige Söhne und Enkel Friedrichs am Leben waren, zur Krone doch immer noch keine Aussicht gehabt hätte.

*) Die Wundersucht im Mittelalter scheint auch der Hang begünstiget zu haben auf übernatürliche Kunst (Magie) als eine mögliche Wissenschaft sich häufig zu legen. Unredlichkeit und faule Vernunft wirkten mit dazu. Es verdient bemerkt zu werden, was Baco de Verulam (de augm. scient.) hierüber sagt: Der Mensch vergißt den alten Fluch so gern: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein

ziehungen nicht uninteressant, können doch bey ihren meist vorübergehenden Wirkungen das Interesse nicht haben, das solche Sagen verdienen, die aus dem Gefühl, aus einer gemeinschaftlichen Ansicht des Volkes gleichsam entsprungen, eben daher wegen dieser gemeinschaftlichen Quelle eine Wiederkehr, einen Parallelismus bey ähnlichen Anlässen in der Geschichte oft finden, und eben darin eine Bestätigung haben, daß sie tiefer gegründet sind, als was ein zufälliger Zeitgeist veranlaßte.

So ist es eine sonderbare von verschiednen historischen

Brot essen." Manche Wunder mögen wirklich auch von den Mönchen durch Bekanntschaft mit Physik verübt, und also nur Scheinwunder, vorgebliche Wunder gewesen seyn, was bey der großen Rohheit der Menge leicht zu bewerkstelligen war, wie z. B. das Wunder, wo im Augenblicke, als die Polen den heil. Leib des Bischofs Adalbert mit Gewalt wollten wegnehmen, eine plötzliche erstarrende Betäubung die Räuber ergriff. S. die wundervolle, aber an guten Bemerkungen für ihre Zeit (sie geht nur bis auf 1139), nicht unfruchtbare Chronik des Annalista Saxo in Eccards Corp. hist. med. aev. Sehr erklärbar sind auch andere sonst erwähnte Vorbedeutungen und Anzeigen, wie sie z. B. als Vorbedeutung der Verbrennung der Kirche in Freysingen, selbst der sonst sehr hell sehende Radewich, der Fortsetzer der Geschichte des Bischofs Otto (Fris.), im zweyten Bande seiner Hist. c. 13. erzählt: Calicem cum sanguine ita prorsus eversum et super altare in conspectu omnium effusum, ut nec stilla supersit — monstra quaedam quadrupedia aliaque phantasmata de nocte visa esse — feras bestias utpote vulpes et lepores postoforia (Gitter) ecclesiae ac officinas canonicorum ingressas esse, — pilosos, quos satiros vocant, in domibus plerumque auditos — pueros ac puellulas per mediam civitatem processionem agentes verasque litanias agentes, jocis suis gravia protendisse, u. s. w.

Personen vorkommende Sage: Sie würden nach ihrem Tode neu aufleben, und die alte, ja noch eine bedeutendere Rolle auf der Erde spielen.

Man findet sie von Friedrich, dem Rothbart, früher schon von dem berühmten Stifter des Ostgothischen Reichs (493), Theoderich, gewöhnlich in den altdeutschen Schriften und Gedichten als Dietrich von Bern, (Verona), oder: Berner viel genannt, und wegen seiner trefflichen Gesinnung und Tapferkeit mit Recht hochgepriesen. Von Barbarossa lesen wir in Schudts jüdischen Merkwürdigkeiten, (IV. Thl. S. 309): „Der Landmann in Thüringen und andere einfältige Leute glauben, daß Kaiser Friedrich I. in Thüringen unter dem Berg und Schloß Kiffhausen sich mit den Seinigen verflucht habe, und sitze noch heutzutage auf einer Bank an einem steinernen Tisch, den Kopf in der Hand haltend und schlummernd, nicke stätig, wie ein Halbschlafender mit dem Kopf, und sey ihm der Bart durch den steinernen Tisch bis an die Füße gewachsen, und werde auch noch vor dem jüngsten Tag wieder aufwachen, und sein Kaiserthum einnehmen.“ — Eben dort findet sich auch die Sage vom Schäfer und dem Zwerg, der jenen zu Rothbart in die Hölle geführt, die der Verfasser dieses Aufsatzes in der Iris 1811 mit einiger Abänderung poetisch bearbeitet hat; auch eine andre von weniger poetischem Gehalt vom Bauer aus Reblingen.

Berner, von dem schon der prosaische Anhang des Heldenbuchs erzählt, er sey von der Erde hinweggenommen worden, man wisse nicht, wie und wohin *), er werde

*) Die Fabel im Heldenbuch sagt: ein Zwerg habe ihm nach dem letzten blutigen Streit, worin nur Berner übrig geblieben, angesagt, sein Reich sey nicht mehr von dieser Welt,

aber wiederkommen, tritt auch in mehrern lateinischen Chronikern zuweilen auf, als warnende voranzeigende

---

und habe ihn hinweggeführt mit sich, man wisse nicht wohin, und ob er noch todt oder lebend sey. Damit hängt wohl eine andere alte Sage zusammen, der auch der Aufsatz Nro. VI. (Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst. Breslau 1812. „Ueber das Heldenlied von Etzels (Attilas) Hofhaltung") von S. 140 — 141 erwähnt, er sey auf einem teuflischen Rosse in die Rumeney (Wüste, Einöde), geführt worden, wo er zur Strafe für seine arianische Ketzerey und seine Mißhandlungen am Pabst Johannes und den Konsuln Symmachus und Boethius, täglich bis an den jüngsten Tag mit zwey oder drey Würmern (Drachen) kämpfen müsse, wie auch die Stelle in Hermanns von Sachsenheim Moerin (s. die Note zu jenem Aufsatz, S. 151) besagt:

„Man spricht, Herr Dieterich von Bern,
„Der leb' in wüster Rumeney,
„Und fecht' allda mit Würmern drey."

Nach Gregor M. Dial. C. IV. de morte Theod. regis Ariani, wurde er um jener Unthaten willen von den Teufeln durch den Liparischen Volkan in die Hölle geworfen; wie solches einem Freunde des Berichtstellers, einem famulo Dei, an dem Todestage des Königes durch ein Gesicht sey angezeigt worden; daher auch, was der Verfasser jenes Aufsatzes, von Hagen, aus einer alten Reim-Chronik anführte, S. 142.

„Viel manige daz sahen,
„Daz in (Dietrich) die Tiefel nomen,
„Sie führten in de Berc in (den Berg) zu Fulkan;
„Daz gebot in sant Joh's (Johannes) den h. Mann:
„Do brinnet er unz an den jungesten tac,
„Daz in niemen geholfen un mac."

Glimpflicher indeß ist Theoderichs Schicksal bey andern Chronikern, die von Hagen nicht anführt, z. B. bey Albert Stade, (s. Chr. p. 148, in script. rer. Germ., von Schilter), wo es nur heißt: Die post transitum praedicti Pa-

Erscheinung, gleichsam als Schutzgeist der Nation bey bevorstehenden wichtigen Veränderungen im Reiche, und gibt sich als solchen stets denen, die er aufmerksam macht auf das nahe Bedeutende, vor dem Wiederverschwinden zu erkennen.

Auch im Orient ist eine ähnliche Sage von mehrern großen Männern bekannt. Wir wollen nicht bey einer der ältesten, vom Propheten Elias unter den Juden, wie aus den heiligen Büchern des N. T. hervorgeht, zu den Zeiten Christus gangbaren, verweilen. In verschiednen Perioden glaubten die Morgenländer dies von verschiednen ihrer wichtigen Männer. So wird in Sylvestre de Saçy's. chrestomathie arabe in den dort eingerückten Fragmenten die Drusen betreffend, von Hakem erzählt: Die Drusen glauben, er werde wiederkommen, und sie mit ihm in alle Ewigkeit regieren. (S. die Recens. von Sylv. d. Saç. Chrest. in den Heidelberger Annalen 1808. S. 341.)

Da wir einer Sage, zu Ehren des Andenkens an Kaiser Friedrich I. erwähnten, so stehe noch eine andere von ihm vorhandene hier, die ebenfalls beweist, in welch großer Hochachtung lange beym deutschen Volke sein Gedächtniß geblieben. Es ist bekannt, daß er oft zu Kaiserslautern, wo er sich einen eignen Pallast hatte erbauen lassen, sich aufgehalten. V. Spiegel in einer Anmer-

---

pae ipse Thidericus haereticus fulmine, vel subitanea morte periit. Im Chronikon Abb. Ursperg. jedoch (S. 69) wird einer Nachricht der act. sancti Columbani zu Folge ganz kategorisch gesagt, daß ihn der Blitz erschlagen: — apud Metensem civitatem commorans divino igne crematus sit. Das chron. Reginon. p. 384 sagt am einfachsten; subita morte periit.

kung zu Günthers Ligurin. L. 6. v. 467—69 *), wo eine Erwähnung einer solchen Erhohlungsreise an diesen Lieblingsort des Kaisers geschieht, sagt, noch zu seinen Zeiten sey ein Bett dort aufbewahrt worden, worin Barbarossa gewöhnlich soll geschlafen haben. Von diesem Gegenstande allgemeiner Verehrung habe sich die Tradition verbreitet, obschon jeden Morgen neu geordnet, finde man es jeden andern wieder aufgestört, als behauste es noch, nächtlicher Weile des ehmaligen Besitzers der gewohnten Ruhestätte treu zugethaner Geist.

Eine oft vorkommende Sage, in verschiedenen aber immer, dem Grundstoffe nach, ähnlichen Bildungen wiederkehrend, ist bey ältern Chronikern und Historikern folgende. Wichtige Veränderungen auf der Erde, hartnäckige lange Kriege mit ihren Folgen, Umsturz oder Umwandlung der Reiche und Regierungen u. s. w. werden am Himmel durch Zeichen vorhergesagt und vorgebildet. So sind die Chroniken, wenn sie die Zeiten kurz vor den Kreuzzügen, oder während derselben berühren, voll von solchen Erscheinungen. Die Chronik des Abts Albert v. Stade erzählt, kurz vor dem Kreuzzuge am Ende des eilften Jahrhunderts habe man nach Aussage vieler Hirten auf dem Felde, (qui in equorum pastibus vigilabant), Nachts eine sonderbare Stadt in der Luft gesehen, auch wie verschiedne Heerschaaren von verschiednen Seiten sowohl mit Fußvolk als Reiterey angesprengt seyen, deß nicht zu erwähnen, daß viele ausgegeben, das Zeichen des h. Kreuzes sey ihnen im Traume, auf die Stirn, auf andere Theile des Leibs, oder auf die Gewande göttlicher Weise

---

*) Rursus Vangionum campos Luthramque revisit
Regalesque sibi quos struxerat ipse penates
Incoluit paucis sedata mente diebus.

eingedrückt worden, was sie auch vorgewiesen hätten, u. s. w. Aehnliche Phänomene und Aussagen während der Kreuzzüge sind bekannt genug. Man würde wohl zu ungerecht seyn, alle solche Erzählungen geradezu für geflissentliche Erdichtungen des Volks, am wenigsten der Berichterstatter, die nur meldeten, was sie hörten, und was damals geglaubt wurde, zu halten. Man kennt den feurigen Enthusiasmus, der sich unter den Einflüssen der Religion und der beredten Apostel der Kreuzzüge für eine heilige theure Sache jetzt des größten Theils von Europa bemächtigt hatte. Eine entzündete, lebhaft mit derselben beschäftigte Phantasie, wie sie gern nach dem unsichtbaren Himmel als Ausleger ihrer Ahnungen und Erwartungen greift, bildet leicht auch in den sichtbaren Wolkenhimmel und seine mannichfaltigen Formen die eignen Gestalten ihrer Vorstellungen ein. So sind wenigstens jene himmlischen Visionen zu allen Zeiten am Besten zu erklären. Es sind Wunder, die heraustreten aus uns, aufgetragen auf ein Materielles außer uns, das gestaltet wird nach unsrer so oder anders angeregten Leidenschaft. Oft trifft es auch zu, daß solche im Laufe erschütternder Zeitereignisse von sinnigen Menschen gemachte Wahrnehmungen, bekannt gemacht und verbreitet unter mehrern, wie Sagen wachsen, von andern späterhin an den Anfang der Ereignisse selbst, ja diesen voraus als Prophezeyungen gesetzt werden, wo sie dann oft nur, wie auch manche andere sonst, Prophezeyungen nach der That sind. So erzählt Saba Malaspina 1 B. c. 1. eine Sage von Manfreds Geburt *).

„Man habe in den Wolken des Himmels zur Zeit, als die Mutter Manfreds in Kindesnöthen gewesen, zwey

---

*) S. Murat. script. rer. Thl. VIII. p. 787.

weiberähnliche Gestalten über Toskana herunterhangend gesehen, gleich Nebelgebilden; ein hohler dumpfer Donnerschall habe ihre Nahmen nicht unbeutlich zu vernehmen gegeben: Guelpha und Gibellina. Mit wild in einander verschlungenen Armen hätten die Riesengestalten vom Beginne der Morgenröthe an bis an den hellen Mittag zusammen gekämpft, daß bald die eine, bald die andere untergelegen, und man bis zur Verschwindung des Gesichts nicht habe bestimmen können, welche die Siegerinn sey."

Wir bemerken hier, daß der Geschichtschreiber seine Erzählungen mit der Einleitung beginnt: „prona hominum ad credenda quaeque relata tenet opinio." Offenbar indeß hat sich diese Sage spät erst nach den vielen blutigen Scenen gebildet. Es ist eine schöne bedeutsame Dichtung, die den Karakter der poetischen Zeit, aus der sie erwuchs, vollkommen an sich trägt, eines Dante nicht unwürdig. Ja, man könnte sie auch eine Art Prophezeyung nach der That nennen, wie das Alterthum solche oft aufweist. Aber sie beurkundet nichts desto weniger auf eine anziehende Weise das Streben des Menschen, Ereignisse, die er oft erlebt, die mehr oder weniger stürmisch seine eignen Tage bewegten, als nothwendig von einem höhern Rathschlusse festgesetzt, an den Himmel zu knüpfen. Jede, besonders auch die alte Geschichte, bietet uns ähnliche dar.

So haben sich die Sagen von den Träumen der Mutter des Cyrus, des Alexanders und der Mütter anderer weit auf ihre und die Folgezeit wirkenden Männer ohne Zweifel erst dann gebildet, als diese für die Umgestaltung eines Theils der Erde bestimmte Helden durch den Ruf ihrer Thaten, wie der Bewunderung, so dem Nachsinnen der Menschen waren übergeben worden. Ist der sinnige Geist des einfachen Menschen gewohnt, Manches als

Stimme in der Natur vorahnend aufzufassen, und mit eben dem Sinne auszulegen, ehe schon etwas geschehen ist, warum sollte er nicht nach geschehener ihn und seine Zeit ergreifender That oder Ereigniß ein ähnliches Anzeichen gefunden, oder nur damals übergangen zu haben sich vorbilden?

Drängende Nöthen besonders machen aufmerksamer, und der in sich verschüchterte Mensch sucht von außen wieder Hülfe und Halt gegen eine Uebermacht, die, wenn sie als ein Nothwendiges vom Himmel uns bezeichnet erscheint, ihm, weil er gegen solche Beschlüsse nichts vermag, erträglicher wird. Daher in der ganzen Geschichte keine Zeiten, wie an Propheten *), so auch an Anzeichen dieser Art fruchtbarer, als gefahrvolle, beengende, oder auch sonst die Welt stürmisch erschütternde.

5.

Belagerung und Verheerung Maylands unter Friedrich I. (Barbarossa) im Jahr 1162.

Unter den kriegrischen Unternehmungen Friedrichs I. (Barbarossa's) in Italien sind die gegen die Mayländer, so wie die endliche Eroberung und Zerstörung ihrer Stadt besonders merkwürdig, nicht sowohl, weil sie, die letzte Rachethat vorzüglich, des großen Fürsten persönliche Tugenden, die von andern Seiten her die gerechte Bewunderung der Nachwelt ansprechen, auch vor dem morali-

---

*) So sagt der Stoiker Seneka schon: „Non unquam plura exempla vaticinantium invenies, quam ubi formido mentes religione mixtas percussit.

Nat. quaest. L. VI. c. XXIX.

schen Richterstuhl in ein glänzendes Licht setzen, als darum, weil der sonst so kluge und Gerechtigkeit fest handhabende, dabey aber auch menschliche Fürst, — als sollte er hier der Gebrechlichkeit menschlicher Natur seinen Zoll bringen, ein warnendes Beyspiel für alle Gewalthaber wird, wie verderblich es sey, nur auch in seltneren Fällen unter den Eingebungen der Leidenschaft aus der Bahn der Mäßigung zu schreiten.

So wahr es ist, daß die Bürger von Mayland durch wiederholten Trotz, durch Treulosigkeit, Tücke und Uebermuth Friedrichs Geduld mußten erschöpfen und seine vergeltende Rache waffnen, so hätte doch seine Klugheit, wenn er ihr vor der Stimme der Leidenschaft hätte Gehör geben wollen, ihn bald belehren können, daß er durch eine solche Ausübung strenger Gerechtigkeit sein Ansehen in Italien so wenig dauerhaft befestigen als wahre Achtung, die nur da gedeiht, wo Liebe nicht ertödtet wird, sich dürfte gewinnen, und daß der Sturz Maylands, wie es auch wirklich die Erfolge nach der Geschichte bezeugen, leicht den früheren Sturz seines unter ihn so herrlich aufblühenden Fürstenhauses möchte herbeyführen.

Darum heben wir als Bruchstück aus einem größern Werke, das vielleicht noch nach Jahren erscheinen dürfte, die kurze Schilderung dieser Verheerung einer so mächtigen blühenden Stadt, die Friedrichs Grimm in wenigen Tagen in den Staub niederwarf, mit Benutzung der vorzüglichsten Quellen hier aus.

* * *

Mehr noch, als die Erhaltung seines Pabstes, lag Friedrich eine andere Unternehmung an, die Vernichtung Maylands. Ohne diese glaubte er weder der Früchte seiner bisherigen Siege, noch überhaupt seiner Herrschaft

über die Lombardie gewiß zu seyn. Die Ausführung dieses lange gehegten Entwurfes mußte er bisher wegen seiner geringen Macht verschieben. Die Deutschen, des Aufenthalts in Italien immer bald müde, hatten Friedrich nach der Eroberung Cremas größtentheils verlassen. Seine bewährtesten, mächtigsten Freunde waren in ihre Heimath gezogen. Herzog Heinrich von Sachsen fand im Innern seines Reichs und an den Gränzen desselben (gegen die Slaven) Beschäftigung genug für seinen thätigen Geist. Kanzler Reynald war zur erzbischöflichen Würde in Kölln erhoben worden. Friedrich vertrieb sich indeß die Zeit mit dem kleineren Fehdekrieg. Die Mayländer, durch seine gegenwärtige beschränktere Lage übermüthig gemacht, weniger auf das Entfernte, als das Nahe hinsehend, unterließen nicht, durch mancherley Neckerey *) des Kaisers Erbitterung nur mehr zu reizen, und ihr trauriges Schicksal selber herbeyzuführen.

So fiel es ihnen ein **), die dem Kaiser gehörige Burg Carcano, unter Beyhülfe vieler Truppen aus den Städten Placenza und Brescia zu berennen.

Kaum waren sie ausgerückt, so hatte Friedrich auch schon ein Heer von Pavesern, Comesern, Lodensern und wenigen Deutschen gesammelt und stellte sich zwischen Mayland und Carcano, um ihnen die Rückkehr abzuschneiden. Sobald die Mayländer seine Ankunft erfuhren, sandten sie Abgeordnete an ihn und ließen ihn bitten, in Friede in ihre Mauern zurückkehren zu dürfen. Der kriegslustige Friedrich verweigerte diesen Antrag hartnäckig.

---

*) Radevic. II. c. 37. S.

**) Morena p. 1075. (Murat. script. rerum ital.) und Burchardi hist. Frid. Imp. M. — rec. edit. a G. Anton. Christmann. Ulm. 1790. p. 59.

So blieb ihnen nichts übrig, als ein Treffen mit ihm zu wagen, um so mehr, da sie sich überall eingeengt saben, auch die Zufuhr von Lebensmitteln ihnen versperrt war. Der Angriff geschah. Der Kampf schien sich für den Kaiser zu entscheiden. Viele der mayländischen Fußtruppen werden geworfen und in die Flucht geschlagen, auch das Karozzium, der Wagen mit dem Stadtpanier, wird weggenommen, und Viele werden gefangen. Aber von einer andern Seite her setzten die Mayländer und Brixner und die aus Brescia den Novarensern und Comesern besonders mit einer solchen Gewalt zu, daß eine Menge derselben geschlagen und gefangen wurden. Dadurch entstand eine solche Verwirrung, daß der Sieg wieder den Händen des Kaisers entrissen schien, zumal, als ein erneuerter Angriff eben so günstig für die Mayländer ausfiel. Des Kaisers Leben selber kam in Gefahr: er sah sich immer mehr verlassen, und nur von Wenigen, die einen Schildhaufen um ihn bildeten, vor den eindringenden Pfeilen geschützt. Ein starker Schlagregen vermehrte die Verwirrung, und endete das Gefecht. Der Kaiser floh mit den Seinigen, ohne Zeit zu haben, sich nach seinem Lager und Geräthe umzusehen. Die Mayländer fallen über die Beute her, und im Gemische von Schmerz und Freude sammeln sie ihre Todten, wie die zurückgelassene Beute, und gewinnen nicht wenige von den Gefangenen zurück. Auch die Cremoneser litten bey dieser Veranlassung. Es waren von ihnen einige aufgeboten, den Kaiser in Lodi zu empfangen. Unkundig des unglücklichen Ausgangs, voll von ungeduldigem Ehrgeiz und Neid, daß sie nicht auch Theil an dem gehofften Siege über die Mayländer haben konnten, des langen Stillsitzens überdrüßig, brechen sie mit einmal des Nachts auf, und eilen dem Kaiser mit einer Zufuhr von Lebensmitteln entgegen; aber ihre Voreiligkeit kommt ihnen übel zu

ſtatten: ſie fallen den Mayländern in die Hände, und, von der Ueberzahl gedrängt, durchs Dunkel der Nacht und die ſumpfigen Wege verwirrt und gehindert, entrinnen nur wenige ihren Gegnern. Auch Friedrichs Hülfe kömmt zu ſpät.

Die Feſte Carcano ging indeß doch nicht an die Mayländer über. Die Beſatzung hatte die gegenwärtige Verwirrung benutzt, einen Ausfall gemacht, und den ledigſtehenden hölzernen Thurm verbrannt, den die Mayländer dort für die Belagerung der Burg errichtet hatten. So kehrten dieſe, des Kaiſers ſchnell ſich erneuernde Kräfte und noch ſchnellere Rache beſorgend, wieder in ihre wohlverwahrte Stadt.

Wenige Tage darauf machte ſich Friedrich mit einer großen Schaar von Cremoneſern, Paveſern, Lodenſern u. a. im Gefolge von zwey Petrerien *) und dem paveſiſchen Schiffszeuge auf, die Schiffsbrücke von Piacenza zu zerſtören, die mitten durch die Stadt hinlief. Die Placentiner machten zwar anfänglich Miene zur Vertheidigung. Sobald ſie aber die Uebermacht und die Petrerien vor ſich aufgerichtet ſahen, ließen ſie von ihrem Vorhaben nach, und gaben es zu, daß die Schiffe abgenommen wurden, die ſie dann ganz gelaſſen ſelber in erhaltenem Zuſtande an das Ufer führten.

An dem nämlichen Tage erfuhr Mayland das traurige Schickſal, gleich als ſollte dies das Vorzeichen ſeyn von dem baldigen noch traurigeren, daß ein Brand in der Stadt ausbrach, der, genährt und weiter getrieben von der Gewalt eines eben jetzt wehenden Sturmes mit ſolcher Heftigkeit wüthete, daß der dritte Theil derſelben,

*) Steinwurfsmaſchinen.

und darunter viele der angesehensten und reichsten Häuser in die Asche gelegt wurden, wodurch eine Menge Menschen in Noth allerley Art kamen. Besonders entstand wegen des verbrannten großen Getreidevorraths eine drückende Hungersnoth. Der Kaiser kehrte jetzt wieder von Piacenza nach Pavia zurück, wo er mehrere Bischöfe und Markgrafen und andere lombardische Edeln in Pflichten nahm, ihn mit Bogenschützen und Balistariern zu versehen, die vom September an bis Ostern in seinen Diensten verbleiben sollten.

Die Placentiner hatten ihre Brücke nach dem Abzuge Friedrichs wieder neu errichtet. Dies veranlaßte einen abermaligen Zug. Sobald sie den Kaiser anrücken sahen, brachen sie dieselbe von freyen Stücken ab. Zwischen den Lodensern und ihnen ereignete sich dabey ein kleines Gefecht.

Friedrich beschloß jetzt, da er sah, bey längerm Aufenthalte in Pavia würde er den Mayländern den Handelsverkehr mit Piacenza und Brixen nicht abschneiden können, den Winter in Lodi zuzubringen. Seine Gemahlin Beatrix, Friedrich von Rothenburg und der Sohn des Herzogs Guelph waren bey ihm; der Landgraf und der Herzog von Böhmen waren mit ihren Reitern (fünfhundert führte jeder an) wieder nach Deutschland zurück; auch des Kaisers Leute waren fort.

In der Gegend der Kirche von Ripalta Sicca hatte er beträchtliche Verschanzungen zur Vertheidigung seines Geräthes anbringen lassen. Der Graf Marquard von Grumbach stand mit einem Reiterhaufen neben der Burg des heiligen Garvasius, unfern Trezzo. So waren die Mayländer von allen Seiten eingeengt, und

der Zusammenhang mit Piacenza und Brescia war ihnen abgeschnitten.

Im Monat December, als eben der Kaiser in Cremona sich aufhielt, kam die Kaiserin von Pavia nach Lodi. Ungefähr drey Tage hernach rückten an die dreyhundert Mayländer aus, die Lodenser zu überfallen. Im St. Johannwald hatten sich die meisten versteckt. Hundert rückten nach Lodegano vor, und machten allda große Beute. Aber die Lodenser, der Herzog von Rothenburg mit seinen Truppen, in Begleitung der Deutschen und Wälschen, die mit dem Kaiser gekommen waren, brachen heraus, und jagten ihnen die Beute wieder ab. Als dies die übrigen im Hinterhalte wahrnahmen, stürzten sie den Angegriffenen zur Hülfe hervor. Die Deutschen und Lodenser flohen; sie hinter her. Die Beute fiel wieder in die Hände der Mayländer. Neben der St. Martinskirche erhub sich ein langes Gefecht; kein Theil siegte. Endlich trennten sie sich, beyde überdrüßig des Widerstandes.

Der Kaiser überwintert zu Lodi (1162); Tag und Nacht sind die Wege, die von Brescia und Piacenza nach Mayland führen, besetzt, um den Mayländern alle Zufuhr von Lebensmitteln zu versperren. Wer im Geschäfte, dennoch ihnen dergleichen zuzuführen, ergriffen wird, büßt das Wagestück mit Abhauung der Hände. Dadurch geräth die Stadt in die drückendste Hungersnoth; das Elend wird noch vermehrt durch Krankheiten, und neben den Plagen der Natur, wie es in solchen Fällen zu begegnen pflegt, durch den Zwist der Partheyen.

Die Mayländer, in Erwägung, daß sie sich bis zur künftigen Ernte nicht würden halten können, zugleich der eisernen Entschlossenheit Friedrichs und seiner Erbitterung wohl kundig, richten ihre Gedanken auf gütlichen Ver-

gleich. Es erscheinen Abgeordnete von ihnen beym Kaiser, mit dem Antrage, sie machten sich anheischig, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit die Mauern ihrer Stadt zusammt den Thürmen *) und Festungswerken von sechs Seiten her abführen und den Stadtgraben ausfüllen zu lassen; sie wollten dreyhundert Geißeln ihm übergeben, die er selbst wählen und auf drey Jahre in Verhaft behalten könnte; sie wollten es auch sich gefallen lassen, einen Podesta von ihm anzunehmen, welchen er ihnen, ob aus deutscher oder wälscher Nation, setzen würde; ferner wollten sie ihm alle Regalien überlassen, eine bestimmte Summe Geldes bezahlen, einen Pallast für den Kaiser in oder außer der Stadt erbauen, aller Bündnisse mit andern Städten sich entschlagen, den Kaiser und sein Heer in ihre Stadt aufnehmen, dagegen aber dreytausend Einwohner entlassen, und ihre geschleiften Mauern und verschütteten Graben, so lang er es verlange, in dem verheerten Zustande lassen.

Der Kaiser indeß, mistrauend allen ihren Vorstellungen, wodurch sie vielleicht, glaubte er wohl, nur Zeit wollten gewinnen, um zu Kräften zu kommen, die alten Feindseligkeiten um so hitziger zu erneuern, antwortete im Fürstenrathe, den er zu diesem Ende hatte versammeln lassen: sie sollten sich schlechterdings ohne alle Bedingung und Vorbehalt auf Gnade und Ungnade übergeben, und ihr Schicksal ganz in seine Hände legen.

Mit dieser Antwort kommen die Abgesandten zurück. Der Senat vernimmt zähneknirschend dieselbe, zwischen die äußerste Rathlosigkeit und den bittersten Unwillen getheilt. Auf der einen Seite fürchteten die Einwohner der

*) Burchard. epist. apud Murator. 916.

Stadt ihren Untergang, wenn sie sich dem Kaiser unbedingt übergäben; thaten sie dies nicht, so dräute die Hungersnoth und die Nothwendigkeit, wider ihren Willen sich doch am Ende friedlich zu fügen, ihnen ein noch fürchterlicheres Schicksal. So senden sie zum zweytenmale Abgeordnete an den Kaiser, die knieend um Gnade flehten. Ueber den Inhalt dieser zweyten Sendung belehrt uns Morena zwar, die Mayländer hätten einmüthig nun erklärt, sie wollten nach dem Wunsche Friedrichs unbedingt sich ihm eher ergeben *), und das Schicksal ihrer Thorheit erwarten, als länger im Kriege gegen ihn beharren. Es scheint aber doch, sie müssen sich dabey noch Einiges vorbehalten haben, weil der Kaiser dies nicht sofort als unbedingte Uebergabe annahm; denn daß Friedrich, so wenig wir seine Strenge, die er hier und sonst bewies, gerade entschuldigen wollen, wie andere Historiker melden **), aus grausamen Stolze dies Schauspiel der Demüthigung habe mehrmalen wiederholen lassen, sind wir ohne besondere Zeugnisse aus leerer Muthmaßung anzunehmen nicht berechtigt. Ja, es scheint, noch als die Legaten im Hoflager Friedrichs waren, kamen den 1. März 1162 die Konsuln von Mayland, Otto Amizo, Anselm de Marcello und an die zwanzig der Angesehensten, mit entblößten über den Nacken gelegten Schwertern und schwuren den Eid eines völligen Gehorsams gegen den Kaiser in die Seele aller Bürger.

---

*) Morena's Worte sind: postremo omnes in hanc declinant sententiam, se velle potius voluntati Imperatoris parere et dementiae ipsius expectare fortunam, quam ulterius in guerra permanere.

**) Vergl. z. B. den Auszug der allg. Welthist. XXIII. B. S. 353. An dieser Scene fand der Despot so vieles Vergnügen, daß er sie den andern Tag wiederholen ließ.

Den Sonntag darauf, als eben in der Messe gesungen ward: „Gedenke Herr deiner Erbarmungen" kamen mehr denn dreyhundert Ritter mit den schon erwähnten Konsuln. Der ganze Zug fiel in Einem Kniesturze dem Kaiser zu Füßen, und aus aller Munde ertönte das Flehen um Gnade. Zugleich überreichten sie ihm die Schlüssel zu allen Thoren und Thürmen und sechs und dreyßig Fahnen, und geloberen, wie die Konsuls, alle gleichen unbedingten Gehorsam. Den Rittern folgete noch eine große Menge Volks. Traurig wälzte sich der lange Zug gegen den kaiserlichen Pallast hinauf, einem Leichenzug ähnlich, als ob das Volk sollte seiner Freyheit, seiner Ehre zu Grabe gehen. Friedrich saß auf einem erhabenen Throne vor dem Pallaste, im ganzen Pompe seines Siegerstolzes, um ihn her seine Fürsten und Edlen. Zuletzt hinter dem Volke zog der Wagen *), der die heilige Fahne, die Zeugin des Ruhms, der Ehre Maylands, jetzt seiner Schmach bewahrete, — ein riesenmäßiger Streitwagen, das Denkmal kriegrischen Stolzes sowohl, als frommen Glaubens nach Sitte der Zeit, für die Streiter auf ihm nach allen Theilen zu Vertheidigung und Angriff mit mannichfacher Stärke ausgerüstet. Von der Mitte desselben erhob sich ein gewaltiger Baum **), von unten bis oben mit Eisen beschlagen und mit Ketten und Stricken wohl befestigt. Hoch an dem Giebel desselben ragte das heil. Kreuz empor, und vorn am Kreuze sah man das Bildniß des heil. Ambrosius, des Schutzgottes der Stadt, in der Stellung, als spendete er überall, wohin der Wagen geführt würde, seinen Segen aus. — Auf dem Wagen selbst standen

---

*) Das sogenannte Carozzium.

**) Die ganze Beschreibung nach Burchard. epist. bey Murator. S. 916.

Trommetter. Sobald die Führer desselben Friedrich erblickten, erklang laut das Schmettern der Trommetten. Nach geendigter Musik übergab man dieselben dem Kaiser. Auch der Baum des Wagens mit der Fahne wurde jetzt niedergelassen, nicht ohne großes Schreckniß derer, die den kaiserlichen Thron umgaben, die zerschmettert zu werden fürchteten. Sofort treten aus den Reihen hervor die Platzmeister jeder Straße, und überreichen dem Kaiser die gesenkte Fahne. Friedrich band die Enden derselben mit eigener Hand zusammen, und ließ den Baum mit diesen Zeichen der Unterjochung wieder aufwärts steigen.

Da warf sich alles Volk der Stadt, das versammelt war, in die Kniee und wehklagete und flehete um Erbarmung. Einer der Konsuls hielt eine herzdurchdringende Anrede, und abermals fiel alles Volk nieder, küßte voll Inbrunst die heiligen Krucifixe, und flehte in Kraft des Kreuzes um Erbarmung. Wer es hörte, wurde zu Thränen gerührt, nur des Kaisers Gesicht blieb unverändert. Jetzt nahm sich Graf von Biandrate ein Herz, für die Mayländer, seine alten Freunde und Mitbürger zu sprechen, erhob selber das Kreuz, weinte, fiel zu Boden, alle weinten ihm nach, fielen zu Boden — nur des Kaisers Gesicht blieb unverändert.

Jetzt trat Rainald der Kanzler auf und erklärte im Namen Friedrichs den Mayländern, wie ihre Uebergabe, die in Form aller Rechte geschehen, für keine Zukunft irgend eine Ausnahme oder Klausel, sie möge Namen haben, welche sie wolle, zulasse, und wie sie selbst davon das Geständniß öffentlich abgelegt hätten.

Friedrich auf der Flehenden wiederholte Bitten um Gnade und Erbarmung antwortete mit einer Würde und

einem Ernste, so die Härte nicht konnten verbergen; er würde thun, was die Umstände und wie es diese würden gestatten.

So entließ er die Versammlung in banger Ungewißheit über ihr Schicksal zwischen Furcht und Hoffnung getheilt.

Als sie abzogen, warfen sie alle ihre Krucifixe, die sie in den Händen hatten, in Hoffnung der Begnadigung zwischen die Schranken in das Gemach hinein *), wo die Kaiserin saß, da sie vor ihr Angesicht selbsten nicht zugelassen worden.

Als sie am folgenden Tage, wie sie befehligt waren, erschienen, erhub Friedrich die Stimme: „Mit Gerechtigkeit wolle er und Barmherzigkeit zugleich den Anfang machen. Würde er einzig als gerechter Richter nach voller Strenge des Rechtes über sie sprechen, so müßten sie selbsten bekennen, sie hätten wegen ihres hartnäckigen Ungehorsams gegen kaiserliche Majestät, wegen ihres oft wiederholten Treubruches und der vielen Mißhandlungen an den benachbarten Städten alle ohne Ausnahme verdient, durch die Schärfe des Schwertes hingerichtet zu werden. Nun, damit sie nicht einzig den unerbittlichen Rächer in ihm fänden, wolle er Gnade ergehen lassen vor Recht und ihnen das Leben schenken. Was weiter über sie würde ergehen, da auch neben der Gnade Gerechtigkeit müsse ihr Amt verwalten und der Fürst, der als Richter spreche, weniger den Eingebungen seines

*) Nicht, wie Woltmann unrichtig Burckhard versteht, am folgenden Tage, sondern nach dem deutlichen Zusammenhange der Worte des Epistolographen am ersten Tage geschah dieses.

Herzens zum Wohlseyn einzelner Verschuldeter, als der Stimme des unerschütterlichen Rechts könne Gehör geben; seine fernern Verfügungen sollten sie in Geduld und Gelassenheit erwarten."

Sofort befahl er die Konsuls, die Exkonsuls, die Majoren, Ritter, Legisten und Richter an die vierhundert Personen zu Geißeln auszuheben *), und die Bürgerschaft aufs neue in Pflichten zu nehmen. Beamte, die er sogleich den folgenden Tag diesfalls nach Mayland schickte, mußten alle, die schon über zwölf Jahre alt waren, den Eid der Treue an den verschiedenen Thoren der Stadt angeloben lassen. Zugleich wurden auf seinen Befehl mehrere Thore niedergerissen, der Graben um die Thore verschüttet und der Ebene gleich gemacht, die Mauern und Festungswerke umher geschleift, damit von mehreren Seiten her seinem Heere ein weiter freyer und ungehinderter Einzug als zu einem Triumphe gebahnt würde. Auch die Citadellen und Burgen, deren die Mayländer in ihrem Gebiete eine große Menge besaßen, mußten jetzt übergeben werden. Mittlerweile wurden die Einwohner vom Reichsbanne freygesprochen, damit durch die Gemeinschaft mit Verbanneten das kaiserliche Heer sich nicht möchte beflecken **).

Acht Tage und drüber waren damit hingebracht worden. Der Kaiser unterdeß war mit den Großen um ihn und dem übrigen Gefolge, zugleich mit den vierhundert in Empfang genommenen Geißeln nach Pavia aufgebrochen. Nichts desto weniger mochten nach allen solchen Demüthigungen, eben nicht stummen Vorspielen eines

---

*) Acerbus Morena, der Geschichtschreiber, war darunter.

**) Ne communione proscriptorum peccaretur. v. Burchard. ep.

noch schmachvolleren Schicksals, wie die Hoffnung am Rande des Elends uns gerne noch zur Seite steht, die Mayländer sich mit den süßen Erwartungen schmeicheln, für ihre Hartnäckigkeit auch durch das bange Hinhalten schon jetzo genug gebüßt zu haben, und von Verzeihung und Gnade überrascht doch die geliebten Wohnungen ihrer Vaterstadt nicht verlassen zu dürfen.

Es war an einem Montage, als Friedrich in Pavia die Konsuls vor sich beschied. Wie erschracken sie nicht, als sie den grausamen Befehl aus seinem Munde vernahmen, den Einwohnern der unglücklichen Stadt, allen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts anzukündigen, binnen 8 Tagen die Stadt zu verlassen. Welchen noch größern Schrecken verbreitete die Nachricht nicht unter der Bürgerschaft! Verzweiflung mit mühsam verhaltenem Unwillen las man auf allen Gesichtern. Sah man schon vorher bange Verwirrung überall, wie in einer eroberten Stadt, so hatte diese sich jetzt verwandelt in das Schauspiel hülfloseſten Entsetzens, wie in einer verlorenen, der Verwüstung preisgegebenen. Viele zerstreuten sich nach Pavia, Lodi, Pergamo und in andre lombardische Städte: die größte Menge jedoch, dem harten Befehle gehorsamend, verließ zwar ihre Wohnungen, verweilte aber mit etwas geflüchteter Haabe, außerhalb der Thore längs den Graben, immer noch, mit sehnsuchtsvollem Blick nach den verlassenen Häusern mitten unter der starren Bestürzung, dem letzten schwachen Schimmer der Hoffnung zugewendet, wenn Friedrich selber erschien, wenn er ihr Elend, ihre Thränen sähe, ihre flehenden Bitten hörte, und der Weiber und Säuglinge, der Greise, der Knaben, der Jünglinge trauriges Gewühl erblickte, sein Herz würde sich dem Mit-

leiden öffnen, und die Rückkehr in ihre geliebten Häuser ihnen wieder g stattet werden.

Friedrich kam an *), umgeben von dem prächtigsten Pompe eines Siegers, begleitet von allen seinen Fürsten und Kriegern; er sah das Elend, hörte die Bitten der Verzweiflung, und — theilte die Thore und Mauern der Stadt, ja die ganze Stadt unter seine Deutschen und die ihm Verbündeten lombardischen Schaaren, Mayelands erbittertste Feinde, zur Zerstörung und Plünderung. Nach den verschiedenen Quartieren der Stadt wurde dies schreckliche Geschäft unter verschiedne Haufen und wie einige Schriftsteller wollen, unter die Krieger verschiedener lombardischer Städte vertheilt, die um ihre Rache an ihrer langwierigen Drängerin voller sättigen zu können, für die Befriedigung dieser Lust dem Kaiser große Summen Geldes sollen gegeben haben. Mehrere Tage, ja Wochen lang wüthete die Verheerung. In weniger Zeit wurde niedergeworfen was lange Mühe aufgerichtet, fortgesetzte Sorge hatte erhalten. Viel herrliche Ueberbleibsel alter römischer Kunst, Denkmale der Bau- und Bildhauerkunst, bezeichnend für ihre Geschichte wie ihren Geist gingen hier unwiederbringbar verloren **).

---

*) Den 26sten März.

**) Nur eine Colonnade von sechszehn kahnelirten Marmorsäulen (S. v. Matthissons Erinnerungen III. Thl. S. 252 — 3) korinthischer Ordnung nicht ferne von der Lorenzokirche ist noch zu sehen. Die Aufschrift am Fries belehrt, daß der Tempel oder die Basilika, wozu das Bruchstück einst gehört, unter dem Kaiser Lucius Verus im Jahre der christlichen Aera 165 vollendet worden. Daß übrigens Friedrich Barbarossa, wie eben dort behauptet wird, die Schleifung Maylands unternommen habe, blos um die Rachsucht eines eitlen und hoffärtigen Weibes wegen erlittener Schmach

Kaum der funfzigste Theil blieb übrig von der Stadt. Nur die Tempel wurden verschont *); auch die inneren Ringmauern, von massiven Steinen erbaut und mit hundert Thürmen geschmückt, blieben. Man weiß nicht, schonte Friedrich des vortrefflichen Werkes, oder widerstand die feste Arbeit der eilenden Hand der Zertrümmerung. Auch ein ganzes Thor wurde zu Ehren des Kaiser Otto, dessen Verdienste von der ganzen Nation noch dankbar erkannt wurden, jetzt erhalten. Die noch zurückgebliebenen unglücklichen Mayländer, ihrer meisten Haabe beraubt, kaum im Besitze des Nöthigsten, was sie fortbringen konnten, wurden in vier verschiedenen Gegenden ihres Gebiets, die ödesten unfruchtbarsten, hingebracht, um sich dort anzupflanzen, und bauten da unter dem Drucke kaiserlicher Frohnvögte und im Kampfe mit einem widerstrebenden Boden im eigentlichen Verstande das Elend. Endlich am ersten April ergriff der Kaiser in der ambrosianischen Hauptkirche die Friedenspalme. Zugleich wurde vom Kanzler Rainald den Domherren angedeutet, Viktor als Pabst zu erkennen. Als sie sich dessen weigerten, ließ er sich die Schlüssel zum Hauptaltar und dem sämmtlichen Kirchengeräthe aushändigen, und stellte ihn den Mönchen zu. Allein bey der großen Verödung, die das traurige Schicksal May-

---

zu befriedigen, möchte schon darum zu bezweifeln seyn, weil jene ganze Thatsache, wenigstens die Art der Schmach, welche die Kaiserin soll erfahren haben, rückwärts gekehrt auf einem Esel sitzend durch die Stadt geführt zu werden, das Zeugniß bewährter Schriftsteller keineswegs vor sich hat.

*) S. Vicende di Milano und Giulini LXLII. S. 256. Nur die Thürme wurden alle eingerissen, und selbst der Thurm der Hauptkirche, des größten Gebäudes in der Lombardie. Unglücklicherweise zerschmetterte dieser bey seinem Einsturze auch einen Theil der Kirche.

lands hatte herbeygeführt, fehlte es an der für die Feyer des Gottesdienstes nöthigen Anzahl von Menschen.

Friedrich kehrte jetzt nach Pavia zurück. Am nächsten Ostertage versammelten sich um ihn mehrere Bischöfe, Markgrafen und andre Edeln Italiens. Es ward Messe gehalten. Der Kaiser, der schon vor drey Jahren ein Gelübde hatte gethan, die Krone so lange nicht auf sein Haupt zu setzen, bis Mayland wäre erobert, setzte sich jetzt unter großem Jubel der Umstehenden die Krone auf das Haupt während der Messe. Auch die Kaiserin stand neben ihm in gleichem Schmucke. Nach der Messe wurde ein prächtiges Mahl gehalten. Den ganzen Tag über nahm Friedrich die Krone nicht von seinem Haupte. Ja so feyerlich war ihm derselbe, daß er die Zerstörung der ihm so verhaßten Stadt als Epoche auszeichnete in seinem Leben, und in öffentlichen Urkunden der Worte als Unterschrift der Jahreszahl sich bediente: Nach Maylands Zerstörung . . *).

Alle Anwesenden theilten die siegstrunkene Freude Friedrichs, und vergaßen der Noth und der Thränen der armen Mayländer, fortgerissen von dem Taumel des Augenblicks und uneingedenk, wie er selbst, daß der höchste Punkt des Glückes gerade am meisten zu Mäßigung auffordern müsse und zur Scheue vor der unsichtbaren heiligen Macht, die unsern Wünschen und Bestrebungen am gefährlichsten scheinen muß, wo sie dieselben am vollsten hat befriediget, wenn der Uebermuth, den das Glück so leicht erzeugt, nicht versühnt wird durch Demuth. Weder er noch die ihn umgebenden Großen, Heuchler und Schmeichler, oder auch wirklich treu ihm ergebene Diener, unter denen die Bischöfe sogar in der

*) Post destructionem Mediolani An. —

Religion Gründe finden mochten für den ungehaltenen Ausbruch ihrer Freude und ihrer Glückwünschungen, ahndeten jetzt, indem ihr Herr das stolze Ziel seiner Wünsche, Longobardiens unumschränkter König zu seyn, erreicht zu haben, und sich den frohesten Aussichten auf die Zukunft überlassen zu können glaubte, während er bereits mitten unter diesem Festgepränge auf Verbindungen mit den Seemächten Genua und Pisa zu Bekämpfung des sicilianischen Königes sann; niemand ahndete jetzt, daß die gesunkene zertrümmerte Stadt ihm furchtbarer werden dürfte, als die blühende in ihrer vollen Herrlichkeit stehende. — Aber über den Trümmern der gedemüthigten schwebte der drohende Geist der rächenden von dem stolzen Kaiser schwer beleidigten Nemesis.

Friedrichs Strenge, die auch in der Folge wenig Mäßigung kannte, seiner deutschen Statthalter und Vögte Grausamkeit weckte bald allgemeine Erbitterung gegen ihn. Die unter den italienischen Städten vorhin getheilten Interessen vereinten sich in dem Hasse gegen ihn. Ihr Egoismus, wo jede sich nur durch Unterdrückung der andern suchte zu erheben, ohnehin gedämpft durch ein gleiches Schicksal despotischer Behandlung, wich der Noth; ihr vereinzelter Freyheitssinn, in seinen Ausbrüchen niedergehalten, in seinen Hoffnungen abgewiesen und getäuscht, suchte ein gemeinschaftliches Bett. Der Städtebund entstand. Mayland, das nur seine alte schöne Stadt, darum nicht seine Bürger, nicht sein Gebiet, nicht seine Hoffnungen sah zernichtet, Cremona, Brescia, Bergamo, Ferrara schlossen sich zu festen Zwecken an einander. Das Kloster Pontida sah 1167 (7. April) eine glänzende Versammlung von Abgeordneten aus diesen Gebieten und Städten. Wechselseitigen herben Klagen über den gemeinsamen Drang folgte hier der Beschwornen

Entschluß, zu kämpfen mit einander für die Freyheit, zu sterben mit einander, wenn das Elend nicht sollte gewendet werden können, für die Freyheit. Es war ein größeres Vorspiel von dem schönen Bunde, den einige Jahre später, als Mayland aus seinem Schutte sich wieder hatte erhoben, eine einzelne Gesellschaft von beynahe tausend Bürgern ebenfalls gegen Friedrichs fortgesetzte Bedrückungen hatte errichtet, die mit der feyerlichen Loosung der Todesbund *) sich einweihete zu einem männlichen Entschlusse. — Vorzüglich wurden die Mayländer jetzt unter rascher Betreibung und Beyhülfe ihrer Mitverbündeten wieder in ihre Stadt eingesetzt, und bald erhob sich ein neues Mayland über den Ruinen des alten. Friedrichs Glück, das unter einem Zusammenfluße mancherley Umstände seit der Epoche, die er für die glänzendste seines Lebens hielt, in Italien zu wanken begonnen hatte, wurde immer mehr erschüttert. Auch die Natur selbst oder das ungewohnte heiße Klima schien sich gegen ihn zu verschwören. Mehrere Tausende seiner Leute starben an eingerissenen Krankheiten; überdies raffte ihm der Tod verschiedene seiner angesehnsten Fürsten **) und seinen treuen Rath, den Kanzler Rainald von Kölln dahin. Viele seiner Anschläge sah er beschämt mißlingen, und gedemüthigt kehrte er über die Alpen zurück; doch das weitere dieser Begebenheiten sey einem andern Orte aufbehalten! Wir deuteten hier auf die Folgen der Eroberung von Mayland nur flüchtig hin, überzeugt, daß die

---

*) Sie hatten durch einen Eid sich vereiniget, im Treffen gegen Friedrich eher alle zu sterben, als zu weichen oder sich zu ergeben.

**) Friedrich von Schwaben und den jüngern Welf, und die Bischöfe von Regensburg, Speyer, Prag, Verden, Lüttich und Augsburg.

Herrschaft der Hohenstauffischen Kaiser in Italien, das Glück ihres Hauses überhaupt, das mit dem muthig aufstrebenden Konradin so frühe zu Grabe getragen wurde, dauernder, fester sich würde behauptet haben, hätte der sonst wackre, nicht nur als thätiger, kluger in Rath und That behender Regent, hätte der auch als Mensch achtungswürdige Friedrich seinen Ruhm nicht durch diese grausame, wenn schon wie es scheint, durch fortgesetzten Stolz und Trotz, durch Starrsinn und wälsche Hinterlist und Wortbrüchigkeit der Einwohner seiner Leidenschaft abgenöthigte Strenge gegen die unglückliche Stadt befleckt.

IX.

Historische Miscellen.

Zweyte Abtheilung.

I.

Julians Leichenbegängniß.

Nach einer altrömischen Sitte wurden bey der Leichenfeyer römischer Imperatoren mitten unter den Traurpomp auch scherzhafte Spiele und zwar den mit Klage gefeyerten Gegenstand selbst parodirende spöttliche Darstellungen ausgestellt. Gerade wie bey den Triumphen, wo hinter dem Siegeswagen her und unter die freudigen Zurufungen des Volkes auch die Sitte dem Krieger *) vergönnt hatte, Spottgesänge ungestraft anzustimmen, damit der Halbgott auch wieder an seine Menschlichkeit erinnert und sein Stolz gemäßiget oder, nach altem reli-

*) Vergl. z. B. Sueton im Leben des Jul. Cäsars, dem die Soldaten vor dem Siegeswagen voraus ihr: „moechum adducimus calvum“ aurum effutuit in Gallia u. s. w. ungescheut als Triumphlied singen durften.

giösen Glauben, die Eifersucht der höheren Mächte versühnt würde. —

So als Vespasian wurde bestattet, stellten die Mimen mitten unter den seine Regierung und seine Verdienste verherrlichenden Feyerlichkeiten dem Volke ein anderes Schauspiel, das die Kehrseite, wenn nicht gar ein ägyptisches Todtengericht seyn sollte, dar. Einer derselben z. B. (S. Sueton Vesp. K. 6.) trat in der Person des verstorbenen Kaisers selbst auf, und fragte als Zeuge dieser Zurüstungen, mit der Aengstlichkeit eines Geizigen, einen andern, wie hoch wohl dieses Gepräng zu stehen kommen würde? Auf die Antwort: „Vierzigtausend Pfund" antwortete die Vespasiansmaske: „Gieb mir den zehnten Theil davon und fort mit meinem Leichnam in die Tiber!"

Das gleiche finden wir in alten Schriftstellen bemerkt aus Veranlassung der Nachricht von den Leichenceremonien, die in Tarsus angestellt wurden, als des hochherzigen trefflichen, in Tugenden und Fehlern gleich anziehenden Julians eingebalsamte Leiche, aus Persien dort angekommen, bestattet wurde. Als erklärter Feind so wie aller Künste des Luxus, so auch der mimischen Spiele konnte er nicht verfehlen, Zunft- und Kunstgenossen derselben bey dieser Feyerlichkeit nach Vergünstigung alter Sitte jetzt in dem Augenblicke, wo seine Bewunderer mit Schmerz das Andenken dieses so früh aus der Mitte glorreicher Laufbahn hinweggerissenen einzigen Mannes feyerten, ein Gegenstand muthwilliger Widervergeltung gegen die Verachtung, die er ihnen immer gezollt, zu werden. Fast sein ganzes Leben, die mannichfaltigen Seiten seines Karakters, die, im gewöhnlichen Urtheil zumal, ihn dem Lächerlichen blos stellten, sein oft ans Gezwungene streifender philosophischpedantischer Ernst, seine Vernachläßi-

gung des Aeußern in Kleidung und allem, was sein Rang und was Sitte zu erfordern schien, kurz mit seinem Kynicismus die vielen schroffen und eckigten Parthieen seiner Individualität wurden von diesen den Leichenzug begleitenden — Hanswursten dem Spotte des Volkes ausgestellt. Besonders sollen die Christen an dieser Farze sich sehr erbaut haben *). Kein Wunder, da sie denjenigen galt, der ein verbessertes philosophisches Heidenthum wieder einzuführen und auf den Trümmern des allmählich und schlau von ihm untergrabenen Christenthums zu errichten bedacht war, der ihnen ihre Tempel ließ, aber ihre Schulen schloß, der von allen wichtigen Ehrenämtern sie entfernte, nicht mit Grausamkeit, was sein zarter Sinn und seine Liebe für Recht ihm nicht erlaubten, aber doch mit Spott verfolgte, als Verirrte, als Schwärmer, hämisch als gräcisirender Witzling behandelte, er selbst, räthelsaft und dunkel wie er war, mitten unter seinen Sophisten und Rhetoren, verkauft an jede noch so schwärmerische Ansicht und Uebung seiner neuen Religion.

2.

Nachtrag über Julian.

Da wir Julians hier erwähnten, so erlaube man uns noch folgende Bemerkungen über diesen seltsamen Karakter.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er frühe schon, als man seinen Hang zu mystischer Philosophie und

---

*) Vergl. Gibbon the history of the declin and fall of the rom. empire Vol. IV. 24.

Theurgie wahrnehmen lernte, da er eben für die Befriedigung seiner Liebe zur Spekulation viel mit heidnischen Philosophen und Philosophastern noch als Christ umgeben war, auch von heidnischen Pfaffen für seinen Abfall von dem Christenthum bearbeitet wurde. Dahin möchte wohl auch die Weissagung zu beziehen seyn, die ihm nach Ammian Marcellin. XV. 8. zu Vienne wiederfuhr. „Tunc anus quaedam orba luminibus, cum percontando, quinam esset ingressus, Julianum Caesarem comperisset, exclamavit, hunc Deorum templa reparaturum.“ Uebrigens, davon abgesehen, kommen noch manche andere Umstände vor, die des geistvollen hochsinnigen Mannes Apostasie wenn nicht geradezu entschuldigen, doch bey seinem lebendigen nur etwas zu sehr ins Trübe sich hinneigenden Forschungseifer natürlich erklären. Das Christenthum, das er vorfand, war keine freye Forschung mehr, und beschäftigte bey den wenigeren wohl das Herz und den innern Menschen. Kaum aus dem ersten für seine Belebung so wohlthätigen Drucke emporgehoben, wollte es nur streiten und herrschen. Ob nichtigen Streitigkeiten wurde wie oft! das Wesentliche vergessen — ächte den ganzen Menschen durchdringende Besserung.

Als der aufstrebende, durch die bittersten Erfahrungen einer angstvollen Jugend, wo sein Leben so oft bedräut ward, viel versuchte Mann, genährt durch die Schriften der Weisen, Plato's und der Sokratischen Schule, nach innen gekehrt durch sie, abgehärtet auch für die Reize und das leidenschaftliche Getriebe der Außenwelt eben durch sie, so wie durch frühen Kriegsdienst, den er verband mit dem Musendienst, wie wenige Fürsten vor und nach ihm — als er nun sein Augenmerk der jetzt herrschenden christlichen Religion zuwendete, in der er selbsten erzogen war — als er sah, wie sie jetzt Staats- und

Hofreligion geworden war, als er wahrnahm die heillosen Streitigkeiten so mancher Christensekten unter sich *) und selbst auch unter den — orthodoxen Bekennern der Lehre Jesus so manche unorthodoxe erbärmliche Leidenschaften — als er zerstört sah die Pracht des alten Goezenthums und die Herrlichkeit seiner Altäre und Feste, und so manches niedergerissen, was der Einbildungskraft wenigstens imponirte — wer möchte es ihm so geradezu verdenken, daß er den Gedanken in sich nährte und nähren ließ, die alte Religion wieder auf den Thron zu setzen, die Götter wieder einzuführen in ihre Tempel und ein Reformator des Paganismus zu werden.

Darauf zielte er ab, wie alles beweißt, was er nach seiner Apostasie vom Christenthum, das er viel zu wenig nach seinem ächten Geiste hatte kennen lernen, verordnete und unternahm.

Mehr wirksam für das Leben und die Sittlichkeit sollte der Paganismus werden durch ihn.

Gerade der Umstand, daß dieser lange schon aufgehört hatte dies zu seyn, daß er nur als ein Gaukelspiel und Blendwerk für die Phantasie auf die Menge wirkte, und was Gutes, Edles, Großes unter den Heiden geschah, den Einflüssen der Philosophen-Schulen oder auch den nie abzuweisenden Forderungen des unverdorbenen sittlichen Gefühls im Menschen und der Herrschaft der Ideen der Ehre, des Vaterlandes u. s. w. zufolge geschah — gerade dieses, sage ich, beförderte und bewirkte mit anderem

---

*) Man erinnere sich nur der Arianischen Streitigkeiten über die ὁμοουσια und ὁμοιουσια des Sohnes, über die der Marcioniten, Donatisten u. a. wilde Meinungskriege, die in jene Periode fallen.

des Goezendienstes Sturz und die so schnellere Ausbreitung des Christenthums.

Darum nahm Julian auf von dem Christenthume, was er Gutes von ihm und seinen Einrichtungen in den bestehenden Kirchen aufnehmen zu können glaubte.

Darum führte er ein geläutertes Heidenthum in Schulen ein, indem er ungerecht gegen die Christen die Schulen ihnen verbot; darum verknüpfte er mit dem Götter- und Opferdienste nach Art christlicher Predigten Paraenesen, sittliche Ermahnungen ans Volk, welche der alte Paganismus in den Blüthetagen griechischer Freyheit und Kunst nur auf dem Theater hatte *);

Darum errichtete er Armen- und andere Wohlthätigkeitsanstalten (vergl. hier Amm. Marcell.) für Kranke und Nothleidende, Anstalten, die man sonst unter den Heiden weniger kannte, wo jeder in solchen Umständen an seine Familie, den Zufall oder andre gutdenkende Menschen angewiesen war.

Geradezu verfolgen wollte Julian das Christenthum nicht, wie mehrere seiner heidnischen Thronvorfahren. Dazu war er zu menschlichedel aber auch zu stolz: den Ruhm eines philosophischtoleranten Fürsten wollte er ha-

---

*) Z. B. in den Chören der Tragiker, eines Aeschylus, Sophokles, ja im Aristophanes selbst. Aus den Zeiten, näher denen von Julian, weiß man nur von Antonin, einem Musterbilde Julians, daß er, z. B. vor einer Kriegsexpedition tagelange philosophische Ermahnungen an das Volk hielt, die aber weniger Glück als die προς εαυτον — die trefflichen noch vorhandenen Selbstgespräche, machten. Die Philosophen übernahmen wohl später oft auf den Straßen und sonst dieses Geschäft, aber mit ungleichem Glück.

ben, fast wie Friedrich der Große, der in einigen Rücksichten eine Parallele mit diesem philosophischen Fürsten abgeben könnte, daher auch unser Klopstock in seiner Ode an Bernstorf u. Moltke singt: „daß dem Sieger bey Sorr

Julianus zum Muster zu klein und ein Christ zu werden

Würdig Friedrich ist. . . I. B. 91.

Aber die Toleranz war doch gegen die orthodoxen Christen nicht ohne starken Beysatz von etwas Hämischem, und zielte indirekt auf ihre Herabsetzung und allmähliche Ausrottung, indem er andere Parthieen vor den Rechtgläubigen noch mehr zu schützen schien.

Warum sollten die Galiläer, wie er sie spöttisch oft nennt (S. den Misopogon) ausgeschlossen seyn von Staatsämtern, bedeutenden Kriegsämtern u. s. w. Warum ausgeschlossen seyn von den Spenden, die nach alter Sitte oft unter das Volk vertheilt wurden? — Als die freywilligen Armen, die er in der standhaften Ausübung der Maximen ihres Bekenntnisses nicht irren wollte? — Unwürdiger Spott, den er sich hier als Entschuldigung erlauben konnte! *)

Warum sollten Priester und Mönche gezwungen werden zum Soldatendienste? Warum die christlichen Soldaten im Heere bey Austheilung von Geldgeschenken wie die anderen Weihrauch werfen auf die Goezenaltäre? —

Warum, was ohne Gewissensverletzung bey vielen,

---

*) Eben so, wenn er ihnen den Schmuck der Kirchen verbot, mit den Worten: „er wolle ihnen den Weg zum Himmel erleichtern; selig seyen die Armen" u. s. w. Man kennt ähnliche Anekdoten von dem schon erwähnten Friedrich dem Großen, die ich nur zu bezeichnen brauche.

ja ohne Unrecht bey allen nimmer konnte geschehen — warum sollten sie die Tempel und Altäre der Heiden wieder aufbauen, die sie, mit Erlaubniß nicht sowohl denn auf Befehl voriger christlicher Kaiser hatten niedergerissen? —

Dies alles wer nicht edel und läßt keine Vertheidigung zu. Aber zum Glücke scheiterten alle seine Bemühungen, das Heidenthum auf den Trümmern des Christenthums wieder emporzuheben an seiner eigenen kurzen Regierung, so wie am Geiste der Zeit. Das Heidenthum war Ein Verlebtes. Sein Körper morsch und zerfallen von langen Jahren her, so daß, wenn auch Julian länger hätte gelebt, als er lebte — schwerlich würde er einen Odem der Auferstehung in die Leiche haben einhauchen, d. i. für die Dauer seine neue Schöpfung erhalten können. Die heterogenen Theile schon, aus denen er sein Gebilde wollte zusammensetzen, hätten es zerstört, wie die Macht des Geistes, der über der Geschichte und die schützende, die über dem Christenthume waltet. Das stille Wort, das die Welt umgestaltet hat, sollte siegen. Auch verdunkelt oft und verfälscht, mit allen Schlacken, die von den Menschen her ihm anhafteten und anhaften, sollte es überwinden, und wird ferner überwinden. Stroh und Stoppeln, wie ein Seher neuer Zeit sagt *) werden verzehrt von den Flammen der Zeit. Wahres Gold können sie nur läutern.

---

*) Herder.

3.

Valentinian.

Man weiß von orientalischen Machthabern, daß sie ihre höchste Gunst oft theilten zwischen einen Großvezier und einen Lieblingselephanten, oder diesen gar jenem noch vorzogen. Das möchte hingehen; aber daß ein römischer Purpurträger, Valentinian, Herrscher des westlichen Reichs, wie sein Bruder (Valens) des östlichen, ein nicht unkluger, tapferer aber oft sehr tyrannischer christlicher Weltgebieter, zwischen zwey Bärinnen, Innocenzia und Mica Aurea genannt — die gerade durch ihre ungewöhnliche Stärke und Wildheit seinem sympathetischen Gefühl angemuthet hatten — und dem Oberschlächter Maximin, dem bereitwilligsten und allzeit fertigen Vollstrecker seiner wilden Befehle, der in Mayland besonders, wo bekanntlich die Residenz des Kaisers war, die edelsten Römerfamilien auf Valentinian's Geheiß geschlachtet hatte und dafür zum Dank mit der Präfektur von Gallien belohnt worden war — daß zwischen diesen und die Bärinnen der Fürst seine hohe Gunst theilte, dies ist zwar konsequent, aber darum nichts weniger empörend für jedes sittliche, menschliche Gefühl. Diese Bärinnen waren die Leibwache des Kaisers. Ihnen vertraute er sein Leben und seine Sicherheit noch zuverläßiger an als seinen Gallischen oder Germanischen Wachen. Ihre Käfiche waren neben seinem Schlafzimmer. Die Unglücklichen, die auf seine raschen despotischen Befehle hin der Wuth dieser Bestien vorgeworfen wurden, oder wenigstens die Leichname der sonst mit dem Schwert oder auf was immer für eine Weise Hingerichteten von denselben zerreissen und fressen sehen *), war eine vorzügliche

*) Saevae hominum ambestrices nennt sie Ammian. Marcell. ein keineswegs übertreibender, besonnener Zeuge S. 29, 3.

Augenweide für ihn. Man weiß, daß nicht gerade ein erwiesenes bedeutendes Verbrechen nöthig war, um so manche seiner Untergebenen diesem grausamen Schicksale auszusetzen. Das geringste Versehen seiner Dienerschaft, im Lassen oder Thun, oft nur ein von ihm selbst, oder von andern ihm Vorgespiegeltes, das die jähe Aufwallung seines grausamen Zornes reizte, war bey dem, dessen kurze unwiederrufbare Sprüche sogleich erschollen: „Beil auf den Nacken dem Kerl! — Todtgeschlagen mit Kolben den Bursch!“ hinlänglich dazu. So war er im Haushalt schon, wo auch andere Tyrannen sonst unter ihren Privatumgebungen von ihren öffentlichen Unmenschlichkeiten eher, wie die Geschichte zeugt, sich zu erholen und menschlicher zu benehmen pflegen. — — Der Bärenwache war einer eigens zugegeben, der für ihren Unterhalt sowohl als auch die beständige Belebung ihrer thierischen Wildheit sorgen sollte *). Die Pflege, Diät und die nöthigen Bewegungen und sonstigen Uebungen derselben leitete Valentinian selbst. Als Innocenzia, die Eine Hälfte dieses Schwesterpaars durch eine lange Laufbahn treuer Dienste ihre Befreyung ihm verdient zu haben schien, gab er ihr mit zärtlicher Erkenntlichkeit, wie man bey Sclaven sonst thut, die man mit dem Freygelassenen-Stabe beschenkt, den Manumissionsschub, und entließ das treue Thier wieder in die Freyheit seiner heimathlichen Waldungen. — Innocentiam post multas, quas ejus laniatu cadaverum viderat sepulturas, ut bene meritam in silvas abire dimisit innoxiam. Ammian. Marcell. XXIX. 3.

---

*) Custodes visuri solicite, ne quo casu ferarum deleretur luctificus calor. Amm. M. 29. 3.

4.

Kehrseite eben dieses Valentinian's.

Und doch hat eben dieser Valentinian, von dem wir diese Rohheiten so jetzt treu erzählten — der Geschichte gemäß — nur mit Vorbeygehung vieler anderen Belege seiner Grausamkeit, deren auch Müller in seiner allgem. Geschichte mehrere erwähnt (S. 1. B. S. 496) *) — doch hat dieser rohe Herrscher seine Regierung durch manches Preiswürdige ausgezeichnet. Da es ihm an natürlichem Verstande keineswegs fehlte, da kriegrischer Muth, Festigkeit und Einfachheit der Sitten, die nur weder durch Wissenschaft, noch durch sonstige Uebung und Kunst, seinen Jähzorn zu beherrschen gemildert waren, ihn belebten, so war ihm die Einsicht und Wahl des Besseren in glücklicheren Augenblicken keineswegs fremd. Strenge Mäßigkeit herrschte an seinem Hofe, seiner Tafel. Er folgte hier beynahe dem Beyspiele Julians. Die Entfernung aller Pracht und alles Luxus ersparte den Unterthanen und dem Fiskus viele Summen und drückende Auflagen. Die Aussetzung neugeborner Kinder, die ein Vater oder eine Mutter nicht ernähren wollte, verbot er aufs strengste. (cod. Justin. l. 8. tit. 3. l. 2.) Er war durchaus duldsam gegen jedes Glaubensbekenntniß. Obschon selbst Christ, schützte er die Heiden so gut als die Juden und unter den Christen wieder jede der zahlreichen Sekten bey der ungestörten Ausübung ihrer kirchlichen Sitten. Nur die dem Staate immer so gefährliche Magie mit ihren dunkeln Riten und allerley geheimen Künsten wurde mit Recht unerbittlich von ihm verfolgt. Ein vorzügliches

---

*) Bemerken müssen wir indeß, daß, was von dem grausamen Tode des Prokopius dort erzählt ist, von Aumian. Marcell. nur als Enthauptung vorgetragen wird. 26, 9.

Verdienst noch erwarb er sich durch die öffentlichen Lehranstalten, die unter seiner Leitung, sowohl in seinen als seines Bruders Staaten, in Rom und in Konstantinopel errichtet wurden. Die ersten Züge von öffentlichen Universitäten enthalten diese Anordnungen, die man im cod. Theodos. l. XIII. tit. III. de professoribus et medicis u. l. XIV. tit. IX. de Studiis liberalibus artis Romae findet. Die Künste der Rhetorik und Grammatik sollten in lateinischer und deutscher Sprache in der Hauptstadt jeder Provinz und vorzüglich in Konstantinopel und Rom gelehrt werden. Ein und dreyßig besoldete Professoren, einen Philosophen, zwey Gesetzlehrer, fünf Sophisten, drey Redner, zehn Grammatiker (fürs Latein) hatte die Hochschule zu Konstantinopel; und über diese noch waren sieben Abschreiber oder Antiquarier, wie man sie nannte, aufgestellt, deren fleißige Federn die öffentliche Bibliothek mit schönen und korrekten Abschriften klassischer Schriftsteller zu versehen hatten. Jeder, der als Student wollte aufgenommen werden, hatte ein Zeugniß von seiner Distriktsobrigkeit beyzubringen. Nahme, Profession, Aufenthaltsort der Eltern wurden regelmäßig in ein Register eingetragen. Die studirende Jugend war streng angewiesen, ihre Zeit nicht mit müssigen Ergötzlichkeiten, Festen oder im Theater zuzubringen. Der Termin ihrer Erziehung war beschränkt auf das Alter von zwanzig Jahren. Ein militärischer Geist, der strengere, dem Valentinian eigene schien sich auszusprechen schon in diesen ersten Linien der Anordnungen, so wie auch das Rauhe des Bärenfreundes sich verrathen mochte in der Bevollmächtigung, die der Präfekt hatte, jeden faulen oder widersetzlich sich zeigenden Studiosus durchpeitschen oder hinwegjagen lassen zu dürfen von der Universität. Auch war eben derselbe gehalten, einen jährlichen Rapport an den Magister officior. zu erstatten über die Fähigkeiten

und Fortschritte der einzelnen Pfleglinge dieser Hochschule, um nach Beschaffenheit sie zum Dienste des Staates gebrauchen zu können. — Auch ist von eben diesem Fürsten als rühmliche Inkonsequenz mit seiner eignen vernachläßigten Bildung und als Verdienst um das Gemeinwohl die Aufstellung besoldeter Aerzte in mehreren Gegenden zu loben. So wurden vierzehn derselben in den verschiedenen Quartieren Roms, die durch ihre Geschicklichkeit ausgezeichnet waren, mit öffentlicher Besoldung und verschiedenen Privilegien angestellt. (Vergl. auch Gibbon history of the declin. and fall, IV. S. 207 — 209.)

5.

Der Ritter St. Georg *).

Wer sollte es glauben, daß der heil. Georg, dieser Schutzpatron der Engländer, der Vorsteher tapferer Reiter, wie einst Castor im Alterthum, überhaupt der Schützer und Belohner der Tapferkeit, dessen gefeyertes Bild über manchen Hosenknöpfen in dem von ihm so benahmten Hosenbandsorden prangt, ursprünglich nichts anders gewesen seyn sollte als ein heilloser Bischof, der von einem rasenden Pöbel wegen seiner Schlechtigkeiten und Bedrückungen gemordet und in die See geworfen, unvermuthet nach seinem Tode zur Ehre gelangte, als ein Märtyrer und Heiliger verehrt zu werden?

Und doch ist es so. Er ist kein anderer als der berüchtigte Bischof von Kappadocien aus dem vierten Jahrhundert. Von dunkler Abkunft, wie von den meisten

---

*) Zum Theil nach Gibbon the decline and fall of the rom. empire. IV. c. 22, 23.

und glaubhaften Schriftstellern angenommen wird, eines Walkers Sohn, mußte er sich doch, nachdem er seine erste Jugend in niedriger Unbekanntheit zugebracht hatte, durch Gefügigkeit und parasitische Künste bald Gönner und einen Grad von Aufmerksamkeit zu verschaffen. Durch Empfehlung seiner vornehmen Patronen wurde er bey der Armee angestellt, die er mit Specklieferungen eine Zeit lang versah, wobey er Gelegenheit hatte, und, weil er es mit den Mitteln nie genau nahm, leicht fand, großen Reichthum sich zu erwerben. Seine Betrügereyen wurden aber bald so bekannt, daß er nöthig hatte, dem verfolgenden Arm der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Nun warf er sich der Arianischen Sekte in die Arme. Sein gewandter Kopf verhalf ihm in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Ansehen unter den Bekennern dieser Lehre. War es aus wirklicher Liebe, oder nur aus Prahlerey, wie es wahrscheinlicher ist, und aus Sucht gelehrt zu scheinen, er schaffte sich eine ansehnliche Bibliothek historischer, rhetorischer, philosophischer Schriften an (S. Ammian. Marcell. 22, 11. Greg. Nanziaz. Or. 21. und Epiph.) Durch die Wahl der unter Konstantius so eben jetzt in Afrika herrschenden Arianischen Parthie wurde er zum erledigten Bischofsstuhle des vertriebenen Athanasius erhoben. Der Einzug des neuen Erzbischofes war der Einzug eines barbarischen Eroberers. Jeder Augenblick seiner Regierung beynahe ward besudelt durch Grausamkeit und Geiz. Nicht nur die Anhänger der katholischen Kirche in Alexandria und Aegypten waren seiner Habsucht und Tyranney jetzt preisgegeben, auch gegen die Arianer in seiner weit ausgedehnten Diöcese, wie gegen die Heiden, wo er nur immer konnte, verfuhr er mit gleicher Wütherey. Der Primas von Aegypten war umkleidet mit allem dem Pompe seines hohen Ranges, nichts desto

weniger aber verrieth er überall jetzt alle Laster seiner niedrigen und sclavischen Herkunft. Die Alexandrinischen Kaufleute verarmten durch die ungerechten Anmaßungen des Monopols, das er über Salz, Salpeter, Papier u. s. w. an sich gerissen hatte. Ja er schämte sich nicht den Angeber selber zu machen. Daß die Alexandriner mit einer Häuserbesteurung unter dem Vorwande, Alexander der Erbauer der Stadt habe seinen Nachfolgern, den Ptolemaeern und Cäsarn das beständige Eigenthumsrecht des Grundes zugesichert, jetzo belegt wurden, war sein Werk. Die reichen heidnischen Tempel in Alexandria wurden von ihm geplündert; „wie lange noch soll dies Grabmal stehen" rief er laut und höhnisch aus, als er durch die Hallen eines prächtigen Apollotempels ging! Unter Konstantius wurde er durch die Wuth des empörten Volkes aus Alexandria vertrieben. Nicht ohne große Anstrengung der bürgerlichen und militärischen Gewalt ward er wieder in seine Würde eingesetzt, — aber nur auf kurze Zeit! Julians Thronbesteigung war der Moment seines Sturzes. Er, mit zwey seiner Helfershelfer, Diodorus und Drakontius wurden sogleich in den Kerker geführt, in Ketten geworfen, und der Untersuchung der öffentlichen Gerechtigkeit heimgestellt. Das Volk, dem der Gang der gerichtlichen Form zu langsam schien, wartete den Prozeß nicht ab. — Vier und zwanzig Tage nach der Verhaftung erbrach die ungestümmerbitterte Menge das Gefängniß und schleppte mit Gewalt die Verhafteten hervor. Eines jämmerlichen Todes mußten sie unter den Händen der Rasenden nach vielen Qualen und Martern dahinsterben. (24. Dec. 361.)

Die Leichname des Erzbischofes und seiner Genossen wurden im Triumph auf dem Rücken eines Kamehls durch die Straßen geschleift, und, zerfleischt und zerstüm-

melt, wie sie waren, unter abscheulichen Verwünschungen dort, unter roher wilder Hohnlache anderwärts in die nahe strömende See geworfen.

Die Anführer des tobenden Volkshaufens hatten bey der letzten Verfügung die Absicht, der Schwärmerey der Christen zuvorzukommen, von denen sie besorgten, sie würden die Leichname ihrer von ihnen, den Heiden ermordeten Glaubensgenossen eben darum mit der Ehre des Martyrthums gleich andern, die als Opfer des Religionshasses gefallen, feyerlich weihen. Ihre Besorgniß war nicht ungegründet und ihre Vorsichtsmaaßregeln wenigstens in Beziehung auf den Erzbischof ohne Wirkung.

Was auch Arianer und Katholiken Georg im Leben gleich haßten, da sie alle von ihm, obschon er der Arianischen Parthie zugethan war, gänzlich nach den Eingebungen seiner rohen vorherrschenden Leidenschaften, Geiz und Wütherey gleich gedruckt wurden, so lößte sich doch der Haß gegen ihn durch das Schicksal seines gewaltsamen Todes in Mitleiden auf, und die Erbitterung der Arianer und Katholiken gegen einander schien in dem Gefühle, daß ein christlicher Bischof unter den Händen der Unglaubigen dieses Schicksal mit seinen Genossen erfahren, für den Augenblick aufzugehen. Beyde Parthien stritten sich bald um die Ehre, ihn den ihrigen zu nennen, und die später triumphirende katholische Kirche trug kein Bedenken, den verworfenen Georg von Kappadocien in den Katalogen ihrer Heiligen und Märtyrer aufzunehmen. So ward denn allmählich der Walkersbursche — niedriger Betrüger als Specklieferant einst bey der Armee, und eben so wenig seinen alten Künsten entfremdet als Oberbefehlshaber der afrikanischen Kirche, zu dem sich jetzt rohe gewaltthätige Herrschsucht und Grausam-

keit gesellte, im Laufe der Zeit umgewandelt zu einem Glaubenshelden und schon im 6ten Jahrhundert (S. Heylin history of St. George London 1633 und Bollandyste Act. SS. Apr. T. III. p. 100—163) in Palästina, Armenien, Rom u. s. w. ein Gegenstand öffentlicher Verehrung. Seinen Ruhm und die volksmäßigere Verbreitung seines Nahmens, in Europa, nahmentlich in England als Patron der Waffen, der Chevalerie und der Hosenbänder verdankt er den durch die Kreuzzüge vorzüglich von ihm herübergekommenen, in alten Kunden und Liedern erschollenen romantischen Dichtungen der frommen Abentheuer, welche verrichtet zu haben die wunderbar alles umgestaltende Sage einem mit ritterlichreligiöser Verehrung gefeyerten Nahmen nun anbildete.

X.

Analekten.

I.

Das Wahre könnte man nennen ein Harmonisches für den Verstand; das Schöne, für die Einbildungskraft; das Gute für den Willen.

Damit können und sollen nun auch diese drey Ideen nicht definirt (begränzt) seyn.

Nur eine Andeutung ihres Verhältnisses gegen einander und ihrer Verwandtschaft sollte gegeben werden. Strenge Definition lassen sie eigentlich gar nicht zu. Es sind unendliche Begriffe, davon der endliche Mensch nur einen Theil in seinem Wesen darstellen soll und kann. Harmonie aber, Uebereinstimmung scheint mir das Gemeinschaftliche aller drey zu seyn.

Das Volk der Griechen that nicht Unrecht, in der alten besseren Zeit, in den Tagen vor und bald nach Cimon (S. Aristoph. Wolken) bey der Bildung seiner Jugend zuförderst nach den ersten grammatischen Uebun-

gen mit der Musik anzufangen, um durch Angewöhnung des Sinnes für das Rhythmische des Gesanges, durch Weckung des Schönheitssinnes, auch den Sinn für den Rhythmus des Rechten und Guten vorzubereiten und zu freudiger Uebung des Wahren und Tüchtigen jeder Art mittelbar so anzuhelfen.

Es ist ein treffendes Wort: ἄμουσος βαρβαρος! Wer für Harmonie der Töne und Farben keinen Sinn hat, wird ihn nicht haben für das Harmonische der Ideen.

2.

Der Verfasser der „Papiere aus Meisters Schreibtafel“ sagt: Sokrates sey einer der geschmacklosesten Griechen gewesen, dies beweise schon seine Vorliebe für die Tragoedien des Euripides. Welch ein Vorwurf, und welch ein Grund! Wollte man den Einfall blos auf Rechnung des Pfleglinges eines sonst geistreichen, nur überall zu einseitigen Autors setzen, der in seinen Pseudowanderjahren, wohin jene Papiere mit gehören, diesen Meister aufs neue wieder in die Lehre nehmen zu müssen geglaubt hat, so würde dieser Gesellengedanke doch wieder dem Vormunde zu Buche kommen, wenigstens für seine neue Bildung an seinem Schützlinge kein günstiges Vorurtheil erwecken. Wir dürfen ihn aber so kecklich dem unbekannten Verf. selbst zurechnen.

Wäre noch der Vorwurf der Geschmacklosigkeit gefolgert aus Sokrates populärer Lehrmethode, seinen schmucklosen Gleichnissen seinen λογοις ἀγοραιοις (S. Plato's Apol.) seinem ans Triviale oft streifenden Witz, seiner Gleichgültigkeit gegen die Schönheit und Reize der lebloſen Natur, die wir im schönen Eingange des Platoni-

schen Phädros kennen lernen; so hätte der Vorwurf noch einigen, obschon wenig bedeutenden Schein. Aber sollte dem jungen Bildkünstler nichts übrig geblieben seyn von seiner ersten Liebe zur seiner früheren Kunst, die er wie mit Liebe, so mit Erfolg betrieb? Ja, er, der Mann, der die Künstler, die Dichter schätzte und zu würdigen verstand, der Freund der Aspasia, der begeisterte Freund des schönen Alkibiades, der überhaupt Schönheit der Seele in jungen wohlgebildeten Menschen mit ahnender Liebe zu entdecken, mit väterlicher zu pflegen wußte, mit Einem Worte, Sokrates ein Mann ohne Geschmack? — Kein Geschmäckler freylich, oder beschränkter Schönheitsmäckler, auch hier ein Latitudinarius im edleren Sinne des Wortes, — aber dem lebendigen Erkenntnisse des Schönen so wenig entfremdet als des Wahren und Guten, daß man sagen darf, die Dreyheit dieser Ideen habe sich in seinem Leben aufs anspruchloseste, aber eben darum auf das schönste offenbart.

Da der Verf. jener Rüge, zufolge der Schreibtafel und der Wanderjahre (B. III.) ja selbst an eine innige Verwandtschaft des Schönen mit dem Guten glaubt, so darf man ihn wohl fragen, war nicht der sittliche Karakter des Sokrates, sein ganzes Leben, sein Tod Eine Erscheinung des Schönen? Und wenn er dies, wie ich nicht zweifle, zugiebt, wie will er es ausgleichen mit jener leichtsinnigen Behauptung?

Daß Sokrates endlich die Tragoedien des Euripides liebte? Darum soll er geschmacklos gescholten werden. — Ist Euripides so ein geschmackloser Dichter? — Dies scheint vornehm, d. i. ohne Grund, auf das Ansehen einiger absprechenden neueren Kritiker, die dem Aristophanes wohl nur nachbeteten, in der Allgemeinheit, mit der es ausgesprochen ist besonders, hier also behauptet.

Ich will mehrere Mängel, welche verschiedne Euripid'sche Stücke in der Anlage sowohl als in der Durchführung der Karaktere haben, hier nicht entschuldigen, so wenig als das Weiche seiner üppigen Fülle, der er sich oft zu sehr hingiebt, allein seine Bacchantinnen, sein Hippolytos, seine beyden Iphigenien, die erste vorzüglich, die Phoenicierinnen, die Alkeste, auch die Medea u. a. seine Tragoedien bleiben immer Muster eines hohen Schönheitssinnes in den ergreifendsten Situationen und herrlichsten Karakteren, die sie uns vorführen und sind, was auch den großen Schönheiten da und dort wieder manches Fehlerhafte beygemischt ist, vom Alterthume hochgeschätzte und von den gebildetsten Jahrhunderten verehrte Denkmale eines reichen feinbegabten, wenn auch schon einem Aeschylus und Sophokles nicht gleichkommenden Genius.

Wirklich scheint dieses Meister'sche Urtheil, wenn es nicht blos nachgesprochen ist, was den Euripides betrifft, einzig aus einer oberflächlichen Kenntniß der Dramen dieses Dichters, aus deutschen oder französischen Uebersetzungen etwa, wie der Verf. der Wanderjahre im 3ten Bande räth, man soll die Kenntniß der griechischen und römischen Literatur blos durch Uebersetzungen, — des schnelleren Ueberblicks wegen und um Zeit zu gewinnen — der Jugend einlehren, — recht als warnendes Beyspiel der angerathenen feinen Methode entstanden zu seyn.

3.

Und dies ist noch ein Punkt, über den wir mit dem eben so geist- als paradoxiereichen Verf. der Wanderjahre (III. Thl. S. 210 fg.) *) rechten möchten. Man könn-

*) Vorzüglich die Stelle S. 211 — 212 fg. Es käme auf den Versuch an, meinte Wilhelm, ob man mit deutschen Ueber-

te zwar sagen, jener ganze Streit dort sey mehr als ein sophistisches Gerede, oder als ein Konversationsübungsstück des „für und wider" denn als förmliche Behauptung, auf die Gewicht gelegt werden müsse, zu betrachten. Aber das Ganze ist doch zu umständlich und gewissermaßen ernsthaft aus einander gesetzt, mit Anführung von manchem Scheinbaren, als daß man den Verf. nicht dürfte bey dem Worte nehmen, und was er seinen Wilhelm hier sagen läßt, als seine eigenen Ueberzeugung betrachten.

Allerdings ist es wahr, daß man aus dem Ueberblicke des Ganzen am meisten lernt, wie es S. 211 heißt — und daß dieser für einen in der Sprache minder geübten sich aus einer Uebersetzung leichter gewinnen läßt; aber nimmer wird man über den gesammten Geist und Inhalt eines griechischen Werkes aus einer auch noch so guten Uebersetzung ein so sicheres Urtheil gewinnen lernen wie aus dem Original selbsten. Es ist hier nicht sowohl von der Einbuße kleiner Schönheiten einzelner Verse die Rede, wenn es z. B. Dichterwerke gilt, die von dem Verf. zugegeben wird, mit dem Beysatze, gegen den sich gerade nicht viel einwenden läßt, der Verlust sey nicht unersetzlich, und diese seyen es auch nicht, um derentwillen man Dichter lesen müsse. — Es kommt darauf an, daß man das Ganze in seinem Plan, in der Vertheilung seines innern Baues, im Fortschritte der Entwicklung, — wozu

---

setzungen in den Schulen nicht mehr erreichte, als mit dem zerhackten Lesen der Originale. Da die Einführung der Philologie in dieselben schon vor Jahrhunderten in der Absicht geschehen sey, um dadurch eine freyere menschliche Bildung zu veranlassen, so dürfe man gegenwärtig doch wohl nachsehen, ob man den angegebenen Zweck auch erreiche. u. s. w.

eine Ueberſetzung verhelfen kann, mit griechiſchem Auge und Geiſte überſehen und in ſeiner eigenen Vorſtellungskraft nachbilden lerne, — wozu ſie nun und nimmer verhelfen kann. Es kommt darauf an, daß man des Geſammtkarakters eines Schriftſtellers und ſeiner Darſtellungen nach ihrem ganzen Gepräge, Bild und Farbe ſich bemächtige. Da Form und Materie ſich durchdringen und wechſelſeitig bedingen, ſo kann man von der Kenntniß der erſtern auch in ihren kleineren Theilen ſich nicht losſagen, wenn man ein rechtes Verſtändniß der Alten und die möglichbeſte Bildung durch ſie anſprechen und erobern will.

Am allerwenigſten kann alſo das Betreiben der Philologie in Schulen nach dem S. 212 — 213 gegebenen Rathe *) durch Ueberſetzungen empfohlen werden, wo (S. 213) wie die Worte dort lauten, der Lehrer mit den Worterläuterungen dann weiter nichts zu thun habe und mit deſto mehr Erfolg die Schwierigkeiten des Sinnes (?!!) werde können erklären. Die ganze die Philologie aus dem Jugendunterrichte verdrängende Methode wäre der Tod der Philologie, und bald würde kein Lehrer mehr

---

*) Ein Rath, der ſchon aus andern Gründen wenig taugt. Einmal iſt die grammatiſche Uebung in den alten Sprachen auf den Schulen längſt anerkanntermaßen die beſte formelle Uebung für die Entwicklung der Verſtandeskräfte, und dann iſt die dieſer vorausgehende Erklärung der Realitäten in den Schriftſteller, wofür auf niederen Schulen, die doch hier ſollen gemeint ſeyn, für rechte Einſicht und Würdigung der Verſtand jetzt noch nicht reif iſt, die aber ſpäter am beſten von innen heraus angebildet wird nach wenigen Fingerzeigen des Lehrers — man lernt und weiß ja nur, was man ſelbſtthätig aus eigner Anſchauung zum Seinen ſich gemacht hat — eine verkehrte Methode.

auch nach Uebersetzungen die Alten erklären können, weil es bald an Lehrern, die die Sache verstünden und am Ende an guten Uebersetzungen dürfte fehlen.

Das zerstückelte Lernen und Erklären des Ausdruckes alter Sprachen und seiner Schönheiten ist zwar der Zerstörung eines Kunstwerkes gleich; aber diese Arbeit muß vorangehen, daß man das Kunstwerk eher als ein Ganzes wieder in seine Theile zusammengesetzt möge erkennen und würdigen lernen. Fortgesetzter Fleiß fördert bald, daß man das Griechische und Lateinische, wenn auch nicht wie seine Muttersprache, doch mit wenig geringerer Geläufigkeit wird lesen können. Dem Mindergeübten, wenn er nur in den Schulen und später auch bey einiger Fortsetzung mit dem Geiste der Sprache inniger vertraut worden ist, werden Uebersetzungen für eine schnellere Uebersicht, die er etwa dann will, Dienst thun können. Er wird sich das Deutsche in Gedanken in griechischem Geiste übersetzen und aneignen können. Doch zu viel schon des Ernstes vielleicht, über etwas, was vielleicht nicht so ernstlich gemeint war. In einem paradoxen Zeitalter indessen schien mir eine bescheidene männliche Einrede nicht unzweckmäßig bey einer Sache, die ein allzeitfertiger Organisator vielleicht ergreifen und als Probe wenigstens — experimentirend dem Schulunterrichte aufflicken könnte, wofür uns der Himmel bewahre! Der Verfasser dieser Blätter hofft indeß, schon diejenigen, die ihn auch nur aus diesen vermischten Schriften kennen, werden diese Erklärung keineswegs als ein pedantischeigennütziges pro domo oder pro aris et focis betrachten, sondern ihm zutrauen, daß sie eine freysinnige Ergießung liberaler Ueberzeugung gegen einen eine Schrift ist, die ihm durch interessante geistreiche Behandlung mancher wichtigen Gegenstände unsrer Literatur in einer neuen Form praktischer

Kritik viel Genuß und Unterricht verschafft hat, wenn er schon vieles Einzelne, nahmentlich was den Tadel der Goethe'schen Werke betrifft, zu einseitig und schneidend findet *).

4.

Welches ist der rechte Glaube? Auf die Frage Saladins in Lessings Nathan könnte man ohne den Vorwurf einer Zweydeutigkeit oder Spielerey mit Worten mit Recht erwiedern: der wahre Glaube! Nämlich in doppeltem Sinn: Einmal subjektiv so: — Wer von seinem Glauben innig durchdrungen ist, in demselben sein Leben hat, dem ist sein Glaube gewiß der rechte Glaube; dann aber, da der Irrthum vielleicht auch sonach der rechte Glaube heißen könnte und die Frage doch objektiv gemeint ist, wende man die Sache so und antworte: Der richtig angewendete Glaube ist der rechte. Es kommt ja doch nicht sowohl auf äußere denn innere Form der Religion an, nicht sowohl darauf, was wir glauben, als ob und wie wir das Geglaubte anwenden zum rechtschaffenen Leben und zur Förderung desselben an uns und andern. Wer für diesen Zweck dieser oder jener Vorstellung nöthig zu haben glaubt, der habe sie; wenn nun der Geist der ewigen unabänderlichen Religion in ihm weht.

---

*) Nur Eines anzuführen! Wie herb ist, was über das Ungriechische der Goethe'schen Iphigenie gesagt wird! Auch über Goetz und Egmont. Man vergleiche mit dem Urtheil über den letzten Schill. Recens. über den Egmont! (Schill. Werke VIII. B. 2te Abtheil. S. 302 fg.) Der Tadel des Hauptkarakters ist wahr und fast ganz von Schillern entlehnt. Aber wo bleibt die Anerkennung der andern hohen Vorzüge des schöpferischen Goethe'schen Genius, die auch diesem Werke aufgeprägt ist, und Schiller mit freudiger Begeisterung S. 312 — 318 unumwunden preißt.

Am Ende ist diese, die reine, d. i. allein wahre, die das Ewige ergreift, doch eine solche, die nicht an positive Formen, die alle nur verschiedne Hüllen derselben sind, gebunden seyn kann.

5.

Wir beten in Gott häufig nur einen von ihm uns willkührlich gebildeten vergötterten Begriff an, oder gar ein vergötztes Wort; und dieser Dienst ist er nicht wahrer Götzen- ja Fetischdienst? Aber verwerflicher ist doch noch der bewußte unredliche oft hinterhaltig tückische Herrendienst, wo man aus Lohnsucht oder Furcht der Strafe ihm fröhnt.

6.

Eine unmittelbar reine Liebe Gottes, so uneigennützig, daß sie, wie ein großer lange verkannter Weiser will, auch von ihm selbst keine Liebe dafür verlangt, ihn lieben würde, wenn er auch, wäre der Gedanke möglich, uns haßte, ist die schönste lauterste, und diese wird sich auch kund thun in der uneigen-nützigen Liebe aller Menschen.

7.

Zu einer solchen Liebe Gottes führt die lebendige Erkenntniß Gottes, die aber gleichfalls unmittelbar, weniger noch aus der Betrachtung der Natur und ihrer erhabenen Werke, wo der Verstand rückwärts schließt auf einen großen wohlthätigen Urheber, wiewohl diese nicht zu verachten ist, als aus der stillen Betrachtung unser selbst geschöpft werden muß.

8.

Diese Offenbarung Gottes in der Tiefe unsers Gei-

stes und Gemüthes und aus derselben heraus ist die wahrste, die zuverläßigste. Weil wir seines Wesens sind, muß er sich uns da am besten offenbaren; und weil er sich da jedem, der auf sich merkt, von selbst offenbart, erkennen wir, daß wir seines Wesens sind. Es ist ein goldenes Wort eines älteren deutschen Dichters, das Goethe in seiner Farbenlehre anführt:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken,
Wohnt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns seine Kraft entzücken?

9.

Wahr und treffend sagt Hamann in der Vertheidigung des Buchstabens H. „Ihr rühmt euch Gott zu kennen; wie seyd ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen. Durch Betrachtung seiner Werke — woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger als ihr selbst dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen — und den Vertraulichsten von euch allen — euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen Menschen.

10.

Es ist eine Lästerung, wenn gesagt wird, wie nahmhafte Philosophen schon sagten, Menschenliebe sey ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben eine angeborne Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerey, die wir uns einander aufzuschwazen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich

thue und auf jenes Unkosten sich lustig machen könne (Mendelssohns Jerusalem S. 70.) Erniedert dies, konsequent genommen, nicht die Religion, wenn gesagt wird, ohne sie gäbe es keine Tugend, weil sie der Tugend Vergeltung zusichere in einem künftigen Leben. Und kann das Schwachheit seyn, was uns eben empfänglicher macht der Religion, und sie festiget, und wie sie diese festiget, eben so auch Tugend nur festiget?

II.

Auch als Staatszweck kann Religion nach einer bestimmten Form nicht aufgenommen werden ohne Erniedrigung. Sie wird dann einem höhern Zwecke subordinirtes Mittel, und es ist zu fürchten daß sie den Staat verderbe und der Staat sie. Sie den Staat, weil sie als Mittel seiner Zwecke, Sicherheit und Vervollkommung persönlicher Freyheit und des Eigenthums, nur einseitig oder halb, oder hemmend werde verfolgen, und weil ihr Gegenstand ein überirdischer ist. — Der Staat sie, weil er sie, wofern er sie will gebrauchen zu irdischen vergänglichen Zwecken, herunterzieht aus ihrer Sphäre, als Magd sie gebrauchend, und so entwürdigend leicht verschlechtert.

Wahre Religion wollte nie der Erde fröhnen, und ihr göttlicher Stifter sagte groß und wahr: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

XI.

Asterisken.

1.

Für einfache Seelen hat die Wirklichkeit so lange größern Reiz vor den Abbildungen und Nachbildungen der Wirklichkeit und den Vorstellungen mehr willkührlicher Einbildungskraft, als die Gegenstände von jener neu sind für uns und durch Stärke und Lebhaftigkeit auf uns eindringen; aber wir bemerken bald, daß diese Eindrücke nachlassen und dasselbe oft Wiederholte sein Interesse für uns verliert, wo es uns dann weniger rührt und in die Reihe des Alltäglichen tritt.

2.

Auch fesselt die Wirklichkeit und hemmt den freyen Flug der Einbildungskraft. Sie ist ein Gegebenes, das die Freyheit unsrer vorstellenden Thätigkeit in Anspruch nimmt. Sie ist ein Gegebenes, das die Vorstellungskraft auffordert und ihr anmuthet, sich nach diesem zu richten, und wir lieben Unbeschränktheit.

3.

Ein Bild von einer Stadt, die wir noch nie gesehen, von der wir viel Anziehendes gehört, hat daher oft grö=ßere Reize für uns, als die Stadt selbst, wenn wir sie nun erblicken, und nicht immer darum, weil das Beste unsre vorauseilende Phantasie bereits vorweggeschwelgt hat, und wir daher das Wirkliche unter unsrer Erwar=tung finden, als, wie ich glaube, aus eigener, innerer Erfahrung überzeugt zu seyn, weil wir dort einen weite=ren Spielraum haben, unsre Einbildungskraft nach Ge=fallen zu beschäftigen.

4.

Ueberdies tritt in der Anschau des Wirklichen so Manches, nebenher Störende ein, was den Eindruck schwächt, was aber hier nicht der Fall ist.

5.

Auch bemerken wir; es schleicht sich bey dem Vor=trefflichsten, was die Wirklichkeit hat, bald eine Vorstel=lung von Ungenüge hinzu, weil in dem Menschen etwas liegt, was ihn über jene hinausdrängt. Ja sie selbst scheint uns schöner, wenn wir sie in ein Bild verwandeln, so gleichsam ihrer selbst entkleiden. Daher auch unser Wohlgefallen an den bildenden, die Natur nachahmenden Künsten, der Mahlerey, Bildhauerey, Dichtkunst, Schau=spielerkunst u. s. w.

6.

Plato sagt in seiner Politeia (IV. B.) wahr und gut: „Bedauern muß man die Politiker, die immer neue Gesetze geben, in der Meinung, endlich das Rechte zu treffen; denn lächerlich ist es doch, immer neue Ge=

setze zu geben, und Versuche zu machen, bis man das Wahre trifft.“ — Mancher Hazardspieler hat so Hab und Gut verloren, und Völkerwohlfahrt, die leicht bey diesem Experimentiren und Fortwürfeln, Fortspielen und Fortsetzen in die Lotterie, bis endlich der beste Wurf, die beste Charte, das beste Loos kommt, verloren gehen kann, ist doch etwas mehr, als Privatvermögen.

7.

Wo die Gesetze nicht regieren, sondern regiert werden, sagt ein griechischer Redner (Lysias) trefflich, da ist eine schlechte Staatsverfassung.

8.

Der Kosmopolitismus ist häufig nur ein verlarvter Egoismus, der sein Ich in weite Ferne ausstrahlend wärmen will über Meer und Land, um seine kalte Gleichgültigkeit gegen den Nächsten in der Nähe bey sich selber und andern entschuldigen zu können.

9.

Es ist keine geringe Taxe von der Natur auf unsre Vergnügungen gelegt. Die meisten müssen wir mit einer ganz unverhältnißmäßigen Steuer bezahlen. Ja das Bischen Leben selbst zahlt seinen bedeutenden Zoll. Nemo impune natus est.

10.

Man sagt wohl gut: Manche sehen den Wald nicht vor lauter Bäumen. Wort- und Sylbengrübler kann dieser Vorwurf oft mit Recht treffen; aber der Satz gilt auch umgekehrt. Manche sehen die Bäume nicht vor lauter Wald. Der Vorwurf möchte die treffen, die von all-

gemeinen Ansichten überall ausgehen wollen, und das Besondere dabey mit der Anwendung darauf vergessen.

11.

Die Phantasie richtet die Gestalten auf, um ihnen größeren Adel, größere Würde zu ertheilen. Daher auch die Bilder, die im Traume vor uns treten, größer sind als die gewöhnlichen. Scharf bemerkte dies schon das Alterthum. Wo von Erscheinungen, Eingebungen die Rede ist, wird immer hinzugesetzt — imago humana major — vox humana major — κρειττων ἀνθρωπε u. s. w. S. Livius, Xenophon u. a.

12.

Schon die Erinnerungen an solche Gegenstände, die wir in unsrer Kindheit gesehen, erheben sich in größeren Formen vor uns, als sie in der Wirklichkeit sind, und oft überrascht eine solche Täuschung, wenn man nach Jahren wieder das Bild mit der Sache selbst zu vergleichen Gelegenheit hat. Beytragen mag dazu allerdings der Umstand der Kindheit: daß, je kleiner wir selber noch sind, desto mehr uns das Größere imponirt. Aber das Meiste liegt doch in dieser Eigenthümlichkeit der Einbildungskraft; und eben daher, glaube ich, scheint uns auch größer, was wir aus vergangenen Zeiten uns imaginiren. Es scheint die thätige Einbildungskraft könne nicht anders als nach einem solchen oben bezeichneten Gesetze verfahren, und der Glaube der alten Welt an ein tüchtigeres vollendeteres Zeitalter, an Menschen die weit größer, weit stärker waren als die jetzt lebenden, an Riesengeschlechter u. s. w. wie er im Homer schon ausgesprochen ist und in andern Zeitaltern immer sich wiederholt, ist wohl ebenfalls daher abzuleiten.

Wenn Denken von Fichte mit einem Linienziehen verglichen, oder ganz als solches bezeichnet wird, und das Schema dafür also die horizontale Linie — ist; so könnte man für Phantasie die ansteigende | nehmen, jene nach der Fläche, diese nach der Höhe, und sonach wäre ein Unterscheidungszeichen für Poesie und Prose damit gegeben.

13.

Die wahre Begeisterung stellt sich, wie die wahre Liebe (nach Paulus) nicht ungebärdig.

14.

Es giebt eine Begeisterung für den Wahn, wie für die Wahrheit. Eine für den selbst erkannten Irrthum kann es nicht geben *).

---

*) Ein Schein derselben ließe sich denken, aber wäre er so nicht die schnödeste Heucheley, die nur die Larve der Ueberzeugung annähme, und nimmermehr Begeisterung zu nennen. Indessen ist zu unterscheiden zwischen einer exaltirten Stimmung, die nur vorübergehend ist, und einer Begeisterung, die für den Karakter, die dauernde Gesinnung entscheidet und aus derselben hervorgeht. Mancher kann in warmen Augenblicken eine Sache mit Lebhaftigkeit vertheidigen, die er in kälteren bezweifelt. Ja im Handeln auch findet man diese Inkonsequenz. Die an der Sittlichkeit oft zu verräthern werden, können mit wahrer Begeisterung ihr doch oft Zeugniß geben. Sallustius — und in welchen Zeitaltern findet er nicht seine Brüder? — entzündete sich für Recht und Wahrheit eben sowohl oft an den schlechten Beyspielen seiner Zeit, als an seinem eigenen, nicht makellosen, von seiner Zeit befleckten Leben, das ihm, weil ein ursprünglich höherer Geist des Guten in ihm waltete, Gutes und Schlimmes im Kontraste zugleich im Spiegel vorhielt. Solche Menschen sind dann, wie das gemeine Urtheil sie gewöhnlich schilt, nicht Heuchler, nur Unbeständige, Unbefestigte zu nennen.

15.

Die Kunst, — wollen zu lernen, könnte man eine Schwimmschule der Tugend nennen.

16.

Die alten ascetischen Mittel der Uebung in Entbehrung mancherley Art, und Angewöhnung zur Ausdauer waren zwar nur äußerliche Mittel, und, weil selten mit Geist und Verstand betrieben, zur wahren Sittlichkeit wenig nütz', aber was hindert es, daß sie, geistreicher behandelt, für die Gymnastick der Seele nicht eben das werden könnten, was leibliche Uebungen für die Gewandtheit, und dadurch zu bezielende Tüchtigkeit des Leibes?

17.

Die Zeit ist eine eingewickelte Ewigkeit, die Ewigkeit eine ausgewickelte Zeit — eine Schlange, die listiger ist, als alle Thiere des Feldes der Erde, und indem sie uns unter den Händen entrinnt, sich umwendet, und mit göttlich leuchtendem Auge zuwinkt: „Wer mich auf den Kopf treten will, in dessen Ferse werde ich meinen Stachel werfen, und schwer wird es seyn, gegen ihn zu löcken" *).

*) Ausschlagen.

XII.

Ueber
das Msc. Renner
auf der königl. Stiftsbibliothek zu Tübingen,
so wie
über den Verfasser des Renners und das Werk selbst.

Vorwort.

Indem ich hier einen meiner ersten jugendlichen Aufsätze vom Jahre 1786 in einer durchgängigen Ueberarbeitung dem Publikum wieder übergebe, scheint mehr als bey andern ein Vorwort nöthig zu seyn. Nach einem so langen Zeitraume einen sehr mangelhaften Versuch, bey dem ich mir doch neben dem Verdienste des guten Willens auch das des Fleißes nicht ganz versagen kann, der Beachtung derer, die jetzt mit so vielem Eifer und mit so eindringender Gründlichkeit das Feld der altdeutschen Literatur bearbeiten, einigermaßen würdiger zu machen, da auch der erste schon, wie ich finde, ihnen nicht ganz entgangen ist, hat allerdings etwas Mißliches. Ich gebe indessen hier nur kurz die Art und Weise, die ich bey der neuen Ueberarbeitung zum Grunde legen zu müssen glaubte, an.

Die etwas lyrische Einleitung des früheren Aufsatzes ließ ich ganz hinweg. Die Anlage behielt ich zwar bey, zuerst vom cd. des Renners, den unsre theologische Stiftsbibliothek aufbewahrt, dann von dem Persönlichen des Verf. und endlich über den Werth, den das Gedicht in verschiednen Beziehungen hat, Mehreres nach eigener Forschung beyzubringen: allein daß jeder dieser Abschnitte beträchtliche Erweiterungen oder doch Berichtigungen erhalten habe, wird, hoffe ich, die Vergleichung dem, der sie übernehmen will, lehren. Ich habe das Meiste dessen, was unterdessen über Renner zur Sprache gekommen ist, benutzt, und wenn ich nicht noch Mehreres benutzte, so ist nur die kurze Zeit, für die ich mich bey der Revision dieses Aufsatzes beschränkt sah, daran Schuld, da ich einer alten Liebe für diese Art Studium, die früh durch die Bodmerschen und Lessingschen Schriften in mir geweckt wurde, bey meinen anderwärtigen Berufsgeschäften nur abgerissene Nebenstunden widmen kann. Indessen kann ich vielleicht in einem folgenden Bändchen dieser vermischten Schriften noch einige Nachträge liefern.

Da ich den ersten Aufsatz (S. Beyträge für Philos. Geschmack und Literatur 1. H. S. 86) dem Gedächtnisse Bodmers gewidmet habe, so möchte ich den gegenwärtigen umgearbeiteten der verehrungswürdigen Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur in Berlin um so mehr widmen, als dieselbe schon vor mehreren Jahren mich zu ihrem Mitgliede aufzunehmen würdigte, und ich bis jetzt nicht Gelegenheit fand, ihr durch irgend eine ihrem Verein entsprechende Arbeit meinen Dank dafür zu bezeugen.

Erwähnung des vor mir liegenden cd. thut ein Aufsatz im Jenner des deutschen Museums von 1780 (zur Geschichte der Minnesänger) und wieder ein anderer, aber nur ganz im Vorbeygehen, im August eben desselben Jahrgangs (Etwas Persönliches von den Poeten des altschwäbischen Zeitalters) beyde wahrscheinlich von der nämlichen Hand *). Die Stelle im ersten Aufsatze, eigentlich nur eine Note, ist folgende:

*) Seit der Zeit ist, da eine größere Regsamkeit für das Studium altdeutscher Literatur sich verbreitet hat, nicht nur der Tüb. cd. unter andern genannt worden: (S. z. B. das Verzeichniß des Gesammtschatzes altdeutscher Liter. in der Einleitung zu: Deutsche Ged. des Mittelalters herausgeg. von Fr. Heinrich v. der Hagen u. D. J. G. Büsching, wo nicht weniger (S. XXX. u. XXXI.) als 21 cd. vom Renner aufgeführt werden) sondern über den Renner selbst sind vielerley einzelne theils kleinere theils größere Notizen mitgetheilt worden. Wir verweisen hier vorzüglich wieder auf das von Hagen und Büsching in der angeführten Einleit. und im Museum für altdeutsche K. u. L. S. 178, 179 mitgetheilt. Vor allem wäre jetzt, da die in Frankf. 1549 Fol. gedruckte einzige Ausgabe so fehlerhaft und schlecht gerathen und offenbar mit willkührlichen Zusätzen verdorben ist, nach den besten cd. die wir haben, mit Zuziehung der Lessingschen Bearbeitung eine neue Ausgabe zu wünschen.

„Der Renner liegt in der Klosterbibliothek von Tübingen. Der Verfasser nennet sich Hugo von Trimberg. Vor dem Werke steht:

Renner ist das Buch genannt
Wil es soll rennen durch alle lant."

Richtiger lautet die Stelle, die in dem cd. in der Mitte der zweyten Folioseite des ersten Blattes mit rother Dinte und größeren, denen im cd. an der Form selbst ähnlichen Buchstaben geschrieben sich findet, folgendergestalt:

Renner ist dis Buch genant
Wenn es sol rennen durch alle lant.

Der cd. selbst ist auf gutem und starkem Foliopapier, Basler wie ich glaube, mit größerer sehr leserlicher, selten auch nur durch Abbreviaturen unterbrochener deutscher Schrift sorgfältig in gleich abgemessenen einzelnen Seiten, deren jede an die 28 — 30 Verse begreift, geschrieben. Es scheint nur Eine Hand daran gearbeitet zu haben. So ähnlich und gleich, wenige unbedeutende Abweichungen abgerechnet, sind sich überall die Züge. Die Angaben der Kapitel mit der Inhaltsanzeige derselben sind alle mit rother Dinte unterschieden, und der erste Buchstabe, ein Frakturbuchstabe in der Regel ebenfalls roth. Sonst finden sich an den Buchstaben keine Verzierungen, wie man sie sonst an altdeutschen Handschriften findet. Die Anzeige der Kap. selbst durch römische Zahlen, fängt aber erst mit dem dritten Kap. (Cap. III.) an. Voraus gehen ohne besondre Kapitel-Unterscheidung nach dem Eingange:

„Dichtens han ich mich verlaubt
Von der zitt her syder min houpt
Mangerlay döne gewan

Siden diß sausen singen
Zwitzeren grellen snurren klingen
Die dön die ich gelernet han
Die mir vor gar unkunt waren
Biß kom zu sunffzig jaren
Do hub sich ir ampt an
Das mir täglich erzaiget
Wie sich gen dem tod naiget
In alter zitt wib und man
Allain mir nun die ören diessen (klingen)
Und die ougen überfliessent
Doch will ich ain buchlin
Minen gutten frunden tichten
Und mit reymen also berichten
Das sy do by gedenkent min." *)

---

*) Ich gebe hier ganz, wie ich auch in der Folge thun werde, die Rechtschreibung unsers cd. nur werde ich späterhin mir Distinktionen zu größerer Bequemlichkeit der Leser erlauben. Der Anfang scheint nicht viel Gutes für ihn zu sagen; denn dieser ist sehr nachläßig geschrieben — indeß zeigt doch die Folge Besseres. — In der vierten Zeile muß diß offenbar diessen wie weiter unten es steht (klingen) heißen. Nach gelernet han ist eine Zeile ausgelassen. Diese frühere Vermuthung fand ich später bestätiget durch die Vergleichung des Anfangs, wie ihn aus den Wolfenbüttelschen cd. das Fragment über Renner in Lessings Leben III. Thl. S. 82. giebt. Dort finden sich die ersten Zeilen der Einleitung folgendergestalt:

Dichtens het ich mich verlaubt
Von der Zeit her, seit mein Haupt
Mangerley Döne gewann.
Sieden, diessen, seusen, singen,
Zwitzern, grellen, snurren, klingen,
Die dön ich gelernet han
Seit ich werd ein alter Man

zwey Abschnitte, mit rother Dinte überschrieben. Einer: wie vil er bücher getícht hab und dann von Adam und von Eva, dann erst kommt die Rubrique Cap. III. mit der Aufschrift, ebenfalls roth:

Hie hebtt sich an der hoffart dorn
Wer darin vellet der ist verloren.

Im Ganzen ist der cd. im XL. Kapitel abgetheilt, die aber wieder verschiedne Materien mit verschiednen Aufschriften in sich begreifen. So hat das letzte Kapitel Bl. 260 a. die Ueberschrift: „Von des Menschen dreyerlay gepurt, von der gnade der zitt, von dem Wort das da heißt trewe (trauwe) nicht: ain mer von ains kungs Erbschaft." — Diese Mer (die bekannte von den vier Königssöhnen, die nach dem todten Leib ihres Vaters schießen sollten) hat wieder Bl. 262 a. eine eigne Aufschrift: „ain mer von ainem kunig" und Bl. 264 a. kommt die letzte Aufschrift: „von dem jüngsten Tag." —

Das Msc. ist bis in der Mitte hinein sehr gut erhalten, von da an großentheils an den untern Ecken durch Nässe korrumpirt; doch wenig zum Nachtheil für den Leser, der mit einem guten und geübten Auge sich meist leicht

---

Sie mir vor gar unkunt waren
Bis ich kam gen fnnfzig jaren
Do hub sich ihr ampte an u. s. w.

Bemerkt wird, daß die gedruckte Frankfurter Ausgabe st. verlaubt widersinnig „Dichtens hat ich mir erlaubet" setzt. Der Verf. will gerade das Gegentheil sagen. Vom Dichten hätte er zwar Abschied (Urlaub) genommen, von der Zeit an, als die in gehäuften Schallworten mahlerisch bezeichneten Symptome des Alters im 50sten Jahre schon sich bey ihm eingestellt. Dennoch (doch will ich ain büchlin V. 15) wolle er jetzt in seinem vorgerückteren Alter es noch wagen, ein neues Buch (den Renner) zu schreiben.

wird durcharbeiten können. Der cd. enthält 268 Blätter, weder Blätter noch Seiten sind numerirt, auch sind, wie zu erwarten ist, nirgends Distinktionszeichen. Die Abfassung der Handschrift fällt indessen schon in die Zeiten der Erfindung der Buchdruckerkunst. Ob die Handschriften, die in Wolfenbüttel aufbewahrt lagen, so wie die anderen, die man sonst noch in Deutschland besitzt, jünger oder älter, weiß ich nicht. Ich glaube von den Wolfenbüttelschen das letzte annehmen zu dürfen *). Am Ende des cd. ist der Nahme des Abschreibers und die Zeit, wenn er seine Abschrift vollendet, mit den Worten angegeben:

Finitus est liber ille p me Martinū bosch
Cappellanū p vidi viri laurēty krafft
Anno dmi MCCCCLXXIII. in vi^{g} sti Jacobi.

---

*) Von einer der drey, die Lessing zuerst, ehe er mit einer Hamburgischen bekannt wurde für einen Plan, den Renner in einer neuen Recension herauszugeben, benutzte, kann ich dies bestimmt nun sagen; denn in dem Lessing'schen Entwurfe zu einem Aufsatze über den Renner, der Lessings Leben 3ter Theil (1795) einverleibt ist, finde ich vom Herausgeber, dem Bruder, S. 85 die Stelle: „die eine Handschrift ist, wie er (Lessing) unten beym Jahre 1472 gelegentlich anmerkt, vom Jahre 1388, und wie ich auf einem andern Blättchen beyläufig gefunden habe, von einem Michel von Wirtzpurk gekorrigirt und geregistrirt. Von den andern beyden hat er nirgends etwas angemerkt." So weit der Bruder. — Nach einem Briefe Lessings an Herder (sämmtl. Schr. 29. Thl. S. 493) mußte das vierte Hamburgische Msc., das Lessing später in die Hände bekam, noch älter seyn. L. schreibt: „es ist so gut und so alt, daß ich alles aufs neu durchgehen muß." Leider unterblieb so die ganze Ausgabe.

Die letzten Worte heißen wohl in vigilia Sancti Jacobi, am Vorabend vor dem Jakobifeyertag. Weitere Nachrichten von diesem Martinus Bosch oder auch dem Laurentius Krafft, als dessen Kappellan der Abschreiber sich rühmt, weiß ich nicht anzugeben, so wie ich von der Geschichte des cd. selber, ob er hier in Tübingen geschrieben worden oder anderwärts und wo? — so auch, wie und wann er hieher gekommen? nichts weiß. Jene obige Angabe führt auf keine Spur, auch findet man nirgends einige dafür dienliche Notizen, wie es zuweilen bey Handschriften der Fall ist, von früheren oder späteren Händen beygeschrieben.

Der innere, kritische Gehalt der Handschrift würde sich erst näher dann bestimmen lassen, wenn die sonst noch auf Bibliotheken vorhandene cd., was uns jetzt nicht zu Gebote steht, damit könnten verglichen werden. Eine kleine Probe gab schon oben der Anfang des cd. Mit einer Fabel, die Lessing in den Beyträgen zur Geschichte und Literatur nach den von ihm gebrauchten Handschriften mitgetheilt hat (v. St. S. 37) kann noch eine andere Probe vom Verhältniß des Tübinger cd. zu den Wolfenbüttelschen gegeben werden. Wollten wir auch annehmen, Lessing habe den Text hier schon so geliefert, wie er ihn aus den drey verschiedenen cd. für seine neue Recension *) sich zurechte gemacht, den Maximen gemäß, die er in dem Aufsatze: „über die sogenannten Fabeln

---

*) Da der Nachlaß der Lessingschen Arbeit über den Renner in Eschenburgs Hände gekommen ist, und so eben jetzt mit andern Büchern und Msc. des verstorbenen Prof. zur Versteigerung ausgeboten wird, so ist wohl zu hoffen, daß einer der altdeutschen Literatoren unsers Vaterlandes ihn an sich ziehen, und noch öffentlich, sey es in einem Journale oder besonders bekannt mache.

aus den Zeiten der Minnesänger" (5ter Beytrag zur Geschichte und Literatur S. 19) angibt. — Maximen, die wenn nicht eben allgemeine Billigung ansprechen dürften, doch nach den gegebenen Proben aus den Bonerschen Fabeln, sinnreich und anziehend ausgeführt sind — so verschlägt dieses doch hier nicht viel, da nichts Willkührliches von Lessing hinzugethan seyn konnte, sondern nur das Bessere aus jedem cd. dann gewählt ist. —

Wir setzen die Fabel vom Abte, die auch in den Bonerischen Erzählungen, ziemlich weitläufiger dort, vorkommt nach dem Tübingischen cd. hier bey, und lassen die, welche L. aus seinen cd. des Renners mittheilt, — er nennt nicht den besondern — (Beytr. V. S. 37) zur Seite abdrucken.

Ain mer von ainem Prelaten.

(Tübinger Handschrift.)	(Lessingscher Abdruck.)
Ain waur mer ich vernumen han	Ein war mere —
Des ich nit wol vergessen kan	— nicht — —
Das wil ich schriben das ander lutt	— schreiben, — leut
Do by sich wollent bessern hutt	Dabey sich wollen — heut.
Do ain prelatt zu ainem mal saß	Do ein prelate ze imal sas,
Und mit sinen gesten aß	— — — —
Ain schenk kar wart im gesant	Ein schenkart das —
Mit birn do sprach er zu hand	— — — —
Wer behelt mir den schenk kar	— — das schenkar
Mit disen birn ane var	— — one —
Das ir kaine werd verloren	— — — —
Ob das gescheh das wer mir zoren	— —, das wer zoren
Sy sprachent das tutt ver schwe-	Si sprachen, das tu
ster sun	ewer — son.

(Tübinger Handschrift.)	(Lessingscher Abdruck.)
Wer sollt es billicher den er tun	— — — ton?
Nayn sprach er er ist ain thor	Nein, — der — ein —
Er nem villicht die besten vor	— vil leicht — —
Und liesß mir die bösen ligen	— mier — böſten —
Domitt ward der red geswigen	Damit — — —
Nun saß ain gaistlich doby	Nun — geistlich man do bei,
Das dir geklaget sy	Der sprach diss i dir — sey
Gott herre das man dem nit sol	Got — den nicht —
Zu sechzig birn getruwen wol	— — getrawen —,
Dem tusent sel empfolhen sind	— tausend sele empfo- len —
Ain reich pfarr hett das kind	Ein — pharre het —
Dem man zu den pirn nit	— — birn nicht
Getruwett als laider noch geschicht	Getraut — me geschicht,
Das selen bas fail sint den birn	— — bas feiler
Das onbild gautt in min hirn	Des unbild get mir —

Man sieht: der Unterschied ist nicht groß, und betrifft meist die Rechtschreibung. Diese ist in unsern cd. überall, so auch hier, nach der breitern oberschwäbischen Mundart genommen. Wahrscheinlich hat L. seinen ältesten cd. hier zum Grunde gelegt, von dem oben schon die Rede war. Die Distinktionen sind von ihm; vielleicht hat er auch einiges aus den zwey andern cd. aufgenommen. Besser ist bey ihm die Lesart böſten im Superlat. V. 17. — ließ mir die böſten liegen auch als Gegensatz von dem vorhergegangenen besten. Wenige Verse darauf ist die Auslassung „der sprach dies" beym Abschreiber des Tüb. cd. eine offenbare Dscitanz, wie wir in den Eingangsworten des Msc. schon eine ähnliche rügen mußten: Dagegen liefert doch auch die kleine Fabel,

wie unsre Handschrift sie giebt, bessere Lesarten: z. B. ainem mal besser als imal; schenkkar ebenfalls besser als schenkart, V. 7. nur daß es eher in unserm cd. als Ein Wort geschrieben seyn sollte. Da im 9ten V. schenkar gesetzt, so wäre zu erwarten gewesen, daß Lessing seinen Maximen gemäß das Bessere beydemale gesetzt hätte *). Auch ist V 12. unsre Lesart „des wer mir zoren" offenbar besser denn die L. „wer zoren" dafür ist wieder das L. „geistlich man" besser st. gaistlich allein. Hingegen bas feil in unsern cd. offenbar vorzüglicher als der lächerliche Pleonasm bas feiler. Für die letzte Stelle dürfte vielleicht noch eine bessere Lesart gefunden werden, als beyde Exempl. anbieten. Der Dichter scheint hier ein bezeichnenderes Wort gebraucht zu haben, als nur das einfache gehet, ein Wort etwa, das durch heftige Bewegung des Hirnes den Unwillen andeuten sollte, viel-

---

*) In meinem früheren Aufsatze irrte ich mich, schenkart für das bessere Wort zu halten. Es findet sich zwar keines der beyden Worte in dem Scherzoberlinschen Glossar.; Allein nach aller Analogie kann nur schenkkar das rechte Wort seyn, aus Schenk und kar zusammengesetzt. Jenes, wie bekannt, als Subst. bedeutet im Altdeutschen (S. auch Scherz-Ob.) ein Geschenk, Präsent: kar (S. Scherz p. 760) jedes konkave Gefäß, in Specie eine Schüssel: So wird dort das Wort käskar angeführt für calinus casei, und bienenkar st. Bienenkorb. Der Sinn ist also: Eine Schüssel oder Korb mit Birnen (Präsentkorb) ward dem Prelaten zum Präsent gesandt. Eben so drückt sich auch Boner aus, der eben diese Fabel weitläufiger, vielleicht nach dem Renner, wenigstens später als der Verf. des Renners erzählte:

„Dornach nit wart gespart
Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn vol."

leicht gahet — die Minnesänger sagen: das Herz gahet mir, hüpft mir: Bodm. S. I. 43.

* * *

Nun Einiges über die Person des Verf. und den Werth des Buches selber!

Daß Hug (Haug) von Trimberg (von andern Trymberg geschrieben) Verfasser des Buches war und daß er zu Tewrstatt (Theuerstadt) vor Babenberg (Bamberg) Schullehrer gewesen, finden wir am Schlusse des Gedichtes selbst. Die Stelle ist nach unserm cd. folgende:

Der diß Buch getichtet hatt
Der pflag der schul zu Tewrstatt *)
Wol viertzig jar vor babenberg
Und hieß hug von Trimperg
Es ward voltichtet das ist war
Do tusentt und drevhundert jar
Von cristus gepurd vergangen waren
Dritthalb jar gleich von den jaren
Do die juden in franken wurden erschlagen **)

---

*) Sofern wäre also die frühere Angabe Gellerts unrichtig, der ihn blos zum Schulmann in Babenberg (S. s. Vorrede von altdeutschen Fabeln S. 28) macht. Nach Büschings Geographie ist Theuerstadt eine Vorstadt von Bamberg, die aber auch von andern als ein besondres nahe bey Bamberg gelegenes Dorf aufgeführt wird. (Vergl. z. B. Mus. für altdeutsche Lit. u. K. 1. B. 1. H. S. 179.)

**) Diese tragische Geschichte, die den Christen so wenig Ehre macht, und einen schwärmerischen Bauerkerl Schurzfleisch zum Urheber, wenigstens Anführer hatte, der sich von Gott berufen glaubte, diese Nichtchristen zu erschlagen, wie ähnlicher Fanatismus sich früher schon während der Kreuzzüge zugetragen und später da und dort mehrmalen wiederholt hat,

By der zitt und by den tagen &c
Do bischoff lapoltt bischoff was
Zu babenberg und do man laß
Der achte bonifatius
An der bullen und do der fuchs
Von Mentz byschoff gerhartt
Das römisch rich hett bewartt
Mitt herzog Albrechtt von Oesterrich
Von des zukunft jämmerlich
Kung Adolff verloß sie leben
Deß ich im schuld hortt geben
Als ich do vorgeschriben han
Sins todes ich im übel gan *).

---

findet man unter andern in Adlzreiters annal. boic. gent. p. 1. l. 25. c. 37. p. 698. In einer Reimchronik von Brenner, die ich besitze, wird vom J. 1347 angeführt:

Carol der 4te in disem jar
Römischer Kaiser ernennet war
Vil tausend juden wurden verbrannt,
So die brunnen vergiftet hant.

*) D. i. seinen Tod ich ihm übel gönne — bedaure, gan in der ersten Person des Präsens für gönne (ich) mit dem Genitiv. der Sache wird auch von den Minnesänger so gebraucht. S. Bodm. Samml. 1. S. 18. genade frowe mir
der sonne gan ich dir
so schine mir der mane
„sey mir gnädig Frau, ich gönne dir die Sonne, so scheine mir der Mond!" Der vorige V. bezieht sich wohl auf das 19. K. unsers Renners, wo es heißt:

Wen wir gehört habent und gesehen
Das zwai groß onbilt sint geschehen
Und zwai wunderliche geschichtt
An gaistlichem und weltlichem Gerichtt
Das ain bapst den andern drang
Von seinem Stul on sinen Dank

Wir sehen zugleich hier: Hugo blühte in der letzten Hälfte des dreyzehnten und noch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Daß er seinen Zunahmen „von Trimberg" von dem Dorfe Trimberg, an der Saale im

---

Und ain herzog von österrich
Kung Adolffs rich wunderlich
Besaß — — —

Man sieht aus der ganzen Stelle: Es ist diejenige Periode gemeint, da Albrecht zwar zum Kaiser schon erwählt war, aber sich doch noch nicht im ruhigen Besitze des Thrones sah; denn selbst zu Rom wurde die Absetzung Adolfs für ungültig gehalten, und die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz hatten der ersten Wahl widersprochen, so daß wirklich in der Folge zu einer zweyten mußte geschritten werden. Der weiter oben erwähnte Bischof Gerhard ist um so merkwürdiger, da man es seinen Intriguen zuzuschreiben hat, daß dem kaiserlichen Ansehen, von den Päbsten zuvor so geschwächt und unter Rudolf wieder etwas aufgerichtet, nun aufs neue solch ein bedenklicher Stoß zugefügt ward. Der Nahme Fuchs, den ihm Hugo vermuthlich aus dem Munde des Volkes giebt, karakterisirt ihn ganz. Was der Pabst gegen die übrigen Souverains, maßte er sich gegen den deutschen Kaiser an, half mit der abgefeintesten List zuerst Adolf, zum Nachtheil der rechtmäßigeren Ansprache Albrechts auf den Thron, weil er vom Vetter, den er durch die unverschämtesten Kapitulationen an sich gefesselt zu haben glaubte, sich mehr für seinen Eigennutz als von jedem andern Thronkandidaten versprach. Als der Vetter aber nicht Lust bezeugte, jene zu erfüllen, was war für den ränkischen Mann natürlicher, als nun den ohnehin miszufriedenen Herzog Albrecht aufzuhetzen, mit ihm in Unterhandlungen gegen Adolf einzugehen (die Palliumsschulden drückten den armen Bischof noch) und sonach unter dem heillosesten Vorwand, von einigen Kurfürsten unterstützt den guten Kaiser zu Mainz abzusetzen. Adolf, mehr klug als tapfer im Geschäftsleben hoffte noch vom Degen, kam aber 1298 den 2ten Jul. unfern Worms in einem Treffen um.

Hochstift Franken gelegen, mag erhalten haben, und wir also einen deutlichen Fingerzeig hier gewinnen, wo sein Geburtsort zu suchen, ist, mit Flögel (Gesch. der kom. Liter. 3. B. S. 17.) anzunehmen, mehr als nur wahrscheinlicher Grund vorhanden. Eine gelehrte klösterliche Erziehung nach damaliger Art muß er genossen haben; denn er schrieb ja in früherer Zeit schon. — Der Renner ist ein Produkt seines erfahrungsreicheren herannahenden Alters, wie er uns in der Einleitung und am Schlusse selber sagt — was wir eben von ihm selbst auch haben erfahren, mehrere, (fünfthalbe) büchlin in latin, er spricht von seinen Fähigkeiten und großer Lernlust in der Jugend und verräth überall eine rühmliche Belesenheit in allerley weltlichen nnd geistlichen Schriften, nahmentlich auch der Kirchenväter. Wenn diese Gelehrsamkeit schon auch nach der damaligen Weise des Unterrichtes eben nicht gediegen seyn konnte, wofür sich Spuren in den Renner selber genug finden, z. B. wenn er das Latein der Genesis schon für schwer erklärt, unerachtet dann wieder Citate aus sehr schweren Schriftstellern und Anführungen wenigstens mit Anpreisungen der Nahmen eines Seneca, Juvenal, Persius, Statius, Sallustius u. a. (S. die Aufschrift von den alten tichtern Bl. 16. a.) vorkommen, die aber im Grunde keine nähere Kenntniß derselben beweisen, so muß er sich doch in seinem Zeitalter sehr ausgezeichnet haben.

Ja ich wäre nicht abgeneigt, mit Mehreren z. B. auch mit dem geist- und verdienstreichen Verf. der Ge-

---

Unser Dichter scheint einen meuchelmörderischen Tod zu vermuthen. Nach Aventin. annal. boicis ermordete Albrecht Adolf im Treffen selbst. Auch kann über diese Begebenheiten verglichen werden Schmids Geschichte der Deutsch. III. Thl. 4. B. 5. K.

schichte der Poesie und Beredtsamkeit IX. B. (S. 253—54) anzunehmen, Hugo sey selbst ein Geistlicher, wenn gleich auch kein Klosterbruder gewesen und hätte in dieser Eigenschaft das langwierige und saure Amt eines Schullehrers zu Theuerstadt verwaltet, wenn nicht eine Stelle in seinem Werke mir offenbar dagegen zu zeugen schien. Bouterweck bezieht sich zwar selber darauf in den Worten der Note, wo er der halb hochdeutschen, halb niederdeutschen Handschrift erwähnt, wovon Bruns im Bragur (VI. B. S. 206.) Nachricht ertheilt hat, S. 254. „An einer andern Stelle, sagt der Verfasser (Hugo), daß er gewisse theologische Belehrungen Klosterleuten und andern Pfaffen, die dazu berufen seyen, überlassen wolle. Daraus glaubt Hr. Bruns folgern zu müssen, H. v. Trymberg sey kein Geistlicher gewesen. — Mich dünkt, es folgt daraus nur, daß er nicht zu jener Klasse von Geistlichen gehörte, die er dort bezeichnet.“ Allein, wenn ich die eigenen Worte des Dichters, die von B. nicht angeführt sind, vergleiche, so muß ich doch der Brunsischen Folgerung beystimmen. Es können wohl keine andern gemeint seyn, als die sich nach unserm cd. Bl. 3. a. finden:

Ain buch, das haisset genisis,
Do vindet man geschriben an,
Wer es lesen oder verstehen kann,
Von der welt anfang;
Die ler wer mir ze lang (zu lang)
Und och die wortt zu streng, (schwer)
Das ich sy solt breng (bringen)
Von latin zu tu'che, (deutsch)
Der sullen klosterlutte
Pflegen und ander pfaffen,
Das sy gutte bild geben
Uns layen an ler und och an leben.

Ich bemerke hier voraus, daß nach der Zeile pflegen — pfaffen dem Sinn und Reim zufolge, eine Zeile wohl, was dem Abschreiber öfter begegnet, ausgefallen ist, die ich aber, da mir andere cd. nicht zu Gebote stehen, nur durch eine Muthmaßung ergänzen kann, etwa:

Dy sullen mit flyß schaffen
Das sy — —

Aber auch ohne dies zeigen die Worte am Schluße, „uns layen" daß der Verf. sich zu keinerley Art Geistlichen zählte, indem er sich sonst nicht würde unter die Layen gezählt haben, wenn er einen oder den andern Grad der Weihe, was er als Geistlicher doch mußte, gehabt hätte. Aus seinen häufigen moralischsatyrischen Angriffen des geistlichen Standes oder vielmehr der verdorbenen Mönchssitten will ich keineswegs für meine Behauptung folgern, wenn es schon nicht unwahrscheinlich ist, daß ihm der Stand eines Geistlichen größere Behutsamkeit und Schonung würde geboten haben. Allein der Fall ist ja und war auch früher nichts Seltenes, daß ein von den Mönchen erzogener, mit mönchischer Gelehrsamkeit ausgerüsteter — das war Hugo allerdings — einem anderen Berufe späterhin folgt. Und welcher war dann bey Hugo natürlicher, als der eines lateinischen und wohl zu gleicher Zeit auch deutschen Schullehrers? Ob er seine Schule auf eigene Hand errichtet, oder ob er von oberen Behörden aufgestellt und salarirt war — wenn er es war, kärglich gewiß, wie seine Klagen über Mangel im Alter bezeugen — dafür finden sich keine Daten. — Auf einen bloßen Vorstand der Meistersingerschule können die Worte: „pflag der schule zu tewrstadt" *), wie

*) Nach der von Bruns im Bragur erwähnten Handschrift geschrieben:

Dunkel (Nachrichten Bl. 1 S. 514) glaubt und Flögel, der dies anführt (Gesch. der kom. Liter. III. B. S. 17) es zweifelhaft läßt, wohl nicht gedeutet werden. Einmal würde Hugo dann anders und bestimmter sich ausgedrückt haben, als es in dem angeführten Vers lautet: Sodann war wohl in Bamberg eine Schule der Meistersänger, aus welcher Meister Egen, der Verf mehrerer Gedichte, die man noch in Handschriften hat „clag der minne, herz auf" u. s. w. (S. Mus von der Hagen, Docen u. Büsch. l. 1. H. S. 153) und etwa auch sein Schüler, der Verf. eines noch ungedruckten nicht uninteressanten Gedichtes „die Minneburg" gewöhnlich genannt, an mehreren Stellen ein begeisterter Lobpreiser und in ausschweifender Bilderjagd mit jenem oft wetteifernden Nachahmer des Lehrers, im 14ten und 15ten Jahrhunderte hervorgingen — allein ob in der Vorstadt Theuerstadt auch eine Meisterschule gewesen, ist eben darum sehr zu zweifeln. Endlich beziehen sich andere Stellen in unseres Hugs Renner, z B. eine von der in anderwärtiger Beziehung weiter unten noch die Rede seyn wird:

„Ich bett vor vier und dreyssig jaren
Minen gesellen, die bei mir waren,
Gemacht ein kleines büchelein,
Das war der samener genannt"

so wie wohl auch die oben erwähnten lateinischen Bücher eher auf solche Schriften, die für Schulkollegen (Gesellen)

Der plag der Schule zu Turstadt
Wol vierzig jar vor babenberg
Und heyfs Hug von Trymberg.

Die gedruckte Frankf. Ausgabe (S. Flögels Geschichte der kom. Lit. III. Thl. S 15) liest:

Der pflag der schulen zu Thürstat u. s. w.

und Lehrlinge zum Behuf des Lehrers und Lernens — kleine Chrestomathieen, wie man sie damalen schon schrieb, woraus die alten lateinischen Chroniker des Mittelalters oft mit Sentenzen und Dichterstellen ihren Vortrag würtzten — die für solchen Behuf bestimmt waren und sonach auf ein wirkliches Schulamt hinweisen. Eine Stelle, die auch Gellert (Einleit. zu s. Fabeln S. 26) anführt:

„Und wisset, daß ich wohl dreyßig jar
Minen sinn hatte uf latin sogar
Geleit, daß mir die teutschen Reimen
So gar waren unbekannt,
Als ob ich führ' in fremde lant
Und wollte eine Sprache lernen allda"

beweißt, daß Hugo mit lateinischer Sprache sich früher mehr als mit deutscher Sprache und Poesie beschäftigte. Aber mit Gellert daraus folgern, daß er die deutsche Sprache weniger in seiner Gewalt gehabt, als andere Dichter vor ihm, ist offenbar zu rasch.

An eine Identität seiner Person mit der eines Bambergischen Hugo, den Engelhusen in seinem Chronikon anführt (Leibniz. Script. Brunsvic. T. II. p. 1121) „hoc tempore floret Bambergae poëta, dictus Hugo, qui omnes poetas in unum redegit etc." kann wohl mit Fug nicht gedacht werden. Jener lebte unter Pabst Nikolaus III. war ein lateinischer Versifikator, der Engelhusischen Angabe zufolge *), was von unserm Hugo

*) Es finden sich an mehreren Orten des Engelhusischen Chronikons lateinische Verse von diesem Bamberger Hugo, ganz in der alten Mönchsform, die Lessing der Bruder nicht gekannt zu haben scheint, z. B. 1110 u. 1046.

Inter quas praecipue quatuor fuerunt,
Qui verborum nectare clerum rigaverunt,

nicht wohl anzunehmen ist und die Stelle des in Less. Leben (III. Thl. S. 83) erwähnten Epitaphiums jenes Hugs (wahrscheinlich nur ein Theil des Epitaphiums)

Mille simul cum ducentis annis copulatis
Octoginta simul, praesens fit arte Registrum

beweist mehr dagegen; denn sie nennt ein Werk dieses Bamberger Hugo's, das offenbar von einem Mönche

---

Alanus egregius, Matthaeusque sincerus
Gaufredus non plebejus simul et Galterus.
Quam fuit mellifluus editor Alanus
Testatur liber nobilis Anticlaudianus.
Matthaeus metaphorice metrificat Tobiam
Gaufredusque Rhetoricè novam Poëtriam
Edidit scribentibus etc.

Diese und die folgenden Verse im Chronikon sind offenbar aus dem Registrum, dessen in dem Epitaph erwähnt wird; und Registrum war der Nahme eines größeren Werkes, worin in mehreren Büchern gedachter Versifikator in kurzen lateinischen Mönchsreimen Nachricht von alten Dichtern und ihren Werken gab, wie es 1121. heißt — omnes poëtas in unum redegit — d. i. materiam eorum brevibus versibus comprehendit. (S. auch die Note) 1110. finden wir noch, daß nach diesem Verf. Aristoteles die Thaten des Alexanders in Versen beschrieben habe.

Incipit catalogus primi libri (also das Registrum) sic:
Primus Aristoteles imbutum (S) nectare sacro
Scribit Alexandrum, sceptro qui insignis et armis.

Glaubte man vielleicht damals das fabelhafte Gedicht von Alexander, das wir altfranzösisch und deutsch haben, schreibe sich vom Aristoteles her? Nicht unmöglich! Es wäre zu wünschen, man hätte dies ganze Registrum noch, wobey man aber offenbar an unsern Hugo von Trymberg nicht zu denken hat; brauchbar für anderwärtige literarische Notizen wäre es gewiß.

herrührend und in Mönchsversen geschrieben, dem Theuerstadter Hugo mit keinem Grund kann zugeschrieben werden. Lessing selbst hat sich diese vorläufige Notiz nur unter andere Notizen für seine beabsichtete Recension einstweilen aufgeschrieben, er selber zog keine Folgerung daraus, wenn aber der Bruder, der Herausgeber des Lebens L. und seines Nachlasses dort S. 84. um die Anmerkungen des Bruders nicht ganz unbenutzt zu lassen, wie er sagt, die Vermuthung wagt mit den Worten: „Könnte nicht dieses Registrum, welches 1280 geschrie„ben war, unserm Hugo, Schulmeister zu Turstadt vor „Bamberg zugehören?" — so ist diese Hypothese, aufs lindeste es zu bezeichnen, ganz übereilt.

Merkwürdige Stellen, wo der Verf. weiter von sich selber spricht, sind noch folgende: Im XX. Kapitel erwähnt er den Fleiß, die Thätigkeit seiner Jugendjahre, seine Liebe zur Literatur und seine glücklichen Gaben, des Gedächtnisses besonders.

Do ich by zwanzig jaren waß,
Was ich hort sach oder laß,
Das was zu hand von mir begriffen;
Do mir die jungen jar enttschliffen *)
Do schlieff des synnes krafft mit inn,
Daß ich nun halber nitt bin,
Als ich was by vierzig jaren
So ganz, das ich der kreffte wielte **)
Das ich zwaihundert vers behielte
Oder reim tutsch oder latin
Dry tag in mins Herzens schrin.

---

*) Entschlüpften.

**) Waltete. — Walten der Kräfte, so viel als mächtig seyn der Kräfte.

Von seinen früheren Schriften, die er vor dem Renner geschrieben, oder auch nur in Auszügen zusammengetragen, spricht er außer der schon angeführten Stelle nach dem Prodromus, unter der Aufschrift: Wie viel er bücher geticht hab:

„Vor hab ich siben büchlin
In tutsch gemacht und in latin
Fünfthalbe, das ist war"

noch an mehreren Orten ausführlicher — denn dort bricht er schnell, zu seinem Renner übergehend, ab, — z. B. im XXX. Kap. von ongezogen (ungezognen) schülern, wo wir zugleich erfahren, daß auch sein Schicksal das nicht ungewöhnliche Gelehrten- und Dichterschicksal, mit Armuth kämpfen, war.

Ich hett by den tagen min
Gesamlet zwaihundert büchlin
Und selber zwölfe gemauchtt *),

---

*) Gemacht. — Es sind diese zwölf Büchlein wohl keine anderen als die oben aus dem Eingange angeführten „siben in tutsch und fünfthalbe in latin," wo, die halbe Zahl als ganze gerechnet die volle zwölf dann herauskommen. Dem ganzen Zusammenhange nach müssen diese eine Art Florilegien für den Schulgebrauch gewesen seyn. Was die Worte betrifft: „wenn ich alt wurd — erwerben" so stelle ich mir den Zusammenhang des Sinnes so vor: Er hoffte im Alter, wenn er selber den Schulunterricht — Hugo scheint im Lateinischen und Deutschen zugleich Unterricht gegeben zu haben — nicht mehr fortsetzen könnte, diese Büchlein an Scholaren oder jüngere Lehrlustige, da man vermuthlich auf eigene Hand damals Schulhaltungen hin und wider errichtete, für ähnlichen Zweck guten Kaufes losschlagen zu können, und fand sich jetzt in dieser Hoffnung aus den angegebenen Gründen getäuscht, auch scheinen ihn selbst seine Schüler im Alter nach und nach verlassen zu haben.

Und hett mir also gedauchtt,
Wenn ich alt wurd, das ich damit
Nach der alten lerer sitt
Min nottdurft sol erwerben.
Noch muß ich verderben,
Gott wolle mich denn fristen
Baß, denn in miner kisten
Min büchlin (mir) zu staten kommen,
Wenn der hab ich kainen frumen,
Syd niemantt lernen wil die kunst,
Di mangem gutt ere und gunst
Hautt brauchtt vor tusend jaren,
Do schuler dennocht waren
Ainfältig, klug, kusch, messig,
Nit spiler trinker und fressig,
Und der schul nit abgingen,
Bis daß sie der zucht und kunst gefingen.

Noch spricht Hugo ganz am Ende des in Frage stehenden Werkes (Renner) von einem anderen früheren „der samner genannt" ob dieses schon unter jenen vorgenannten zwölf begriffen, ist nicht angegeben. Ich zweifle aber, einmal, da er sagt, ein beträchtlicher Theil davon sey ihm abhanden gekommen — von den zwölf redet er als solchen, die noch in seiner Kisten liegen — sodann, weil die Tendenz desselben weniger die eines Lehr- und Schulbuches als einer freyeren wenn auch schon didaktischgerichteten Komposition, dem Renner selbst ähnlich, gewesen zu seyn scheint. Die Stelle ist folgende, nach unserm cd.

Ich hett vor vier und dryssig jaren
Minen gesellen, die da by mir waren,
Gemacht ain klaines büchlin,
Das sy by dem gedachten min,

Das was der ſamner *) genantt
E denn das kam von miner hand,
Do ward ſin ain quintern **) verlorn.
Dieſelb verluſt was mir ſo zorn ***),
Das ich es do nichtt gar vollbrauchtt
Mit dem flyß, als ich gedauchtt.
Wie vil aber ſin was geſchriben,
Das iſt hin und her becliben
Vil bas, denn ich mich verſach;
Genns louffett ****) vor diß rennet nach
Wer jenes les der merk do py (dabey)
Das diß von jenem genommen ſy,
Und das ir baider ſyn ſy glich,
Allain ir baider liebe ſy ongelich.
Wo ich nitt wol getichtet han *****)
Tutt das ain weiſer man hindan,
Das ſol man im ſagen dank,
Wenn es ſprach er ******) frydank;
Uff Erden iſt nichtt ſogar volkomen
Das es dem wandel ſy benomen.

---

*) Sammler.

**) Fünfter Theil.

***) Aergerte mich ſo: wie im Barlaam und Joſaphat (von Köpke herausg. Königsb 1818) 11, 20 do wart dem kunige zorn u. das iſt dime Vater zorn 16, 28. wie eben ſo auch mit dem verbum thun das Subſt. zorn verbunden wird: die kletten und der hagedorn die tuint gahen liuten zorn. (S. das Scherz. Glossar.)

****) Jenes lauft vor: Der Buchſtabe g für i.

*****) Sinn: wo ich nicht wohl gedichtet habe, und ein weiſer Mann achtet deſſen nicht (thut hindan das — negligit — curam non habet) darob ſoll man ihm danken.

******) Er deutlich geſchrieben, nicht herr, ich halte auch er für die rechte Lesart ſt. eher — vor — vormals, daher auch

Das ich vil frömder lere han
In tuttſcher zunge kund gethan,
Die manig jar vor und dennocht hur
In tuttſcher ſprache waren tur.

Und ſo kann auch wohl die Aufſchrift, die man ſonſt neben dem Buche in den cd. findet:

Renner iſt dis Buch genannt u. ſ. w.

von Hugo ſelbſt abſtammen. Daß noch ein andres Werk „Reu ins Land“ wie Flögel nach Johann Wolff (Wolff. lect. memor. T. II. p. 1061) berichtet (S. Flögel III. B. S. 15) und Koch in ſeinem Kompendium, durch Flögel verleitet, als eine beſondre Schrift Hugo's dieſe anführt, unſern Dichter zum Verf. habe, iſt offenbar ein Irrthum. Schon Leſſings Bruder (S. Leſſings

---

der öfters gebrauchte nomin. des Komparativs: umbe ſine erre miſſetat (S. Köpke zu Barlaam und Joſaph. 353, 25. im Gloss. p. 481.) Die Stelle kann auch beweiſen, daß der Verf. von Freydank nicht gleichzeitig mit dem Verf. des Renners ſeyn konnte, wie Morhof aus den öfteren Anführungen Freydank'ſcher Sprüche im Renner übereilt ſchließt. An ſich ſchon iſt der Schluß zu geſchwind; denn die öftere Citation beweist nur das damals große Anſehen dieſes Gnomologen, nach dem bekannten, von Spangenberg angeführten, und auf dem Titelblatt der Wormſer Ausgabe gedruckten:

Man hielt etwann uf kynen ſpruch nicht,
Welchen nit herr Freidank hett gedicht.

Aber ſelbſt die Art und Weiſe, wie Freidank im Renner zuweilen citirt wird, hätte Morhofen ſchon ſtutzen machen können, z. B.

Da Frydank ſpricht der ſelig man
Des ſpruche ich dick geleſen han.

Vergl. hieher auch Leſſing über den Freydank: zur Geſch. u. Lit. Braunſchw. 1781. V. Beytr. S. 236.

Leben III. Thl. S. 84) und das Hagen- Büschingsche Museum bemerken dies. S. 179) Der Irrthum von Flögels Gewährsmann, Wolff, entstand wohl durch eine Verwechslung der Buchstaben u und n. Renn ins Land (nicht Reu ins Land) ist nichts anderes als eben der Renner.

Nach allem dem, was wir in obiger Stelle finden, scheint mir der Sammler schon im Kleinen eine mit dem Renner ähnliche Anlage gehabt zu haben. Von dem Erhaltenen wurde manches durch Abschriften oder auch mündliche Ueberlieferung bekannt und erhielt Beyfall; darauf scheinen sich die Zeilen „wie vil aber — bas denn ich mich versach" zu beziehen: Daß es gleiche Tendenz mit dem Renner hatte, ob es schon nicht ganz mit gleicher Liebe wegen des Aergers über den verlorenen Quintern vollendet war, geht wohl aus den Worten hervor: „E denn das kam — mit dem flyß als ich gedacht" zusammengehalten mit der sprichwörtlich ausgedruckten Stelle: „Wer jenes les — und das ir baider sin sy glich, allain ir baider liebe ongelich." Auch läßt die Zeile: „Daß diß von jenem genommen sy" nicht ohne Grund schließen, daß im Renner manches aus dem Sammler wieder aufgenommen und nur fleißiger und umständlicher ausgeführt sey. Eben so scheint mir gegen Bouterwecks *) Behauptung, von dem ich auch im vorhergehenden etwas

---

*) S. Geschichte der Künst. u. Wiss. IX. B. S. 255. „Ob der Titel, den es führt (dieses Werk) ihm von dem Verf. selbst gegeben ist, und was er bedeuten soll, ist zweifelhaft. Nach der gedruckten Ausgabe, die aber offenbar einen verfälschten und modernisirten Text liefert, sollte dieses Buch den verlornen Büchern nachrennen und ihren Inhalt gewissermaßen einholen oder ersetzen. Nach dem Witze des Z. A. könnte dieser trockene Einfall (?) immer vom Hugo v. Trym-

abzuweichen mich veranlaßt fand, aus dem Ganzen dieser Schlußstelle, so wie nahmentlich aus den Worten: „jenes lauft vor dieses rennet nach" ganz unzweifelhaft hervorzugehen, daß der Titel des Buches Renner vom Verf. selber herrührt, und was seine Bedeutung sey.

Nachrennen soll es dem, was vom Sammler im Andenken des Volkes erhalten hat, gleiche gute Aufnahme finden, wie der Verf. in dem letzten Kap. „vom jüngsten Tag" als er dem Schluße zueilt und sein Buch mit den Worten empfiehlt; (Bl. 267. b.)

Man findt wachs und honigsam (honigsaim)
In disem buch, wer die hm haim
Bringtt in sins Herzen schrin,
Was im do fuge (passe) das nem er in.
Honigsam betutt (bedeutet) die hailgen lere,
Der haiden spruch hautt och ere,
Und sind manigen enden wert
Als wachs, do man nitt honigs gert *).

---

berg selbst seyn. Nebenher könnte er noch bedeuten, weil doch damals die versteckten Anspielungen bey den deutschen Dichtern beliebt wurden, daß dieses Buch als das letzte des altgewordenen Verf. eilen sollte, sein Glück zu machen und der Welt zu nützen." So weit B. Indeß ist offenbar die Stelle kein Zusatz oder eine Verfälschung der gedruckten Ausgabe (Frankfurt 1347) die B. allein benutzt zu haben scheint; denn sie findet sich in unserm und auch andern ed. Sodann sollte das Buch der Renner nicht den andern Büchern allen, sondern nur dem verlornen Theile des Sammlers nachrennen und da es an seine Stelle gewissermaßen trat, denselbigen und wo möglich größeren Beyfall sich erwerben.

*) Der Sinn der letzten Zeile ist wohl: die Sprüche der Heiden haben auch Ehre, und sind manchen noch eher werth,

Wie er dort, sage ich, noch weiter unten hinzusetzt:

Wo diß buch vertt durch die land
In swaben in bayern in durgen (Thüringen) in franken,
Do sullent tutsch lutt danken
Miner sel mit yerem gebett,
Mit almusen mit anderen guttett,
Das ich vil frömder lere han
In tüttscher sprache kuntt gethan,
Die mänig jar vor und dennocht hur (heuer)
In tüttscher sprach waren tur. (theuer)

Und damit sey es nun mit dem, was wir über das Msc. selbst und das Persönliche des Verf. vom Renner hier sagen wollten, genug!

* * *

Kürzer kann ich mich hier, als in dem ältern Aufsatze von mir geschah, über den Werth des Dichters und seines Werkes, wovon jetzt die Rede ist, ausdrücken, da so manches Ausführliche indeß von Flögels Schilderung an, welche mir damals noch nicht bekannt seyn konnte, bis zu Bouterwecks Karakteristik (Gesch. der Künst. u. Wiss. IX. B. S. 256) darüber zur Sprache gekommen ist.

Daß das Werk ursprünglich kein planmäßiges Ganze war und seyn sollte, springt in die Augen, es wäre aber unbillig, wenn man mit dem Verf. darüber rechten oder ihm Ungeschmack, wie einige thun, vorwerfen wollte. Er muß nach dem Geiste seiner Zeit und auch nach dem

---

wie Wachs, wenn man nicht gerade Honig will. Enden ist wohl ein Idiotismus, korrupt statt eher, wie er auch im Schwäbischen vorkommt, hm haim im 2. B. sich heim u. s. w.

Zwecke der Schrift selbst, der aus den schon oben ausgehobenen Stellen hervorgeht, beurtheilt werden. Er wollte die Erfahrungen seines Lebens, die Beobachtungen, die er über Menschen und Sitten seiner Zeit angestellt, und was er in alten Schriften Merkwürdiges und Lehrreiches gefunden, in eine Art Gedenkbuch für sich selber und seine Leser zusammentragen, und so konnte von *logischer* oder poetischer Einheit hier wohl leicht die Rede seyn. Zufällig, wie sich ihm gerade die Materien anboten, sind sie an einander gereiht, ohne daß eine bestimmte zur andern überführt *). Nur einige Verwandtschaft derselben bemerkt man oft in der Aufeinanderfolge. So z. B. nach dem, in einigen Parthien anmuthigen allegorischen Eingange kommen die Kapitel von den Maiden; von bösen Herren; von den Bauern; von Edelknaben; von Pfaffen, Klosterleuten und Kapitelbrüdern, dann eine Priamel oder Apologus. Darauf von bösen Wirthen und Räubern. Sofort hören wir ihn über mancherley Tugenden und Laster didaktisch-satyrisch sich aussprechen. Daß ihm mehrere alte Naturbeschreiber, selbst Plinius, nicht unbekannt waren, zeigt gegen den Schluß hin eine Reihe naturhistorischer Kapitel, deren erstes in unserm cd. überschrieben ist: (Bl. 250) von nataren (naturen) mancherlay Dingen Cap. XXXIII. **), worauf dann einzelne,

---

*) Wie er einmal selbst sagt: „er renne hin mit seinem Gedicht, wo es hin trett (hintritt) mit Gewalt" und wieder:

das ist mir zu einem Gedichte, so lauft es anderthalben hin,
wenn ich es ein halb hinrichte, uf ein Feld, davon min sin.

**) Mit dem rührend naiven Eingange:

Wer woltt bedenken, was er wer,
E denn sin mutter in geper, (gebar)
Und wie lang er lag gefangen,
Do im die knyelin an den wengen
Rürten, als noch gesyppe sin

von den lewen, von den leparten, von dem pernn, von dem ochsen, von dem fuchs, biber, adler, lerche, von ainem (wunder) prunnen in kriechen (Griechenland), von dem hannen uf der kirchen, von den grillen und ameisen, von der fiedermuß, von der wisten (Wiesel), von dem krebs und noch mehrere Wunderbrunnen folgen. —

Sämmtliche Abschnitte sind sinnvoll, auch im Falschen oder Abergläubischen, das sie berühren, hindeutend auf das Geheimnißreiche der Natur und durch sittliche Deutung und Anwendung derselben oft wirklich fromm erbaulich; z. B. wenn von den grumvögeln (Raubvögeln) gesagt wird:

Sie spisent sich
Mit flaisch und sind onhaimlich
An dem fluge und trinken nicht,
Wißt ihr wo von das geschicht?
Des flaisch ficht *) machett das,
Wen es ist in im selber naß.
Alle übel lutt spisent sich
Mitt krieg und sint onhaimlich

Knyn und hustlin in latin,
Der soltt knyn und hustlin naigen
Gen seinem schöpfer, und erzaigen,
Das er krangler same wer
E denn sin mutter in geper.

Der Sinn der letzten Verse ist wohl: wie lang er gefangen war, als ihm noch die Kniee an die Wangen rührten, (Lage des Kindes im Mutterleibe) so wie noch im Latein Knie und Wangen verwandt sind (genu — gena) der sollte gegen seinen Schöpfer Knie und Wangen neigen (hüstlin ist wohl ein Provinzialism für Backen) und dadurch kund thun, daß er kranker (schwacher) Saamen war, ehe ꝛc.

*) Des Fleisches Feuchte.

Sennften *) lutten, und achten nicht Gaistlicher liebe u. s. w.

Nach diesem naturhistorischen Kurs folgen aufs neue wieder einige moralisch-satyrische Ausläufe, der stärkste darunter von Güttigkeit **), Symony, Glissenhait ***) und von der Hoffart, und dann zu guter Letzt eine Betrachtung des jüngsten Tages. Vorzüglich anziehend und ergötzlich sind die nicht sparsam in das Ganze eingestreuten Apologen und Schwänke, die auch durch Darstellung und körnigte Schreibart sich empfehlen.

Ist nun schon der Verf. im höheren Sinne des Wortes kein Dichter zu nennen, und mag Gellert Recht haben, daß der poetische Geist des Herrn Trymbergs, wie er sich ausdruckt, eben nicht groß zu loben, oder hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen ****) in seinem Gedichte zu finden seyen, so verdient doch manches andere, was G. der das Verdienst hat, zuerst wieder näher auf den Verf. aufmerksam gemacht zu haben, so sehr er dieses auch mit einiger Beschränkung und der ihm eigenen schüchternen Einseitigkeit thut, keineswegs verkennt, unsre gerechte Hochachtung.

Er selbst belehrt uns, daß er als Schulmann zuerst mehr aufs Lateinische gewendet, mit der deutschen Poesie erst in spätern Jahren bekannt geworden; auch war die zarte Blüthe, die wir in den Dichtern des 12ten u. 13ten Jahrhunderts aus der ersten Hälfte mit Recht schätzen,

---

*) Sanftmüthigen.

**) Geiz.

***) Gleißnerey.

****) Diese Behauptung verdient große Einschränkung, wenn man nur die satyrischen Gemälde und die häufigen, beredten Züge in den Fabeln vergleicht.

durch zufällige Umstände bereits wieder größtentheils verflogen, und sie war auch nicht gemacht, seinem besondern, fürs Lehrhafte einmal hauptsächlich durch Natur und frühere Beschäftigung eingerichteten Naturelle sich fruchtbar anzueignen.

Aber gerade diese Lehrhaftigkeit und der gesunde tüchtige Verstand, die ihm einwohnen, sein treuherziger, redlicher, ja frommer Sinn fordern unsre Achtung auf, eben so wie der edle Freymuth, womit er die Laster seiner Zeit in allen Ständen unerschrocken angreift. Er hat dieses mit mehreren Dichtern der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gemein, die von dem Sentimentalen, Lyrisch- oder Episch-romantischen früherer Zeit hinweg jetzt mehr dem Didaktischsatyrischen sich hingaben, wie schon der zweyte Theil der manneßischen Sammlung hier in Reinmars, Kanzlers, Stolles, des Schulmeisters von Eßlingen u. a. Poesien manche Proben hievon liefert.

Vorzüglich scheint der Gnomologe Freydank sein Muster gewesen zu seyn, den er auch an vielen Stellen mit großem Lobe anführt.

Nicht nur aber jene Tugenden sind's, die ihn uns schätzbar machen, seine naive Sprache, sein oft kräftiger, bildreicher Ausdruck selbst, ja auch eine gewisse Gewandtheit im Reim, so wie das Sinnreiche vieler seiner Sprüche und Apologen, treffende, satyrische Züge und manche Anflüge heiterer Laune und glücklichen Witzes, dem freylich auch mancher spielende oder ganz falsche sich beygesellt, sprechen ebenfalls unsre Liebe an. In Sprüchen ist er unerschöpflich, und trägt sie bald mit Ernst, bald mit einem Grade von Schalkhaftigkeit, aber immer treuherzig vor.

Es ist wahr, er läßt sich vom Reim regieren, aber, wo ihm dieser einen glücklichen Einfall anbietet, wo die-

ser seiner Einbildungskraft oder seinem Witze entgegenkommt, verfolgt er auch dieses nicht ohne eigene Anwendung von Einbildungskraft und Witz.

Dabey versteht er sich auf eine gewisse rednerische Topik im Gebrauche mancher grammatischen Figuren, so wie der Hilfsmittel von Umschreibungen, Gleichnissen, Exempeln, die seiner sonstigen Redseligkeit und auch der Unbeholfenheit in der Diktion, die, wie bey andern ähnlichen Werken des deutschen Alterthums öfters eintritt, das Langweilige benimmt und beyde minder anstößig macht. Besonders liebt er einen Satz vielfach zu wenden, so daß er von einem Subjekte alle möglichen Prädikabilien häuft, und fast jeden Vers nicht ohne Nachdruck aufs neue mit dem Worte des Subjektes beginnt, wie z. B. im Kapitel von der Laßheit (Läßigkeit): Bl. 208. a.

Laßheit verdrießet, daß sie singet,
— — — springet,
— — — steh',
— — — geh',
— — — bete,
— — — trete,
— — — reite,
— — — streite.

Laßheit macht manchen zagen *),
Der wol er und gut möcht bejagen,
Laßheit macht, daß man und wib
Verliert gut, sel und lib.
Sie hat manches Herz besessen u. s. w.

---

*) Zaghaften, feigen.

Eben so sagt er auch Bl. 230. a.

Kunst ist werder denn gold,
Kunst gibt allen eren sold,
Kunst kann wegen, zelen, spalten,
Kunst kann lib und sel behalten,
Kunst macht mangen prediger
Und mangen pfaffen viel achtber (achtbar).

Wie vortrefflich und körnigt sind nicht in den obigen Zeilen: „Kunst kann wegen (wägen) u. s. w.“ die verschiedenen Arten der Kunst und Wissenschaft angedeutet! Auch Adverbia häuft er oft gleichergestalt am Anfange der Sätze: z. B.

Uebel der isset und ist onweiß
Wer Gottes vergisset bei guter speiß:
Uebel der trinket zu aller stund
Wer Gott nit haut in herzensgrund:
Uebel der schallet, singet, springet,
Wer nit nach Gottes willen ringet, u. s. w.

Auch sonst weiß Hugo die Figur der Personifikation, dem altdeutschen Witze gemäß, sinnig zu handhaben, wie z. B. in einem gefällig die Erwartung spannenden Eingange zu einer seiner moralischsatyrischen Paränesen: Bl. 10.

Ain schön jungfrau ich selten spür
Zu hof, die weilůr (weiland) oft herfür
Frölich mit iren gespielen ging,
Und hoher fürsten gest empfing.
Die was beschaidenheit genannt
Und führt die warheit an der hand.

Eben so schön ergriffen und geschickt als sinnreiche Allegorie durchgeführt ist sie, in dem interessanten Kap.

von den ungezogenen Schülern, wo er am Schluße auf die Grammatika kommt:

Kunſtmutter und ſchuleramme
Grammatica, von der die flamme
Gotteslieb wird entzündet,
Die die (der?) gelerten herz kündet, (verſteht)
Die hat ſechs töchter in ihrem kram u. ſ. w.

Auch iſt es ergötzlich, was von ihrem Kramladen am Ende geſagt wird, und wie die vorübergehenden Studenten, ſtatt nach dem Nützlichen zu greifen, nur Trugmärtelein und anderes Nichtiges ſuchen, wo dann die verſchiedenen Arten des vor aufgeführten Affenthalerreihens, und die luſtige Wiederholung bey jeder einzelnen Schaar der aufgeführten Kaufluſtigen angewendet wird: „Da kommt aber ainer und ſtellt ſich ain" u. ſ. w.

Selbſt wenn ſein Allegoriſiren und Deuteln ins Kleinlichte geht, wie z. B. Bl. 259, wo er im Ey die vier Elemente findet, hört man dem ſinnigen Meiſter doch nicht ungern zu. Den Wortwitz verſchmäht er nicht, und läßt Sprache und Reim oft für ſich dichten. So z. B. Bl. 2. a. eine anagrammatiſche Spielerey im Geiſte ſeiner Zeit mit Ave und Eva, die ſich auch in der Manaſſiſchen Sammlung der Minneſänger findet:

Ave das viel ſüſſe wort
Bracht uns aller fröden hort,
Eva bracht uns in den tod,
Do bracht uns Ave aus der not.
Ave ſant Maria gruß
Macht uns aller ſchwere buß (entſündiget uns).

Auch mit Gelehrſamkeit weiß er ſich etwas, Meiſter Seneca, Ariſtoteles, Meiſter Bernhard, Ambroſius, Boe-

tius, Meister Ysop (Aesop) Cato, vorzüglich die Schrift und ihre Exempel werden oft ausführlicher, oft kürzer angeführt.

Seine Sprache hat viel Aehnliches mit der, die man aus den ältern deutschen Dichtern kennt; doch bleibt ihm manches Eigenthümliche. So z. B. die Wendung mancher seiner Metaphern: in schandes hor fallen Bl. 210. (in den Koth der Schande versinken) furcht und schaam sind eren tubel. Ebend. sind Befestigungsmittel (tubuli) der Ehre *), und so viele sprichwörtliche Bilder, wie z. B.

„so man die heilge Schrift vor in (sie)
führt, so mird ir silber zin"

mahnt zwar an Aehnliches bey ältern Dichtern, hat hier aber doch das Gepräge eigner Individualität.

Eben so sind die mancherley Wortspiele und Wortwitze im Geschmacke und Geiste seiner Zeit, aber sie gewinnen in seinem Munde einen besondern Reiz durch das treuherzige des Vortrages, dem nichts desto weniger etwas Schalkheit beygesellt ist.

Folgende Sprüche, die ich schon in meinem früheren Aufsatze ausgehoben, möchten hieher gehören.

Wenn uns das haar beginnet weißen **),
So sollten wir tag und nacht uns fleißen,
Daß unsre selen auch weiß werden, u. s. w.

---

*) Scherz führt bey dem Worte tubel eine Stelle aus einem altdeutschen Schriftsteller an: „wisheit überwindet übel, also betwinget das vaß der tubel." Nach dieser Stelle hieß tubel ein Reif: Es drückt aber im weitern Sinne andere Bindmittel (ligamenta) aus.

**) Weiß werden.

Ain müssig mensch, wer es merken will,
Steht tag und nacht als ain zil,
Zu dem die teufel ihr bölzlin
Schissent, er gang us oder in.
Wer nun bessern will sin leben,
Der nimm gut bild by der winreben,
Die ir houpt gar einfältiglich
Neiget und gar wunneklich
Ufwechset und hinach gebirt,
Deß engel und menschen gefrewet wird.

Wer wird einem Dichter, der mit so zarter Innigkeit wie dieses Bild hier ausgeführt ist, seine Lehren vorzutragen versteht, nicht auch andre Formen zu gut halten, die uns vielleicht jetzt weniger gefällig dünken, wie er z. B. gleich nach jener Stelle fortfährt, mit altvolksthümlichem Witze, den wir aber doch an Aristophanes lieben, und uns freuen, daß die ursprünglichen Typen der Menschennatur sich so gleich bleiben, also sich ausdrückend:

Böse wort und böse werk
Habent die von lasterberg
Süsse wort und süsse werk
Habent die von sündenberg,
Gute wort und üble werk
Haben die von trugenberg.

Oder wenn er Bilder gebraucht wie folgende, gegen die Plauderer sich wendend.

Wir habent zwai ohren und ainen mund
Von natur, das uns sy kunt,
Daß wir vil mer gehören süllen *),
Den usmahlen mit unsres mundes mühlen **).

*) Hören sollen.
**) Ausmahlen mit der Mühle des Mundes — plappern.

Oder wenn er zu noch derberen Gleichnissen sich hält, z. B.

Ein herr ohne ere zimt als wohl,
Als ein schöner sal meistes voll
Busch on laub, haupt on har,
Feld ohne gras, thier zagelpar *);
Niemant ist gut, dann der mut **)
Edel macht und nit das gut,
Wenn ain sint edelling,
Das ander sint eseling.
Ain edelling tutt adelichen,
Ain eseling tutt eselichen;
Doch sieht man sy oft dringen
Esseling mit edellingen.
Ain edelkind haut edel sitt,
Dem folget tugent und eren mitt,
Ainem eseling wont ain esel by u. s. w.

Was indeß manche der Provinzialismen unsers Dichters betrifft, so verdienten sie eine weitere Untersuchung. Viele sind schwer zu entziffern. Der Styl in der schon angeführten Minneburg und einzelne der dort vorkommenden Wörter und Phrasen mahnen nicht selten an Ren=ner, und ich denke, sie könnten sich wechselseitig erläutern.

Daß H. Werk endlich auch manches zufällige Interesse gewährt, sowohl für die politische als sittliche Geschichte jener Zeit, auch für den Standpunkt der Sprache und Literatur damals hatten, geht aus dem Gesagten her=

---

*) Zagel (cauda) zagelbar, ohne Schwanz. „Zu dem Fuchs ein affe sprach, frunt, min hinter het kein dach, gib dafur deines zagels mir ein kleine (ein wenig von deinem Schwanze) Bodm. Proben aus den Minnes. S. 240.

**) Denn der, welchen u. s. w.

vor. Besonders sind einige Kap. in literarischer Hinsicht merkwürdig.

Z. B. das Kap. von alten Singern lautet in unserm cd. (Bl. 7. fg.) so: — Ich will auch hier gegenüber die Lessingsche Recension abdrucken lassen. — Eingeleitet ist es durch folgenden Eingang:

Tüb. cd.	Lessing. S. 79.
Guttigkait *) luder und onkuesch	Geiligkeit — unkeusch
Muttwill und onzimlich getusch	— unzimlich täusch
Habent mangen herrn also besessen	Haben — — —
Das sy der weishait habent gar vergessen	Das si der weis gar —

Von den alten singern.

Hie vor edel herren sungen **)	In der hievor — —
Von Bottenlaub und von Morungen ***)	— Botenlaub — —
Von Limpurg und von Windesschleg	— k — Windespek

*) Gierde, Geiz.

**) Das oben unterbrochene rückt bey Lessing besser aneinander fort, und die Lesart der weis ist offenbar viel besser, als die unsrige.

***) Von Graf Otto von B. eigentlich Graf Otto von Hennenberg (Mus. 140) † 1254. S. die Maneß. Samml. I. 13, 16. von Morungen Fragm. ebend. I. 40—42. Windesschleg oder besser Windespek ist Windsbeck S. Bragur 2. Thl. S. 215. fg. — Von Limpurk, dem Schenken von Limburg S. die Man S. 57—59. Vergl. auch hier und zu den übrigen Mus. für altd. L. u. K. 1. B. 1. H.

Tüb. cd.	Leff. Abdruck.
Von nyffen *) willodome und prawneg **),	— Neiff, wildome und von Brauneck.
Her walther von der vogelwaid	— — — —
Wer der vergeß, der tett mir laid,	— des — des wer —
Allain er nit wer rich des guts	Allein er war nit —
Doch war er rich ſinniges muts.	— er ſinniges — ***)

*) Wohl, wie auch L. meint, Gottfried von Niffen S. Fragm. von ihm Man. S. 1. S. 22, 23. Willodom oder Wildom wohl der von Wildonie, von dem die Man. Samml. I. 193. drey Lieder enthält. Das Muſeum für altdeutſche L. u. K. S. 220 vermuthet, es möchte jener Hertnid von Wildon ſeyn, deſſen Ottocar von Horneck oft erwähnt.

**) Die beſte Ausſprache iſt wohl Brunecke. Friedr. v. Sunnenburg im Jen. cd. S. 22 beruft ſich in einem Lobgedicht auf K. Rudolf I. auf einen Brunecke. Bey Rumelant S. 9. kommt eine ähnliche Berufung vor. Auch findet ſich eine berühmte Familie dieſes Nahmens im 13ten und 14ten Jahrhundert in Franken. S. Muſeum für altdeutſche L. u. K. S. 141 — 142.

***) Das Adjektiv rich fehlt bey Leſſing, vielleicht nur durch einen Druckfehler. Man vermißt es ungerne. Die Gedichte von dieſem trefflichen Sänger finden ſich Man. Samml. I. S. 101 — 142. Nachrichten über ihn trifft man an bey Bodmer (Vorbericht zu den Proben alter ſchwäbiſcher Poeſie 35. fg.), auch in einem Aufſatze des deutſchen Muſ. Etwas Perſönliches von den Poeten des altſchwäbiſchen Zeitalters. Aug. 1780. Vergl. auch Muſeum für altd. L. u. K. 1. B. 1. H. S. 216. auch bey Koch, Bouterweck u. a. Am vollſtändigſten aber, mit eindringender Kritik und geiſtvollem Fleiße iſt ſowohl das Leben als der dichtriſche Karakter dieſes ſo intereſſanten Sängers, aufgefaßt aus ſeiner Zeit und ſeinen Werken, den reicheſten Quellen deſſen, was man Perſönliches von ihm weiß, neuerlich dargeſtellt worden in Ludwig

Tüb. cd.	Leſſ. Abdruck.
Her reinmar und Her peterlin *)	— — — peterlein
Mugentt dir gnoß an ſinnen wol ſin.	Mügen — genoß — ſinn — ſey.

Uhlands Walther von der Vogelwaide. Stuttg. und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandl. 1822. In Beziehung auf das, was der Verf. des Renners von der Armuth des Dichters ſagt, ſtehe ein treffliches Gedicht von ihm hier!

Von Rome voget von pülle 1) kunic lat uch erbarmen,
Das man bi richer kunst mich lat alsus 2) armen,
Gerne wolde ich, mochte es sin, bi eigenem fur erwarmen.
Ahi! wie ich danne sunge von den vögelinnen,
Von der haide und von den bluomen als ich wilant sanc
Swelh 3) schöne wib mir gebe dann ir habedank,
Der liesse ich lilien und rosen us ir wengel schinen.

1) Apulien. 2) alſo. 3) welch.

*) Welchen von den beyden Reinmar Hugo meint, den Reinmar der Vidiller (Maneß. S. 2. Thl. S. 110) oder Reinmar von Zweter 2. Thl. S. 122 — 155 iſt unbekannt. Vermuthlich den erſten, als den beſſern Dichter. Siehe über ihn das Muſeum für altd. L. u. K. S. 195. Er blühte im erſten Drittheile des 13ten Jahrhunderts. Seinen Tod beklagt Walther von der Vogelwaide Minneſ. I. 105. und ſchließt die Klage mit den Worten:

Ich will es by minen truvven sagen,
Dich selber wolt ich lüzel (wenig) klagen,
Ich klage din edele kunst, das si ist verdorben.

Von Peterlein hat man bis jetzt keine ſichere Notiz. Der Peterlein Sachs, der unter den zwölf alten Meiſtern in Tenzels monatl. Unterhaltungen nach der Anmerkung in Leſſ. Leben aufgeführt iſt, dürfte wohl ſchwerlich Eine und eben dieſelbe Perſon mit ihm ſeyn. Auch der Katal. der Dichter bey Schilter (Thes. ant. T. III. praef. XXVIII.) nennt ihn nicht.

Tüb. cd.	Leff. Abdruck.
Dasſelb will ich dem Marner.*) wol jehen,	Deßelben — — —
Wer maiſter conrat **) hautt geſechen	— Conraden hat —
Von wirzburg oder ſin getichte,	— — — gedicht,

*) jehen zugeſtehen. Marner, ein Schwabe, Zeitgenoſſe Hugo's und Konrads von Würzburg, der ihn überlebte. Von den Dichtern vor ihm ſagt er: „ich muos us ir garten und ir ſprüchen blumen leſen.“ Er ſchrieb lateiniſche und deutſche Verſe, oder miſchte ſie auch zuweilen, wie Hugo ſagt, untereinander, auch als Fabuliſt ſchätzbar. Er ſcheint ſich viel in Oberfranken aufgehalten zu haben. Mehreres ſagt von ihm das oft angef. Muſ. I. 184 — 185.

**) Meiſter Cunr. v. Würzburg, aus der zweyten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, Verf. vieler Gedichte, der güldenen Schmidte, eines von den Gebr. Grimm edirten Lobgedichtes auf die heil. Maria, ausſchweifend in abentheuerlichen Bildern und baroken Gleichniſſen. Intereſſanter iſt ſein trojaniſcher Krieg (III. B. der Müller. Samml.) das romant. Gedicht Engelhard und Engeldrut und die Legenden vom h. Alexius (S. Oberlin. de Conr. Herbipolit. wo ſich auch ſonſt ſchätzbare Nachrichten über den hier genannten Dichter finden.) Auch in tüchtigen luſtigen Schwänken war er Meiſter, wie der Schwank von einem Chorherrn zu Würzburg und von der Bir, der letzte bey Müller III. S. 39. beweiſen. Die Maneß. Samml. hat ebenfalls II. S. 198 — 207. mehrere Gedichte von ihm. — Ziemlich ausführlich verbreitet ſich auch über dieſen wackeren Meiſterſänger Bouterweck (Geſch. der Poeſ. u. Beredtſ. IX. B. S. 215 fgg.) ſeine guten und minder guten Seiten gerecht würdigend; beſonders ſind mehrere ſehr zarte Züge S. 216 u. 219 aus dem trojaniſchen Kriege ausgehoben, aber auch einiges Grobſchrötige, Derbe aus der güldnen Schmidte, (S. 220) die nichts deſto weniger viel geniale Züge hat.

Tüb. cd.	Keff. Abdruck.
Der ſetzt in wol zu der pflichte,	— ſetz' — — pflicht,
Wann er volget ir aller ſpor	— — — —
Doch rennet der marner in allen vor,	— in allen d. m. —
Der luſtig tutſch und ſchön latin	— teutſch — latein
Als friſch brunnen und ſtark win	— friſchen — wein
Gemiſchet haut in ſüſſen dön.	— hat — ſüß gedön.
Meiſter conratt iſt von worten ſchön,	— iſt worten — (wohl ein Druckf. ſt. in w.)
Die er gar verr hautt gewechſelt	— — — hat —
Und von latin alſo gedrechſelt,	— latein — —
Das lützel layen ſy vernement	— — ſin — nemen,
An tütſchen büchern die nit zement.	— deutſchen pucher — zemen.
Wer dichten wil, der dicht alſo,	— — — —
Das weder ze neder, noch ze hoch,	— zu niedrig — zu —
Synes ſynnes flieg das mittel halten;	— — — —
So wirt er werd jungen und alten.	— — wert — —
Was der menſch nicht verſtait,	— — nich verſteht,
Treg es im in die ouren gait;	— — oren geht.
Das (deß) hör ich mangen touren vernichten (f. nichts achten)	Deß — — toren —
Maiſter Conratz maiſterlichs tichten.	— Conrads — —
Ich hör aber ſins gedichts ſelten	— — ſin gedicht —
Wol gelert pfaffen ſchelten.	— — — —
Wer gar ſich flyſſet an ſelzen (ſeltſame) reim,	— — fleiſt — —
Der wil, das ſynes ſynnes leym	— — auch — —
Uffen an ſchönen worten klebe,	Außen — — kleb
Und lützel nutzes darin ſchwebe.	— nutz — ſweb.

Die Kritik, welche unser Hugo von den letzten Versen aus dem Meister Cunrad darum macht, daß er zu viel fernher geholte lateinische Worte (denn so ist wohl die Zeile zu verstehen — Worte — die er gar verr hat gewechselt — verr — ferre — procul — e longinquo S. auch Scherz u. Ob.) seine deutschen Poesien einmischt, wie sie sich dann wirklich auch in dem Lobgedicht auf die h. Maria und sonst zur Ungebühr finden, mit den angeführten Gründen: „solche Worte ziemen sich nicht an deutschen Büchern, weil die Layen sie nicht verstehen, und man seinem eigenen Zwecke, Nutzen zu stiften und auch Beyfall zu erwerben, nur dadurch schade, diese Kritik, sage ich, macht in der That dem gesunden tüchtigen Verstande und auch dem Geschmacke des Theuerstädter Schullehrers Ehre. Sonst zeigt diese Stelle, welcherley der altdeutschen Dichter er selbst und zum Theil seine Mitwelt in Ehren hielt. Daß nicht noch manche andre von ihm hier aufgeführt sind, wie Hermann von der Aue, Heinrich von Veldegg u. a. deren Lob mit einer bey den älteren Dichtern öfters vorkommenden so anziehenden Herzlichkeit der Verf. des Tristans *) feyert,

---

*) Gottfried von Straßburg, aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Bekanntlich wurde das von Gottfried unvollendete treffliche Werk von Vribero und Ulrich von Turnheim fortgesetzt. Die nach der Müllerschen Ausgabe II. B. nun erschienenen sorgfältigeren Recensionen sind bekannt. — Schön, sinnreichzart eingekleidet ist das Lob, das im Tristan S. 31 fg. (nach der Müllersch. A.) den harmann der owere (Hartmann von der Aue) in Beziehung auf seinen Iwain ertheilt wird:

Er hat den wunsch von worten, (die Worte stehen ihm
Sinen sin den rinen wie durch Zauber zu Gebot)
Ich wene, das in feinen (Feyen)
Ze wunder haben gespunnen,

beweist nicht, daß er diese nicht auch gekannt. Kannte er doch den Tristan und mehrere größere Gedichte des deutschen Alterthums und preist sie und bezeugt ihren zu seiner Zeit noch frischblühenden Ruhm, sogleich in den jenen obigen nachfolgenden Zeilen, wenn er fortfährt:

Also sind bekannt durch tutsche lant
Erek *), yban und tristant,

Und haben in in ir brunnen
Geläutert und gereinet,
Er ist binamen gefeinet. (beynahe gefeyt)

Auch von Heinrich von Veldig dem Verf. der Eneit. (Müll. Samml. I. B.) und des Herzogs Ernst muthmaßlich (S. die Hagensche S. I. B.) so wie mehrerer kleinerer Gedichte (Man. S. I. 18 — 22) wird eben dort S. 34. b. gesagt:

Ich wen iz sin wizheit
Us bitagis brunnen nam
Von dem di wisheit alle kwan.

— bitagis soll wohl der Nahme des oben schon berührten wunderbaren Feenbrunnens seyn. Das Wort ist wahrscheinlich aus dem Orientalischen, dem Persischen oder Arabischen korrumpirt. Man findet dort mehrere solcher Wunderbrunnen, z. B. die Quelle Badendun in Mirchonds Geschichtbüchern: S. Wilkens Chrestomathia pers. p. III. et 1 — 6. der himmlischen Quellen und Ströme Salsebil (Jones com. poes. as. 333) Euthar (ebend. 314) u. a. nicht zu gedenken.

*) Yban ist der Iwain v. Hartmann von der Ouwe S. die Müll. Samml. und Michaelers Ausgabe von 1786. Ich stimme ganz in den Wunsch ein, der im Museum für altd. L. u K. S. 160 ausgesprochen ist, eine neue nach bessern Handschriften als die von Mich. benutzte, wozu Heidelberg jetzt Gelegenheit giebt, möchte bald den Fleiß eines unserer altdeutschen Literatoren beschäftigen, weil ich auch die Ueberzeugung hege, die Lektüre alter deutscher Dichter könnte

Kunig artus und herr bartifal,
Wigelais, der groſſen ſchal (ruhm)
Haut bejagt und groſſen breiß,
Wer das (nit) geloubt, der iſt onweis.

— bartifal iſt parcifal, das berühmte Gedicht von Wolfram von Eſchenbach, dem wir auch den Titurel und mehrere größere und kleinere Gedichte danken. — Wigelais iſt das Gedicht Wigalois der Ritter mit dem Rad, von wirnt von Gravenberch, wovon wir nun eine treffliche Ausgabe von Beneke haben. Berlin bey G. Reimer 1819. — Bejagt iſt ſo viel als erreicht hat großen Preis. Das Wort nit ſteht nicht im Texte, iſt aber offenbar ausgefallen. —

Mehreres noch von ſolcherley Gedichten, ſo wie vom Geſchmacke, den das Volk auch zu unſers Hugo's Zeiten

---

wohl am zweckmäßigſten mit dieſem angefangen werden. — Erek, bey Leſſing (S. 87) Erke geſchrieben, wo wir zugleich die Anmerkung vom Bruder finden: „Erke kenne ich nicht" iſt Erek und Ernite, ebenfalls ein minder bekanntes in den Fabelkreis vom König Artus ſpielendes romantiſches Gedicht vom Hartmann v. d. Ouwe. Auf die beyden Hartmannſche Gedichte ſpielt indeß auch der Verf. des Wigolais an, V. 6309 u. 6396. Statt der Zeile: „Kunig artus und barcifal" findet ſich bey Leſſing „Künk rucher und her parzifal" ebenfalls mit der Anmerkung K. R. kenne ich nicht. Sollte es nicht König Rother ſeyn, der in den deutſchen Gedichten des M. A. (Berlin 1808 I. B.) gedruckt iſt. Die ganze Stelle bey Leſſing lautet ſo:

Alſo ſein bekannt durch teutſche lant
Erke, Iwan und Triſtrant
Künk Rucher und Her Parzifal
Wygolais, der groſſen ſchal
Hat bejait (bejagt) und hohen preis. —

wo dann die Stelle abbricht.

an denselben noch hatte, finden wir an einem Orte, wo wir es weniger suchen, in dem langen Exkurse über „laßhait und böse gewohnhait" Bl. 206. fg. Ich will die interessante Stelle nach unserm cd. hieher setzen: (Bl. 210. a.)

Sprich ich die waurhait nach der swer, 1)
So bin ich ain griffeler, 2)
Strauffer (strafer) haist man syler, 3)
Prediger pfaffengiler, 4)
Wer schimpfet, 5) der ist ain ginaff, 6)
Wer trinket, der ist ain lerenapff. 7)
So spricht ainer, ich hört gern
Von her dietrich von pern 8)
Und och von den alten recken, 9)

---

1) So wie sie beschwerlich wird: swere molestia.
2) Das Wort griffeler v. griffen, greifen, muß hier wohl den verächtlichen Begriff eines Gerichtsschergen ausdrücken, denn das Zeitwort greifen wird in Scherz-Oberl. Glossar. so erklärt, nach alter Bedeutung: jure et vi magistratus apprehendere, das Subst. griffeler findet sich nicht, aber schon das Synonymum filer 3) deutet darauf hin, das wohl so viel ist als filler (carnifex) S. Scherz. I. 392.
4) Prediger so viel als Ermahner: pfaffengiler, wohl betrügende Pfaffen von gilen, gillen täuschen S. Scherz.
5) schimpfet, im guten Sinn hier so viel als tadelt.
6) Wohl so viel als gähnaff. Ein noch jetzt im Munde des Volks gangbares Schimpfwort einem müssigen, unnöthiges treibenden Menschen zu bezeichnen, wohin auch die bekannte Phrase: „Gähnaffen feil haben" gehört.
7) lerenapff — der Näpfe leert — eine Zusammensetzung wie: Sauffaus, Habenichts u. s. w.
8) Der bekannte Held alter romant. Gedichte im Niebelungenlied, Heldenburg u. s. w. eigentl. Theodorich v. Verona.
9) recken, riesen, helden.

Der ander wil von hern ecken 1)
Der dritt wil der risen sturm 2)
Der vierd wil syfrides wurm,
Der fünft wil herren tristerant,
Der (dem) sechst ist ecken 3) bas bekannt,

---

1) ecken usfart, S. Docen Misc. II. 294.

2) Wohl besser die Lesart reussensturm, die sich in einer von Lessing gebrauchten Handschrift findet (S. Leben Less. S. 88. „der dritte will die Reußenstürmen, der vierte will sich friedes wörmen"; wogegen auch noch von dem pergamentenen od. dort die Lesart mitgetheilt ist, die auch für Reußen als einen nomen gentilit. zu stimmen scheint:

Der drit wil von hern (von der) rüzzen sturm,
Der vierd wil seifrids (Sigfrids) wurm.

Auch der Panzersche cd., aus dem Docen die Stelle anführt (S. Misc. z. Gesch. u. s. w. II. B. 293) liest Russen Sturm und im fg. V. — Seifrids (Sigfrids) Wurm.

3) ecken ist wohl hier ein Schreibfehler. Von den drey cd. die bey Less. (88 — 89) angeführt sind, deren einer liest: „dem sechsten ist hern Eckes baß bekannt" und der pergamentne: — eck baz bekannt — hat der papierne die rechte Lesart „ist erk wol bekannt." Diese hat auch Docen in der Klammer empfohlen, wo er (Misc. II. 293) aus den Panzerischen cd. die Stelle so anführt: „Dem sechsten ist her Ecke (l. Ereke) baz bekan." — Derselbe Erek, der auch oben erwähnt wurde, ist hier gemeint. Eck (Eckens uzfahrt, vielleicht von Helfrich von Luthringen) ward ja kaum zuvor genannt; Hartmanns von der Ouwe Gedicht nämlich: Ereke u. Ernite. Der Verf. des Wigalois sagt S. 233 (Beneck. Ausg.)

Het jemen von ir hohen mut,
Dern sach der frouwen Eniten niht;
Wande der Her Hartmann giht,
Daz wäre gar uz dem strite,
Ez en wäre frouwe Enite
Ze Karidol din schonste maget,
Als im sin meister het gesaget.

Der sibent wil herren partival,
Der acht die tavel rune (tafelrunder) 1) überal,
Der nunde wil kremhilden mord,
Der zehent der nyblung hort,
Der ailft gaitt in mynne wortt,
Als der mitt ply (bley) marmel port, (bort)
Der zwölfte wil ruckernn 2) besundernn,
Der dryzehent kung alexanders wunder,
Diser wil den ritter mit dem rad, (Wigalois)
So wil jener gan zu dem pad. (der König im Bade)
Diser wil sumpern, 3) der wil gigen,
Der wil trummen, der wil schwigen,
Der wil harpffen, der wil rotten, 4)
Der wil tanzen, der wil notten, 5)
Der wil singen, der wil sagen,
Der wil springen, der wil jagen.
Wie solt der mensch sin geschaffen,
Der tummen layen und tummen pfaffen
Zu willen also dienen kunde, (könnte)
Das man im gutz und eren gunde? (gönnte)

Nur noch ein paar kleinere Stellen erinnre ich mich im Renner gefunden zu haben, die ebenfalls von alten Rittergedichten Erwähnung thun, und zwar im Kapitel von Güttigkait, Symoni, Glissenhait (Gleißnerey) und

---

1) So die Panzersche Handschrift S. Docen Misc. II. 293.

2) Ob König Rother?

3) sumpern, sumbern, pauken, tympanizare, sumper, tympanum, S. Scherz. 1598.

4) rotte, ein Saiteninstrument, daher das Zeitwort. Beydes kommt oft im Tristan und auch in den Minnes. vor: „Der arme truchseß war ir gige und ir rotte" (cithara) Tristan Müller. Ausg. S. 79.

5) notten, nach Noten singen.

der Hoffart, das 26 in unserm cd. wo es Bl. 289 a u. b. heißt:

Vil mangen sind aber bekannt
Hie und über manig land
Die bücher, die ich vor han genannt,
Parcifal und tristerantt,
Wigolais und eneas, 1)
Eck, eywan 2) und weroch was
Zu der tavel runn in karydol, 3)
Doch sind die bücher lugen vol;
Der han ich mich genyetet 4) wol,
Syd (seit) aber ain yeklich mensch sol
Mit herz und mit munde
Den eren zu aller stunde,
Von dem er lib und sele hett,
So dünket mich ain missetät,
Wer icht 5) des schribet oder list,
Daran unsers herrn lob nitt ist.
Als ich mich versynnen kan,
So hat verloren manig man
6) solicher tuscher (teutscher) bücher lere,

---

1) Die Eneidt von Heinrich von Veldegg.
2) Iwain S. oben. Weroch muß wohl getrennt gelesen werden: wer och (auch).
3) Burg des Königes Artus, in den altenglischen Gedichten Kardoel, Kardueil, Karderyle — das heutige Carlile in Cumberland. S. Mehreres in den Anmerkungen v. Benecke zum Wigalois. S. 630.
4) genieten, sich einer Sache, Person — ergötzen, genießen. S. Barlaam u. Jos. 165, 37.

Daz ich mich din geniete,
Swie danne got gebiete. (Köpkesche Ausg.)

5) etwas deß.
6) Hier ist wohl durch ausgefallen.

Lib und sel und gut und ere;
Wann manger went, er wurd ain wicht,
Wurde er ain sollicher degen nicht,
Als die helde vor genannt,
Wirt dem des todes sper gesant
E denn er sollich lob bejage,
Wenn (wem) wil der sin wunden klage?
Harnasch mengen jüngling trucket,
Das im sin ele wirt entzucket u. s. w.

Man sieht aus dieser Ergießung: So sehr der Dichter sein Vergnügen an den alten romantischen Gedichten, als er ja oben auch lebhaft genug ausspricht, nicht verheimlichet, so warnt er doch vor dem Misbrauche derselben und eifert gegen diejenigen, die ihre Phantasie dadurch so erhitzen, daß sie diesen fabelhaften Rittern es auf Thurnieren gleich thun wollen, und Gesundheit, Leben und Gut oft so verlieren. Ja weiter unten sagt er noch in eben diesem Kap.

Wertt aber ain jüngling gestochen,
Das es im we tut vierzig wochen,
Wem sol die kurzweil (nit) übel gefallen,
Ob er went er sy gefallen
Mit fröden in siner junckfrowen schos,
Die arbeit, der in nie verdroß,
Sullen wir och gering wegen *)
By thoren sind och helden und tegen.
Wie her dietrich vacht (focht) mit Ecken,
Und wie hievor die alten recken
Durch frowen mynne verhowen **)

*) achten.

**) Wegen der Liebe zu Frauen schwer verwundet — „daz er durch sie verhowen waz bis uf der minnen grunt" Trist. 126.

Das (des) hört man noch vil manig frowen
Mer klagen und wainen zu mangen stunden,
Denn unsers herren hailge wunden. *)

Uebrigens beweisen sämmtlich hier ausgehobene literarische Stellen, daß, wenn schon der Geist der romantischen Poesie mit seinen Einflüssen auf Sitte und Denkart bereits im Abnehmen war, zur Zeit, wo unser Dichter seinen Renner schrieb, woran ohne Zweifel die damaligen Regierungen Kaiser und Fürsten Schuld hatten, und wohl auch die Geistlichkeit, so gab es nichts desto weniger unter dem Adel und dem Volke noch eine große Parthie, die nach der kaum verblichenen Väterzeit und ihren wundersamen aus fremdem und eigenen Boden in die Literatur verpflanzte Sagen und Dichtungen mit inniger Lust noch hinhorchte. Ja da das Volk, konnten es ja auch viele Ritter, selbst einige Dichter unter ihnen nicht, damals gewiß nicht lesen konnte und Hugo, wie er oben beyspielweise den Satz durchführt, man könne es nie einem andern zu Dank machen, und dabey das angeführte Gleichniß aus der Erfahrung vom gemeinen Volke herge-

---

*) Um das Verhältniß der Frankfurter Ausgabe zu unserm cd. einigermaßen zu bestimmen, gebe ich die 6 letzten Verse hier noch, wie sie Bouterweck Gesch. der Poes. u. Beredts. aus demselben citirt. Mehr noch würden dies die längeren moralischen Stellen und der Schwank: „wie ein Mann seine Frau beschloß" thun, die B. ebenfalls aus jener Ausgabe anführt, wenn noch Raum dafür wäre.

Wie Herr Dieterich fochte mit Ecken
— — — —
Betrogen seyn durch Frowenlist,
Des hört man sie noch manche Frist,
— — manchen —
Denn daß sie beweinen ihr eigne sünden.

nommen schöpft „der eine höre diese, der andre jene Mähren gerne" so müssen damals viel Fidler, noch umhergezogen seyn, die einzelne rhapsodische Gesänge, wie man mehrere auch in altdeutschen Handschriften findet von diesem oder jenem Dichter verfertiget, oft selbst von ihnen nachgebildet oder umgebildet, bey muntern Veranlassungen sangen. Dies beweist auch eine Stelle von Marner, von dem unser Dichter oben sagt, „der Marner laufe allen vor." Er singt in einem seiner Lieder: Samml. der Minnes. II. 176. (Zürich 1758.)

Singe ich den liuten miniu liet, (meine lider)
So wil der erste das,
Wie Dietrich von Berne schiet,
Der andre, wa Künig Ruther (Rother?) saß,
Der dritte wil der riussen sturm,
So wil der vierte Eggehartes *) not,
Der funfte wen Kriemhilt versriet, (versniet?)
Dem sechsten tete baß
War komen sint der wilzzen diet (wälsche Völker?)
Der sibende wolde eteswas
Heimen **) alt heren witchen sturn, ***)

*) Man könnte hier Eginhard vermuthen, den bekannten Liebhaber von Emma, Karls Tochter. Aber in dieser Gesellschaft möchte wohl ein andrer Held zu suchen seyn.

**) Etwa mit sich nach Haus nehmen. (heimen.)

***) Diese, wie es scheint, korrumpirte Stelle verstehe ich nicht. Auch scheinen Zeilen ausgefallen und einige untereinander geworfen zu seyn. Vergleicht man übrigens das ganze unter den Marnerschen Gedichten vorkommende Fragment mit jener obigen Stelle aus dem Renner, so sieht man deutlich: der Verf. des Renners hat Marner, den er ohnehin am meisten gelesen zu haben scheint, dabey vor Augen gehabt und zum Theil ausgeschrieben. Dafür zeugen auch noch die letzten

Sigfrides ald heren Eggen tod,
So wil der ahtode (achte) dobi niht wan hiubschen minnesang,
Dem niunden ist diu wile bi dem allen lang u. s. w.

Man sieht: Marner, wie er selbst an einem andern Orte sagt:

„Lihte finde ich einen fund,
Den sie funden hant, die vor mir sint gewesen,
Ich muß us ir gärten und ir sprüchen blumen lesen“

bearbeitete viel einzelne Parthien, aus den alten romantischen Sagen sie aushebend, in besondern kleinern Dichtungen. So mögen es andre Sänger gehalten haben. So verbreitete sich aus den dicken großen romantischen Gedichten, von denen das Volk keine Notiz nehmen konnte, der Kern, das Leben davon unter das Volk, und erhielt sich da noch lange, wie auch spätere Zeugnisse bey Fischart, Hans Sachs, ja in Luthers Schriften noch es

---

Verse, womit dies Marnersche Fragment schließt:

Da bi hete manger gerne der Ymlungen hort,
(was wohl Niebelungen heißen soll)
Der wigt mein wort,
Ninger danne ein ort; (hier wohl kleine Münze, quadrans; wie wir sagen, keines Hellers, keines Pfennigs etwas achten)
Deß muot (sin) ist in schatze verschort (verscharrt, begraben)
Sas get min sang in manges orn, (Ohren)
Als der mit blei in marmel bort.

Die letzten Worte in dem bildlichklar bezeichnenden Sinne: meine Worte, Lieder, gehen manchem so hart und schwer ein, als wenn man mit Bley in Marmor bohrt, und viel passender hier als oben in der Stelle des Renners: „der elft gaitt in minne wort“ u. s. w. daß man fast versucht wird anzunehmen, sie seyen dort von fremder Hand ungeschickt aus dem Marner hinzugesetzt, weil man sah, daß er im Uebrigen den Marner vor Augen hatte.

bezeugen, als Lust und Liebe daran an den Höfen der Fürsten schon allgemach erloschen war, und veranlaßte und förderte im 15ten Jahrhundert vorzüglich mit das Aufkommen der Balladen und Romanzen. — Damit sey es nun denn genug dessen, was wir hier über Hugo's Verdienste als Dichter sagen wollten.

Mehreres behalte ich mir für ein folgendes Bändchen dieser vermischten Schriften vor, wo ich in Form einer kleinen Anthologie aus dem Renner mehrere von andern noch nicht berührte satyrischmoralische Gemälde und auch einige der interessanteren Apologen und Fabeln, wie ich schon in jenem früheren Aufsatze und im Bragur einen kleinen Versuch machte, mit einer Auswahl kurzer Sprüche ausheben möchte. Ich werde dann, da ich Hoffnung habe, indeß noch einige cd. vergleichen zu können, in einer eignen Recension und einer mehr lesbaren keineswegs aber modernisirten Gestalt dieselben dem Publikum, das an der schlichten aber gewiß von vielen Seiten her durch innige Kraft, heitere Frömmigkeit *) und Lebendigkeit auch schalkhaften Witz anziehenden Darstellungsweise des treu-

---

*) Es sind oben schon Proben von jener gegeben worden: Hier nur noch eine von dem unbefangenen naiverbaulichen Tone des Dichters. Bl. 240. a.

Dise welt ist als ein gaukeltabel (tafel)
Wen sie hat als ein schachzabel
Künig und dazu küngelin (künigin)
Roch, ritter und alte (auch zugleich) vendelin, (Bauern)
Des hot got vil sin gauckelspil
Mit uns, der es recht merken wil.
Der gaukler spricht: „wieder in die taschen!
Spricht unser Herr: „wieder in die aschen,"
Von der ir alle sind entsprungen,
Reich und arm, alt mit jungen."

herzigen, redlichen und redseligen fränkischen Dichters Gefallen findet, vorlegen. Vielleicht wäre auch eine Untersuchung der Quellen, aus denen er manche seiner Apologen und Fabeln geschöpft, nicht uninteressant. Bey einigen liegen sie nahe und fast zur Hand. Nicht so bey anderen, wie z. B. bey der phantastisch-anziehenden Mähre, von dem Tempelbau eines reichen Wucherers, den der Teufel in Beschlag nimmt, eben als der Bischof die Kirche weihen will, bey dem heiteren Schwank „wie ein Mann seine Frau beschloß" den Bouterweck (S. 259—60) aber nur nach der sehr fahrläßigen und willkührlichen Frankf. Ausgabe geliefert hat, ferner bey der sinnreichen Erzählung von den vier Aebten, und auch bey dem trefflichen Apologus von den Sitten der Römer bey ihren Triumphen, wo gegen die Geschichte alles mehr im Geiste und Töne der alten Chevalerie sich begiebt, und der Triumphator zur Erinnerung an seine Menschlichkeit von einem Gerichtsschergen einen sanften Hieb in den Nacken erhält, mit dem Denkspruche: „nochus elichon" (offenbar verdorben das griechische γνωθι σεαυτον S. Bl. 241 nach u. cd.) u. s. w. Vielleicht könnte auch diese Untersuchung meine Beschäftigung dann in Ansprache nehmen. Einstweilen wird man mit Nachsicht die vorangegangenen Blätter aufnehmen.

Berichtigungen und Zusätze.

S. 58. Zu der Anmerk. ***) „Dieser Auswandrung danken mehrere Universitäten — Flor.“ Vergl. hieher aus Meiners Geschichte der Entsteh. und Entwicklung der h. Schulen. Gött. 1802. 1. B. S. 67 sqq. Uebrigens weißt Meiners nach, daß nur Eine Universität der Auswandrung der Deutschen aus Prag ihren Ursprung, Leipzig nemlich dankt, daß aber Erfurt u. a. sehr dadurch gewonnen, wird ebenfalls zugegeben. Die Zahl der Studirenden, die von Prag nach Leipzig mit ihren Lehrern sich wendeten (1409) wird von Meiners auf 2000 angegeben S. 239.

S. 261. die Note: Von einem solchen philos. Pedanten führt Tac. in dem Stoiker Musonius Rufus, zur Zeit des Kampfs zwischen den Vitellianern und Flavianern (hist. l. III. 81. Miscuerat se legatis Muson. Rufus — — permixtus manipulis, bona pacis ac belli discrimina disserens armatos monere; id plerisque ludibrio, pluribus taedio: nec deerant, qui propellerent proculcarentqee, ni admonitu modestissimi cujusque, et aliis minitantibus omisisset intempestivan sapientiam) ein Muster auf.

S. 342. Hugo von Trimberg, sagt von sich selber nur wenige Blätter vor der Stelle, die mit einer von uns — ebenfalls ausgehobenen Marnerschen viel Aehnlichkeit hat, von sich: er habe ein eigenes Baufeld gehabt, und in reicher Leute Korn, wenn sie vorn sichelling hin trugen und Garben, hinten nur gestüpfelt: um so wahrscheinlicher ist es, daß er aus Marners-Feld diese Aehren aufgelesen.

Die wenigen da und dort eingeschlichenen Druckfehler wird der Leser leicht selbst berichtigen können.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conz, Karl Philipp,

Kleinere prosaische Schriften vermischten Inhalts

Bd.: 2

Tübingen 1822

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.L.100
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11696689-2